ERLEBNISSE: NACH ERINNERUNGEN UND...

Friedrich Wilhelm Gubitz







Erlebnisse

von

F. W. Gubitz.

Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen.

Erster Band.



Berlin.
In der Vereins-Buchhandlung.
1868.




KONINKLIJKE BIBLIOTHEEK

Seit Jahren schon wurde mir nicht nur im Familienkreise, nicht nur von Freunden und Bekannten, sondern auch in Zeitschriften gesagt: ich solle meine Erlebnisse der Lesewelt mittheilen. Fast immer hörte und las ich dies schweigend, innen aber sagte ich mir: ja, wäre das in erster Hälfte meiner Vergangenheit mir glaubhaft oder auch nur muthmaßlich gewesen, dann könnte mir die Aufgabe durch mehr schriftliche Hülfsmittel sehr erleichtert seyn; jetzt hätt' ich zu wünschen, das Sprüchwort: „wer Anfang macht, hat halb vollbracht", beweise sich diesmal als gründlich wahr. — Mir wollte es nicht so scheinen, wenn ich jenem Anmahnen zu folgen mir vornahm; denn frühzeitig in mich hineinlebend, ohne sonderliche Aufsicht und Leitung stillem Betrachten überlassen, scheint's mir, ich hätte vom Kindeswesen und seinem Glück weithin mehr geträumt als erfahren. So unklar hinsichtlich meines Einschreitens in das Wirkliche des Lebens, finde ich mich bald in seltsamer Abtrennung, in einsamer Selbstständigkeit, auch mitten

unter Anderen, wobei mir aber Begriff und Absicht mangelten; denn in meinem Empfinden war ich überschwenglich und schwärmend, wie dies gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch in der geistigen und gemüthlichen Nahrungsluft des deutschen Volkes lag. Bei dem Rückblick auf damalige Verbindung meiner gradaus strebenden Gedanken mit der Zerfahrenheit des Gefühls sehe ich ein, es sey rathsam, von der durch Entbehrnisse bedrückten Jugend vor den Jahren, ehe mein Name öffentlich genannt wurde, nicht viel mehr als das Unerläßliche zu erwähnen,— so weit man selbst zu beurtheilen vermag, was etwa hierin unerläßlich ist, oder mindestens irgend eine Bezüglichkeit hat für den Zweck dessen, was geschildert oder berichtet werden soll.

Wie schon angedeutet, hatte ich bis über die Hälfte meiner Jahre keine Ahnung davon, daß man jemals mich selbst mitbetreffende Gedenkblätter für die Oeffentlichkeit von mir begehren würde; ich erließ mir also bei stets hinlänglichster, nicht selten kaum zu überwindender Beschäftigung fast alles Aufzeichnen von Begebnissen und Einwirkungen. Da ist mir mein Anton, mein noch im ersten Mannesalter (am 3. Dezember 1857) gestorbener zweiter Sohn zu Hülfe gekommen. In seinem Nachlaß fand sich eine kurze Geschichte meiner Erlebnisse, wie er sie Familiengesprächen und öffentlich Zerstreutem entnahm. Seine handschriftlichen Umrisse will ich zuerst benutzen und sie ausführlicher entwickeln aus meinem Gedächtniß, das nur ärmlich unterstützt wird von auffindbaren

Hinweisungen, die allmälig mir ergiebiger werden müssen durch Briefe, Hand- und Druckschriften. — Voraus sey aber bemerkt — mit der Bitte, es nicht zu vergessen — daß ich diese Aufzeichnungen im Jahre 1864 begonnen habe, und sie wegen anderweitig verwickelter Geschäftigkeit nur allmälig fortsetzen konnte.

Leipzig ist meine Geburtsstadt, der 27. Februar 1786 mein Geburtstag. Getauft bin ich lutherisch, mag hiezu den Beisatz „protestantisch" nicht entbehren, aber zugleich hege ich Achtung und Duldsamkeit für jede auf diese Eigenschaften begründete, das Edle fördernde Glaubenslehre.

Mein Vater, Johann Christoph, war zur Zeit meiner Geburt in Leipzig Schriftsetzer in der Buchdruckerei des durch mannigfache Thätigkeit nach Verdienst sehr geschätzten Johann Gottlob Immanuel Breitkopf. Dieser beschäftigte ihn meist bei Werken in fremder Sprache, weil er zum erwählten Beruf mehr als gewöhnliche Vorkenntnisse mitbrachte.

Es sey mir erlaubt, vorweg hier des Vaters zu gedenken, überhaupt der Herkunft unserer Familie einen kurzen Bericht zu gönnen. — Erst seit dem dreißigjährigen Kriege lebten unsere Vorfahren in Deutschland; nach der ältesten Ueberlieferung hatte sich ein schwedischer Offizier Gubitsteen in eine schöne und wohlhabende Schneiderstochter aus Gotha verliebt, sie wider Willen seiner Eltern geheirathet, und sey enterbt worden. Er studirte dann die Rechte in Jena, wohnte als Advokat in Schleusingen; seinen Namen hatte er in Gubitz abgekürzt. Zu Anfang

des achtzehnten Jahrhunderts beweisen vorhandene Druckschriften die Verwandlung in Gubitz. Mein Ur-Urgroßvater war Rent-Amtmann im Weimarschen, in der Nähe von Capellendorf, mein Ur-Großvater Pfarrer in Goldlauter, zugleich Schriftsteller. Die Familie besitzt nur ein Buch von ihm: „Emblematischer Zeitvertreiber"*), mit einer geharnischten Vorrede gegen „des Momi Geschlecht", gegen die „Recensenten." Davon darf ich in der Folge mir selbst etwas widmen als Strafpredigt, wenn ich zu erwähnen habe, daß ich, trotz der scharfen mit biblischen Zeugnissen bewaffneten Warnung meines Vorfahren, mich doch „des Momi Geschlecht" beigesellte — beigesellen mußte. — Mein Großvater war Arzt und Kreis-Physikus im Henneberg'schen, wohnhaft in Suhl. Er hatte in Jena studirt, und ich erfuhr während meiner dortigen Studentenzeit im Anfange jetzigen Jahrhunderts, daß er als einst „bemoostes Haupt" und geschickter Schläger sogar noch einen Nachhall burschenschaftlichen Rufs vererbte, weil er höchst willfährig die Waffe ergriff für jeden beleidigten Freund, daneben auch dienstbereiter Fechtmeister war. Er starb, wenig über vierzig Jahr alt, ohne Vermögen zu hinterlassen; meine Großmutter, eine kraftmächtige heißblütige

*) Der vollständige Titel ist: „Emblematischer Zeitvertreiber, das ist: auserlesene Sinnbilder, mit Sprüchen, Historien, Gleichnissen und anderen Realien, sowohl aus heiliger Schrift als Profan-Scribenten; erkläret, mit Kupfern gezieret und zu nützlichem Gebrauch und Uebung im Christenthum zum Druck befördert von Caspar Christoph Gubitz, Pfarrer in Goldlauter. — Schleusingen 1726."

Thüringerin, die den Reichthum des in der Nähe belegenen ehemaligen Weinhändler-Dorfes Benshausen anstaunte, entschloß sich, Mittel zur Pflegung ihrer drei Kinder ebenfalls durch den Weinhandel zu erzielen, „en gros", wie man zu sagen beliebte, obwohl fast nur Frankenweine lagerten in den geräumigen Kellern des Hauses, das sie sich später, um es den Benshausern nachzuthun, in dem Marktflecken Heinrichs bei Suhl stattlich genug mit selbsterworbenem Gelde erbauen ließ. Ihren ältesten Sohn Christoph brachte sie in Zucht und Belehrung nach Coburg zu dem Herzoglichen Pagen-Hofmeister Martini, mit dessen Zöglingen zugleich empfing er denselben Unterricht, und dadurch jene Befähigung, die ihn als Schriftsetzer in der Folge auszeichnete. In seinem funfzehnten Jahre mußte er sich des Weinhandels annehmen, wozu er keine Neigung in sich spürte, und da er das Unglück hatte, während des Geschäftsbetriebs durch einen Sturz mit dem, derzeit für Reisen sehr gebräuchlichen Pferde einen Kniescheibenbruch zu erleiden, wollte er eine andere Lebensbahn erwählen. Da die Mutter mit ihrer starren, vielleicht durch den kostspieligen Bau von ihren Zuständen verstärkten Strenge sich dem Entschluß widersetzte, flüchtete er nach Schleusingen, und der nun Sechzehnjährige ward Lehrling in der dortigen Buchdruckerei. Seine Selbsthülfe bewirkte bei der Mutter eine so unüberwindliche Aufregung, daß sie sich fast gar nicht mehr um diesen Sohn bekümmerte, ihn auch nicht wiedergesehen hat, obwohl sie bei manchem wi-

drigen Schicksal ein hohes Alter erreichte, das endlich doch eine briefliche Versöhnung herbeileitete.

Begreiflich ging nun der Sohn mühevoller Zukunft entgegen, leicht und gern täuscht aber darüber der jugendliche Muth, der ihn auch hinweg trug über zagende Betrachtung, als er schon im Anfange seiner zwanziger Jahre sich verheirathete mit der eben so schönen als wackeren Agathe Goll, Tochter eines armen Webermeisters in Schleiz. Mein Vater lernte sie kennen in der Häuslichkeit des Schleusinger Lehrherrn, und erzählte oft, sie habe in den, durch wüthende Hungersnoth berüchtigten Jahren 1770 und 1771 die Woche hindurch alle Brosamen gesammelt, sie dann Sonnabends in der Nacht von Schleusingen nach Schleiz zu ihren Eltern getragen, und Montag Morgens sey sie doch stets wieder bei der Wirthschafts-Arbeit gewesen. Dies und Desgleichen ist auch gar nicht zu bezweifeln, denn meine durch sparsamste Wirthschaftlichkeit sich auszeichnende, jedes Hülfsmittel emsig benutzende Mutter war nach kampfes- und mühereichem Leben noch in ihren achtziger Jahren voll herzhaftester Kräftigkeit. — Von Schleusingen wandten sich die Verheiratheten nach Leipzig; der junge Ehemann fand schnell seinen Platz als Schriftsetzer, miethete jedoch anfangs in Naundorf eine ländliche Wohnung, der Wohlfeilheit wegen, was um so nothgedrungener war, weil meine bedürftigen Großeltern mütterlicher Seits nachfolgten.

Bei meinem ersten Bewußtseyn schon etwas vom Kümmerlichen fühlend in einer mit nicht hinläng-

lichem Erwerb zu ernährenden alljährlich zahlreicher werdenden Familie, habe ich wenig Genaues von ihren Verhältnissen auf dem Dorf und in Leipzig erfahren, weiß darüber nicht viel mehr, als was mich selbst betrifft, und da ich schon im fünften Altersjahre meiner Geburtsstadt fern war, knüpft sich auch dies nur an geringe Erinnerungen. Die eine führt es in mein Gedächtniß, wie zwei ältere Brüder, um vor unserer Leipziger, an der Endtiefe eines Hofes belegenen, durch einen offenen Wagenschuppen verdunkelten Wohnung eine Rasenbank zu haben, das dazu Erforderliche von einer Wiese holten. Damit unbekannt, daß dies verboten war, wurden uns die Rasenstücke am Thor unter allerlei Bedrohungen abgenommen. Auch ich trug etwas von der sündlichen Beute auf dem Kopf, und der heftig scheltende Thorbewacher stieß mich an zu der Rede: „Un Er, kleener Knirps, schmeiß' Er nur ooch weg, un weeß Er was, Er soll zur Strafe Querpfeifer wer'n!" Das war mir ein unbekanntes Wort, und lange habe ich mir unter „Querpfeifer" das Entsetzlichste gedacht. — Eine andere Erinnerung leitet mich hin nach dem mir lieben Kirchhof, wo ich Gellert's Denkstein sah, jedes Grabgewölbe hinter eisernem Gitter mich schauerlich geheimnißvoll anwehte. Weinend verließ ich ihn im Herbst 1790, da mein Vater mit der Mutter, mehreren Kindern und jenen Großeltern nach Berlin übersiedelte. Stetigen Fleißes hatte sich der Vater, von Breitkopf angeregt, versuchsweise in Sonntags- und Sommerabend-Stunden mit dem Holzschnitt, dann

mehr mit dem Stahlschnitt beschäftigt, und dieser wurde begünstigt durch einen Zeitzweck. — Bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts verehrten Schulgelehrte die lateinischen Buchstabenzeichen so sehr, daß sie mit zäher Ausdauer in öffentlichen, mit vielen Fremdwörtern verputzten Erklärungen verlangten, man solle auch das Deutsche nur mit lateinischen, nicht mit den „abnormen und abominablen" deutschen Buchstaben drucken. Breitkopf widerrieth dies eifrigst, bemühte sich aber, weil der Streit durch die Verlateinerten ein hitzig hartnäckiger wurde, um thatsächliche Ausgleichung, indem er durch Abrunden die deutschen Buchstaben den lateinischen nähern ließ, was jedoch rechts und links nur befremdlich wirkte. Nun mischte sich der Berliner Buchhändler und Buchdruckereibesitzer Johann Friedrich Unger ein. Er hatte sich für den damaligen völlig gesunkenen Zustand der Holzschneidekunst, in ihrer altherkömmlichen Weise, andern Betheiligten gegenüber hervorgethan, und befand sich im Jahr 1789 während der Ostermesse in Leipzig. In ähnlicher Weise wie Breitkopf beabsichtigte er, die deutsche Druckschrift annehmlicher zu ändern; da er sich aber mit dem Stahlschnitt, oder, um den eigentlichen Ausdruck zu gebrauchen, mit dem Stempelschneiden erfolglos plagte, beredete er meinen Vater, der bei dem hohen Alter Breitkopf's — er starb 1794 — Einschränkung im Geschäft befürchtete, nach Berlin zu kommen, wo er wöchentlich fünf Thaler empfing. Die ersten neuen Schriften entstanden nach Unger's Angaben: sie waren in ihrer halb bauchi-

gen, halb geeckten Gestalt weder lateinisch noch deutsch, nur gesucht seltsam, mißfielen auch allgemein, und nun übertrug es Unger meinem Vater, nach eigenem Ermessen zu arbeiten. Die dann brauchbar und Vielen beliebt gewordenen, nachmals aber doch durch gesteigerten Veränderungstrieb anders umgestalteten sogenannten „Unger'schen Schriften" müßten also nach billigem Recht mit dem Namen meines Vaters bezeichnet seyn, was ich noch bei dessen Lebzeiten schon vor mehr als funfzig Jahren öffentlich auszusprechen für Sohnespflicht erachtete.

Mit vier Geschwistern, die sich mehrten, durch frühzeitiges Hinsterben aber wieder verminderten — sonst wären wir zusammen Dreizehn gewesen — war ich nah am Ende meines fünften Jahres in Berlin, wo bei der Mutter regsamsten Aushülfsmitteln das geringe Einkommen nicht zureichte. Der älteste Bruder wurde Setzer-Lehrling in der Langhoff'schen Buchdruckerei, die andern Kinder waren allmälig erwerbsmäßig beschäftigt, die Großeltern machten sich nützlich durch Spinnen für das Lagerhaus, und weil viele Sorgen sich doch meist überwinden ließen, überwand man sie selber zuweilen durch Sorglosigkeit. Wir hatten anfangs sehr enge Hofwohnungen, dann aber eine der besseren in Unger's Hause, und da war dem Vater noch eine abgetrennte Werkstätte eingeräumt.

In meinem sechsten Jahre wurde ich Freischüler in einer Bürgerschule, auch ein Bruder und eine Schwester fanden dort unentgeltliche Annahme, und für den Vorsteher, Michaelis, werden Dank und

Liebe in mir nie enden. Denn nicht nur nahm er sich bald im Vorzuge meines Unterrichts an, uns drei Geschwistern erwies er auch manche Wohlthat. Da unsere Eltern weitab wohnten, wir Mittags in der Schule blieben, täglich nur neun Pfennige empfingen, Jedem von uns zu einem Dreierbrode bestimmt, stillte er uns oft mit Speiseresten den Hunger, und wenn nach damaligem Uebereinkommen in den Jahrmarkts-Tagen Süßigkeiten, zum erlaubten Vortheil des Schullehrers doppelt bezahlt, den Schülern und Schülerinnen gereicht wurden, konnte sein gutes Herz nicht zulassen, daß wir leer ausgingen: wir erhielten umsonst Dasselbe, was die Andern für erhöhten Preis erkauften. — Er war ehedem Schneidergesell, hatte sich aber durch Lerndrang und umsichtige Bestrebsamkeit für die Leitung einer damaligen Bürgerschule zu einem tüchtig wissensreichen, sehr geschätzten Lehrer erhoben, und es hat mich im Jahr 1862 innigst gefreut, daß bei einer in der „Spener'schen Zeitung" enthaltenen „Geschichte des Berliner Schulwesens" meines ersten kenntnißvoll und gemüthlich wirkenden Lehrers mit Auszeichnung gedacht ist. Auch als Schriftsteller machte ihn namhaft sein beinahe fünfhundert Seiten füllendes Buch: „Der Brandenburgisch-Preußische Staat, Reise durch sämmtliche Königlich-Preußische Provinzen." (In zweiter Auflage: „Berlin, bei Dieterici, 1804.") Ich habe den, in seinem Nachlaß gefundenen, mit vielem Geschriebenen zur dritten Auflage gerüsteten Band vor mir; Michaelis ging aber zum Ewigen heim, ohne sich im Umarbeiten und

Ergänzen genügt zu haben. Stets bescheidenen Anspruchs, hat er dem Titel seinen Namen vorenthalten, nur bei der zweiten Auflage mit dem ersten Buchstaben die Vorrede unterzeichnet, in der beiläufig geäußert ist: „Ich wollte bloß, in so weit es meine Muße, Kräfte und Einsichten erlaubten, eine Schrift liefern, aus welcher die vaterländische Jugend, der sie besonders gewidmet ist, ihr Vaterland lieben und allen übrigen Ländern der Erde vorziehen lernte, um dadurch Vaterlandsliebe in ihre Herzen zu pflanzen und in denen der Bürger zu nähren.“ — Für den Lehrer einer preußischen Bürgerschule war dies unzweifelhaft ein ihr angehöriger Zweck, den er daneben im allgemein deutschen Sinne auffaßte.

Der biedere, mir offenbar allzu wohlgeneigte Michaelis stellte mich, wenn er einmal seinerseits eine Versäumniß nicht vermeiden konnte, in meinem neunten Jahr bei der Abtheilung für Mädchen an, um im Verein mit seiner Tochter die Uebung der untersten Grundlagen des Lesens, Schreibens und Rechnens zu beaufsichtigen. Das waren aber böse Stunden; dem weiblichen Anwuchs schien mein Einschieben muthmaßlich — ich meine: nicht ganz ohne Recht — beleidigend, und ich kleines Bürschchen hatte manchen Schabernack auszustehen. — Um diese Zeit sagte Michaelis meinem Vater mehrmals, ich sey befähigt, zu einer höheren Schule überzugehen, sogar die niederste Klasse zu überspringen; dazu wollte sich aber keine Möglichkeit zeigen: es war Erwerb und Vermeiden von Ausgaben nöthig. — Deßhalb wurde ich

schon früher, und nun angelegentlicher, um auch etwas zum Unterhalt der Familie dienstlich zu werden, mit dem Gußabbrechen, Schleifen und Aufsetzen der Buchstaben in der Unger'schen Schriftgießerei beschäftigt. In dessen Druckerei war eben mein älterer Bruder als Schriftsetzer angenommen worden, und daß ich Sonntags seine Arbeit etwas weiter förderte, verschaffte mir hierin ebenfalls einen Anflug von Verständniß. Aus jenen Tagen habe ich auch eine behagliche Erinnerung an Gottlob Wilhelm Burmann, einst in Berlin berühmt als Gelegenheitsdichter und reimfertiger Gesellschaftsredner. Er war in alten Tagen und mißlichen Umständen „Korrektor" geworden; mein Bruder schickte mich in Winterszeit zu ihm mit dem ersten Abzug eines Druckbogens, und ich sollte ihn berichtigt zurückbringen. „Das geht nicht so auf den Plutz, Jüngelchen; setz' Dich und hab' nur Geduld, ich geb' Dir 'was!" sagte Burmann freundlich. Ich that, wie mir geheißen, wartete in lautloser Unbeweglichkeit; als er endlich fertig war, suchte er eine Weile in seinen Westentaschen und rief dann, bei hastiger Bewegung nach dem Ofen, mir zu: „Ah, in der Röhre steht noch Reisbrei, den kannst Du ausessen!" was ich mit bestem Gehorsam möglichst geschwind that. — Kotzebue benutzte in seinem Schauspiel: „Der arme Poet" Manches aus dem Leben Burmann's, und im Rückblick sehe ich seine gebeugte Gestalt, sein Stübchen und dessen Dürftigkeit noch vor mir. Er war voll Naturgabe, aber freilich bahnlos bei vielem Wissen. Hoffend auf Gönner, die seine in aller Hinsicht

stets gutmüthigste Willigkeit zum Erheitern ihrer Gesellschaften mißbrauchten, glaubte er irgendwo angestellt zu werden. Wie so mancher Bescheidene wurde aber auch er benutzt, dann getäuscht, und sich darbend durchquälend, blieb er dennoch, trotz harten Elends, worin er unterging, und nur aus Erbarmen ein Sterbelager fand, unwandelbar bei ehrenhafter Gesinnung, ob auch nicht ganz ohne empfindliche Bitterkeit. Das beweisen viele ihm eigenthümliche Züge, wenigstens einer davon sey erwähnt. Besonders hatte ein hoch Beamteter, in dessen Gunstkreise Burmann oft mit seinem Geist erfreute, Versprochenes nicht erfüllt, ihn dann fern gehalten, und als der nothleidende Dichter, fast zwei Jahre unbeachtet, doch einmal in Gegenwart eines Freundes wieder zu einem Festmahl des Wortbrüchigen eingeladen wurde, entgegnete Burmann's Selbstgefühl zürnend dem gesendeten Diener:

„Bestell' er seinem Herrn: ich will bei ihm nicht essen,
Er hat mich lange Zeit, jetzt hab' ich ihn vergessen!"

Nach diesem kurzen Abschweifen, womit ich mich bei der Erinnerung an den mitleidswerthen Burmann für den Reisbrei nochmals bedankte, wende ich mich rasch wieder zu meinem Jugendwege. — Ich sollte die Schriftgießerei erlernen, meine Neigung war streitend dawider. Ich las viel, las ohne Fähigkeit zur Auswahl Alles, was ich erlangen konnte. Einen alten Buchbindermeister Kniep hab' ich nicht selten unerlösbar geplagt mit den Bitten, mir Bücher zu borgen; meist wurde er nachgiebig, gab mir dann Werke, die er zu binden hatte, ehe ihnen der äußere

Schmuck angethan war. Jeden Band mußte ich aber am andern Tage zurückbringen, so daß ich Manches theils nur im Ueberhasten, theils gar nicht bis zum Abschluß lesen konnte, und nun mein Sinnen zu Rath zwang, um mit irgend einem Ausgang mich zu beruhigen. In solchem Bezuge marterte mich am ärgsten Goethe's „Wilhelm Meister", der eben nur ersten Theils erschienen war, weshalb trotz alles Fragens Kniep und Andere, die ich zur Buch-Beisteuer preßte, mich vor dem Irrdenken nicht zu schützen vermochten. Wegen gänzlichen Geldmangels blieben Leihbibliotheken mir unzugängliche Schätze, ich mußte mir überall für meine Leselust den Beiweg suchen. Er führte mich hauptsächlich zu Druckereigehülfen, deren Besserungs- und sogenannte Aushänge-Bogen ich aufmerksam nachspürte, sie auch in Fülle für kurze Frist erlangte, wobei mir besonders ein als „gelehrt" bezeichneter Schriftsetzer, Namens Fulda, zuwendlich, auch zurechtweisend nützte, was ihm unvergessen ist. — Damals war aber noch haupteinwirkend auf mich die vorherrschend idyllische Richtung in der Schriftwelt und dem Volkstrachten; meine traumhaften Gedanken schufen sich ein „dörfliches Paradies", und da ich vermöge des Angelesenen Allerlei sprach, was meiner Umgebung ungewöhnlich schien, entstand die im Familienkreise durch Selbstschmeichelei sich leicht einwurzelnde Meinung, ich sey zur Kanzel auserwählt. So gründete und steigerte sich in mir die Sehnsucht, Landprediger zu werden; bei unsern kargen, durch Krankheiten mehrmals drückender gewordenen Verhält-

nissen verschloß sich aber jede Aussicht zu Gymnasium und Universität. Doch fand ich Gelegenheit, etwas von alten Sprachen zu erhaschen, anfangs durch einen der Beschäftigung bedürftigen, vordem Student gewesenen, nun verabschiedeten Artillerie-Unteroffizier Schmidt, der in Folge von Abenteuern während des siebenjährigen Krieges preußischer Soldat geworden war, dann durch den Primaner und nachmaligen Collaborator Bartsch, dem ich dafür Allerlei abschrieb.

Oft dachte ich nun an meine Großmutter in Heinrichs; sie wurde als reich geschildert, war aber gegen sonst bereits minder wohlhabend, was sich später offenbarte. Hinlänglich wußte ich, daß sie Jahre hindurch meines Vaters Briefe kaum beachtete, dennoch wagte ich, demüthig bittend, an die „Frau Doctorin, meine verehrte und barmherzige Großmutter" zu schreiben, ihr meine Wünsche und Hoffnungen aussprechend, erhielt auch Antwort. Die bei ihrer alt-thüringenschen Hartköpfigkeit im Tiefsten Wohlgesinnte, durch empfindlich verwickelte Umstände in vielfachem Verlust, bewilligte mir jährlich Vierzig Thaler, jedoch mit der unbequemen Anordnung, daß ich unter Aufsicht und Sorge eines ihr Befreundeten „in Wittenberg, in der Lutherstadt, Prediger studiren, und auf diesem Himmelspfade beflissen und treu verharren solle." Zu der Reise waren Vier Laubthaler dem Schreiben beigelegt. Mein Vater sah eine Näherung zu seiner Mutter in ihrer Willfährigkeit, er überwand nach mehrseitigem Zureden und Bitten seine schweren Bedenken, und weil ein mit unserer Familie

bekannter Fuhrmann Lappe, der von Suhl Stahlwaaren nach Berlin gebracht hatte, mit anderer Ladung zurückfuhr, wurde ich ihm anvertraut, um mich in Wittenberg abzuliefern, was bald nach Weihnachten 1795 geschah. Daß ich unterwegs fast immer dem Wagen nebenher zu laufen hatte, lieber aber voraus lief, war mir schon recht. Ohne Mißbehagen ertrug ich das Fahren nie bis in mein hohes Alter, und obwohl wir zum Erreichen meines Ziels, zu dreizehn oder vierzehn Meilen, drei Tage brauchten, — Nachts wurde eingekehrt — hat mich doch des Winters Frost verschont; muthmaßlich an sich mild, ward er mir vielleicht noch milder durch innen erwärmendes Frühlingshoffen für die gewünschte Zukunft.

Vergnügt kam ich mit meinem Geleitskasten voll nicht werthreicher Habe in Wittenberg an, fand aber den Befreundeten der Großmutter durch mein Erscheinen sehr unvergnügt. — Geborener Böhme, Namens Bedacz, hatte er einen Glashandel betrieben, auch für den Weinhandel der „Frau Doctorin" Flaschen geliefert, sich dann angeblich „zur Ruhe gesetzt", haderte jedoch nun als grämlicher und kranker Witwer oder Hagestolz — ich blieb darüber im Dunkeln — mit seiner mich sehr mürrisch empfangenden Wirthschafterin Josephe. Für mich blieb er gleich nach dem ersten Tage meiner Beherbergung unzugänglich, immer nur hörbar durch sein Schelten und Husten, so daß ich, schauerlich märchenhaft befangen, still in dem mir angewiesenen Kämmerchen verweilte, wenn die gefürchtete Wirthschafterin mir nicht erlauben wollte,

die Stadt und Gegend zu durchstreifen. Nach mehreren von ihr bevormundeten Tagen war ich froh, als die Unfügsame meine Verweisung in einen hinterbaulichen Bodenraum des einstöckigen, nur noch mit einer kleinen Erkerwohnung erhöhten Hauses bewirkt hatte. Denn daß meine Eltern und ich uns eingebildet hatten, die „Sorge des Befreundeten“ im Briefe der Großmutter bedeute auch Wohnstätte und Nahrung, ergab sich aus den unverhüllten Reden Josephens während der ersten Woche, in der man mich genügend gastfrei behandelte, als empfindlicher Selbstbetrug. Die Vierzig Thaler hatte Bedacz in monatlichen Beträgen zu zahlen, Weiteres solle und wolle er nichts thun, bekräftigte mit heftiger Geberde die Gebieterin ihres Herrn, und folglich hatte ich den Bodenraum noch als Wohlthat zu betrachten, obgleich er mich mit dem Frieren sehr bekannt machte. Ich besaß noch ein Restchen der vier Laubthaler, erhielt von Bedacz den ersten Monatsbetrag: für Einen, dem jeder Anspruch an ein Verbleiben fehlte, war einstweiliges Unterkommen, wo mir bei dem Allernothwendigsten zu einem Nachtlager volle Freiheit gelassen war, jedenfalls auch annehmlich. In meinem jugendlichen Glauben schien ich mir außer Noth, sie hätte mich aber unzweifelhaft rasch überfallen, wenn nicht des Himmels Macht eingriff.

Gesegnet sey jener Bodenraum, er wurde wahrhaft zur Wohlthat! — In dem Erkerbau nach der Straße hinaus, nur aus zwei Stübchen, Kammer und Küche bestehend, wohnte der „emeritirte“ Lehrer Leest, nah

an siebzig Jahr alt, mit seiner auch schon bejahrten Tochter, die man gelehrt nennen konnte. Wenige Tage nur hatte ich in jenem Bodengehege überstanden, da rief mich Christine Leest zu sich und dem Vater; zaghaft trat ich ein, wurde über meinen sehr treffend als „absonderlich" bezeichneten Zustand befragt, in so zuthulicher Weise, daß ich mit aller Offenheit, endlich nicht ohne Thränen erzählte, wie und weshalb ich nach Wittenberg gekommen sey. Die beiden herzlich Gutmüthigen überboten sich nun, ebenfalls nicht ohne Thränen, in freundlicher Verheißung zu jeder Hülfe, die mit ihren allerdings beschränkten Verhältnissen beschafflich sey. Sie haben ihre Zusage vollauf bewährt, haben mich ausdauernd unterstützt, ob auch mehr mit dem Geistigen als Leiblichen; doch thaten sie zugleich hierin, was ein spärliches Einkommen vermochte, bis sich, was sehr bald geschah, anderer Beirath dienlich machte. — Leest hatte ein Büchergestell; da standen alt-klassische und in Auswahl neue Werke, die ich sämmtlich las, angeleitet von der Tochter, die mich lange Zeit hindurch mit ihren von mir angestaunten Kenntnissen förderte, nachdem Vater Leest mich geprüft hatte, und mit meinem Gelern mäßig zufrieden war. Er vermittelte nächstdem meinen beeilten Eingang in die höhere Bildungsschule, und obgleich mir nicht vergönnt wurde, die unterste Klasse überspringen zu dürfen, erlaubte man doch meine erste Versetzung schon zu Ostern 1796. — Dies Jahr machte sich bedeutsam in der europäischen Geschichte, und da Leest Mitempfänger des „Hamburger Correspondent", ich

bald nebenher Mitleser war, gewann ich dadurch, und aus seinen bezüglichen Gesprächen mit der Tochter, einen ersten Halt für den Standpunkt zur Betrachtung der, seitdem wechselsvoll vor- und rückwärts getriebenen Staatsumwälzungen. Ueberwiegend hatte sich damals die Theilnahme auf Bonaparte hingewendet, der im Siegeszuge glänzte und für den die Entflammtheit im Steigen war. Wenn der alte Leest betrübt äußerte: daß sich dabei sein deutsches Vaterlandsgefühl unwohl befinde, so begriff ich dies damals nicht, später aber in demselben Unwohlseyn sehr gründlich, und ich habe mich oft damit trösten müssen, daß eine Allmacht die Gedankenlosigkeit einer leidenschaftlichen Volksmenge immer wieder zum Denken zwingt, aber auch immer erst nach der Strafe.

Mein Gedächtniß rühmten Leest und Christine als ein schnell sammelndes und bewahrendes; man nennt es noch jetzt zuweilen bemerkenswerth, während ich bestimmt weiß, daß es gegen sonst sehr geschwächt ist. Bestens bereitwillig muß es aber gewesen seyn, weil ich bei vielem, im Weiterbericht zwischendurch anzudeutenden fremdartigen Bestreben und ungeahnten Hinderniß innerhalb nicht voller fünf Jahre mich dennoch bis an die Prüfung zur Universität hineilte. Dazu half in jener Zeit, wo die Prüfenden sich an begrenzte und bekannte Anordnung hielten, vorweg und unermüdlich Christine Leest, die befähigt war, vom Cornelius Nepos bis Cicero, von einer „Chrestomathie" des Griechischen bis zum Homer — der eben durch sich dehnende Streitigkeiten der Sprachforscher

den Amtsgelehrten mehr als je im Sinne lag — mich erklärend zu läutern. Verschwiegen sey aber nicht, daß bei den Schülern geheim zuweilen Uebersetzungen als solche Brücke dienten, der man einen anrüchigen Vornamen gegeben hat; Vater Leest nahm aber Dergleichen sehr übel. Wollte man sich jedoch etwa über eines Weibes Kenntnisse des Lateinischen und Griechischen verwundern, ist zu bedenken, daß im achtzehnten Jahrhundert gelehrte Töchter gelehrter Väter nicht selten waren, was dann auch andere Mädchen zur Nacheiferung reizte. Ohne dies erfahren zu haben, fühlte ich um so mehr oft mich beschämt und gebeugt von dem viel umfassenden Sprachvermögen Christinens. Da lachte sie mich einmal herzhaft aus und sagte: „Wär' ich so jung und wüßte mehr als Du, ließ ich's gelten; bei mir alten Jungfer, die zum Lernen übermäßige Muße und tägliche Gelegenheit hatte, ist's kein Wunder, wenn sie mehr weiß als ein eigentlich noch kindisch alberner Junge!" Da war ich derb genug abgefertigt, und bin zweifelhaft, ob ich geziemend ebenfalls darüber lachte oder mich verletzt meinte; denn bei mancher Erinnerung stärkerer Bezüglichkeit muß ich mir gestehen, daß die Einsicht, gern unterthänig zu seyn, wo es hingehört, keine Eigenschaft der Jugend ist, auch der meinigen nicht immer war, obgleich ich des billig Fügsamen mich befleißigte, wie dies meine allseitige Bedürftigkeit gebot. Christine Leest aber, obwohl ich ihr nicht nur bei dem Unterricht, sondern in Allem, dessen sie sich annahm, fast unbedingt gehorchen

mußte, lebt dennoch in meinem Empfinden als wäre sie meine erste Liebe, und ihre bündige Entschiedenheit war von gesundem Eindruck, zumal für Einen, der stets zum Zweck trieb, ohne zulänglich baare Mittel zu haben, und ohne den Weg messen zu können.

Aus meinem Bodenraum war ich durch Bemühung der Erker-Nachbarn bald entführt. Leest, der in Wittenberg studirt hatte und als Nachhelfer für Studenten den kargen Ruhegehalt ausreichend zu machen suchte, war in seinem friedfertigen Sinn weit entfernt von der Entschlossenheit seiner Tochter: Beide ergänzten oder glichen sich gegenseitig aus in ihren Eigenthümlichkeiten. Er hegte anfangs Furcht, sich den Nachbar Bedacz zu verschlimmern, wenn er sich einmischte; Josephe aber ließ wahrnehmen, daß ihr mein Weichen nicht unangenehm sey. Alsbald verschaffte mir Leest ein heizbares, aber etwas verdunkeltes Kämmerchen bei einem nicht sehr begüterten Böttchermeister, wofür ich nur sein Söhnchen, das seit ein paar Wochen in einer sogenannten Klippschule vorläufig das Festsitzen einübte, bequemer aus dem A B C- zum Lesebuch befördern sollte. Das that ich nach des Meisters Urtheil so löblich, daß er, obwohl ich ihm schon Mittwochs für ein Freiessen zu danken hatte, mich noch Sonntags vom Morgen bis zum Abend beköstigte. Seine Empfehlung veranlaßte einen ähnlichen Auftrag, der mir wöchentlich sechs Groschen eintrug, und da mir Michaelis eine deutliche Handschrift, die man schön nannte, angebildet

hatte, war ich zuweilen sehr mäßig bezahlter Abschreiber bei dem Universitäts-Professor Johann Jakob Ebert, der neben seinem Lehrfach der Mathematik für einen Buchhändler in Leipzig Erzählungen und Fabeln schrieb, nächstdem Allerlei aus dem Englischen übersetzte. Bei dem Weihnachts- und Neujahrssingen der Schüler vor den Häusern erbeutete ich auch mein Theil an Zehrgroschen, so daß ich, des Entbehrens gewohnt, mich ohne Fernblick von Tag zu Tag durchwand, indem ich neben den zwei Freiessen und Brod mich mit Obst nährte, bis dies nicht mehr zu haben war. Jene Unvermeidlichkeit einfacher und sparmäßiger Sättigung halte ich gewiß mit Recht für den Urquell der mir zu Theil gewordenen — Gott sey Dank! — beinahe niemals erschütterten Gesundheit, bin also dem Mangel unendlich verpflichtet.

Mein sonderbar waltendes Verhängniß tummelte sich und mich in nicht wesentlich verwandelter Art drei Jahre hindurch auf dem Lebenswege, und mit den Spuren der Erfahrung vereinten sich die der Unabsehbarkeit einer gesicherten Zukunft. Im Zertheilen der Zeit wurde ich natürlich bei regsamstem Eifer und stetigem Hinblick auf die Dorfpfarre der förderlichsten Bestrebungen nicht genugsam mächtig; mich beklemmte nun ein rastloses, ein unauflösliches Grübeln. Wie plötzlich war es mir aufgefallen, daß die Leute manchmal sagten: es wäre zu bewundern, so jung bereits unabhängig und selbstständig zu seyn in meinem Thun und Willen; in mir dämmerte die Ansicht: man könne eher abgetrennt sagen nach

mehrseitigem Begriff. Das Wort „Selbstständigkeit“ prägte sich aber innen unentkommlich fest, doch plagte ich vergebens meine wahnvoll lebhafte Phantasie mit Plänen und Entwürfen zur Erreichung des in meine Gedanken eingewachsenen Ziels, bei dem meine Unerfahrenheit voraussetzte, daß der Landprediger amtlich unabhängig sey.

Wie bereits im Jahre 1798 geschehen, eilte ich bei Anfang der Schulferien auch 1799 nach Berlin, traf bei Müdigkeit, die mich sehr geübten Läufer doch zuweilen überfiel, oft mitleidige Fuhrwerks-Inhaber, die mir eine Strecke des Weges erleichterten, und die erbetene Güte war mir willkommen, ob auch schon eine Meile des Fahrens meinen Körperzustand aufrührerisch machte. — Die Familie sah ich aus der Bedränglichkeit nicht erlöst; des Vaters Einnahme war wöchentlich mit einem Thaler vermehrt, seine oft wiederkehrende Kränklichkeit aber im Zunehmen; recht gesund habe ich ihn eigentlich nie gekannt, dennoch erreichte er ein hohes Alter. Im Jahre 1799 weilten noch drei jüngere Geschwister zu Hause, zwei ältere Brüder befanden sich nicht in der Lage, zu den Bedürfnissen beisteuern zu können: als der Nächste hatte ich danach zu trachten, aber wie sollte es möglich werden?! — Das Einzige, was mir in Berlin diesmal wieder als vortheilhaft begegnete, war des Kupferstechers Laurens freundliche Theilnahme. Er unterrichtete bei Michaelis im Zeichnen, seine schwarze Kreide schrieb auf meine gestümperten Blättchen zuweilen „Ziemlich“, und auch jetzt ließ er mich

unter seiner Aufsicht zeichnen. Das fügte sich immer, wenn ich nach Berlin gelaufen war, wozu ich die Weihnachtszeit ebenfalls benutzte. — Laurens hatte noch manche Nebenarbeit, unter Anderem für den Hof-Conditor Eckstein eine Art Malerei, die mir nachher niemals wieder ansichtig wurde. Zum Tafelschmuck bei vornehmen Personen malte er auf meist ovale Holzplatten, die zuerst mit Gummi bestrichen, dann mit weißem Marmorsand bestreut waren, allerlei Zierrathen; das Bildwerk schien dann wie durch mannigfach gefärbten Zucker gefertigt. Da stets Eile bedingt war, half ich emsig an dem Untergeordneten, und Laurens dankte mir dafür mit Unterricht im Zeichnen und Radiren. Ihm gefiel meine Lust an jeder Thätigkeit, ein so gewohnter Selbstantrieb, daß ich von jeher und lebenslang mich am wohlsten befand, wenn ich überviel zu thun hatte.

Als ich nun im Jahre 1799 auf der Rückkehr nach Wittenberg war und von Berlin die Bekümmerniß mitnahm, dem Vater drohe Erblindung, fielen mir im Hin- und Hersinnen längst geübte Spielereien ein. Am Schultisch hatte ich während kurzem Stillstande des Unterrichts in Stücke von zerbrochenen Schiefertafeln mit einem scharf gespitzten Nagel öfters die Zeichnung von Blumen und Häusern so eingegraben, daß sich die erhöht gebliebenen Striche mit Tinte abdrucken ließen zu großer Freude meiner Mitschüler; aus der Druckerei hatte ich auch eigne, freilich nur unklare Gedanken über den Holzschnitt mitgebracht, und mir ward zumuth, er könne mich vielleicht der

Zersplitterung meiner Zeit entziehen. Aber — vorweg war mir eben freiere Zeit nothwendig, und zugleich Mehrerwerb: wie sollte ich dies vereinigen? Trüberen Wesens als sonst schritt ich in Wittenberg ein, wurde von meinem wirthlichen Böttchermeister, dessen Söhnchen nun schon mit der „Regula de tri" kämpfte, herzlich begrüßt; ach, in mir mußte ich klagen, nach außen that ich es nicht. Fern blieb mir die Ahnung, daß ein Glückszug sich nahe, und doch war es so, es war für den Augenblick ein rettender. — Etwa drei Meilen fern in der Umgegend bewirthschaftete ein Herr von Leipziger ein Landgut, seinen achtjährigen Sohn ließ er, der Schule wegen, bei einer Wittwe Pavel, die Zöglinge in Pflege und Kost nahm, einwohnen, und suchte Jemand, der bei den mäßigsten Ansprüchen dem Junkerchen zum Nachhelfer, mitunter als Begleiter dienen könne. Professor Ebert, den man fragte, brachte mich in Vorschlag, und ich wurde angenommen. Da erhielt ich erstens bei der Wittwe Pavel ein hübsches Zimmerchen und sehr wohlfeile Beköstigung, zweitens monatlich drei Thaler. Das war für mich bei Dem, was ich schon hatte, und mir in Unermüdlichkeit meist bewahrte, zureichend. In jenem Zimmerchen sind während der Frühlings- und Sommer-Monate 1800 meine ersten Holzschnitte entstanden mit einem einzigen Messerchen und zwei kleinen Werkzeugen für die Vertiefungsräume. Während dieses Jahres nutzte mir noch besonders für die Schule der Philolog und Universitäts-Professor Zeune, indem er vermittelte, daß ich nur fünf

Wochen der zweiten, im Lehrwesen schwachen Klasse angehören, dann auf Grund einer außergewöhnlichen Prüfung sogleich nach der ersten Klasse vorrücken durfte. Dies wurde der Anlaß zu der lebenslang treuen und thätig bewährten Freundschaft mit seinem Sohne August Zeune, dem nachmaligen Begründer und Vorsteher der Blinden-Anstalt in Berlin.

Etwas angegriffen von meiner sehr verwickelten Rastlosigkeit in zwölf bis vierzehn täglichen Arbeitsstunden, wanderte ich in den Sommerferien, die das Junkerchen bei seinem Vater durchlebte, wieder zu den Eltern, begleitet von zweifelhafter Hoffnung auf den Erfolg meiner Versuche im Holzschnitt. Nur schlechte Abdrücke hatte ich mir machen können mit handlichem Abreiben, in Berlin schaffte ich mir mit einer kleinen Schraubenpresse bessere; sie wurden über Verdienst belobt. Bei Laurens zeichnete ich wieder, half ihm diesmal zum Dank seine Wohnstube malen, vermehrte auch meine sechs Holzschnittchen mit einem siebenten, das mir etwas gelungener schien, und welch eine Aufmunterung! — ich erhielt auch ein paar Bestellungen. Da eben eine academische Kunstausstellung nahe war, wurde mir zugeredet, meine Erzeugnisse dort sehen zu lassen. Unbekannt mit dem vorschriftlichen Ordnungswege brachte ich, in einem ärmlichen Anzuge von dunkelblau gefärbter Leinwand, die eingerahmten Blättchen zu Frisch, dem Maler und derzeitigen Vicedirektor der Academie, der nah am Schlößchen Monbijou ein Haus mit großem Garten bewohnte. „Mein Jüngelchen, du bist hier un-

recht“, sagte er zu mir, dem nicht hochgewachsenen Burschen; „das muß an den Inspector oder Kastellan der Academie abgeliefert werden.“ Bei diesem Bescheide hatte er jedoch den Rahmen ergriffen und fragte: „Was ist das?“ Meiner leisen Antwort: „Holzschnitt, es steht da auch auf dem eingesteckten Zettel“, folgte von ihm die Wiederholung des Wortes „Holzschnitt“ und kurzes Schweigen, dann der Zusatz: „Wer hat das gemacht?“ Nach der schüchternen Entgegnung „Ich“ rief er aus: „Ei, solchen Holzschnitt habe ich noch nicht gesehen; — aber, mein Gott, wie alt bist Du denn?“ Als er nun hörte: „Funfzehn Jahr“, äußerte er lebhaft: „Das muß im Catalog angemerkt werden, lass' nur den Rahmen hier, ich werde den Zettel dazu berichtigen.“ — So ist im Ausstellungs-Catalog vom Jahr 1800 zu lesen:

„Von Herrn Friedr. Wilh. Gubitz.
Formschneider, (15 Jahr alt).
162. Sieben Vignetten in einem Rahm. 17 Z. B.
13 Z. H.“

Der Ausdruck „Formschneider“ war damals gewöhnlich, von mir aber nicht angenommen; ich habe weiterhin meine Ueberschrift „Holzschnitte“ gelten lassen. — Frisch erkundigte sich in Fortsetzung des Gesprächs mit zutraulich gesteigerter Theilnahme hinsichtlich meiner Zustände, wurde fühl- und sichtbar wohlwollender, endlich nahm er von einem Marmortischchen unter dem Spiegel einen Teller voll Birnen und schüttete sie zu geneigtem Abschied in meine

Jackentaschen. — Dies Ereigniß, an sich geringfügig, wirkte dennoch ermuthigend, und den Heimgang begleitete das Hoffen auf die Zukunft in erhobener Stimmung. —

Jene sieben Anfangsversuche, sinnbildlichen Gedankens, aber künstlerisch unbedeutend, bei ihrem Unwerth jedoch etwas zierlicher als die sogenannten Buchdruckerstöcke, die damals in Gebrauch waren für Bücher und Gelegenheitsgedichte, machten fortschrittlichen Eindruck. Von den Platten wurden für Buchdruckereien Abgüsse verlangt, die mein Vater in seinen Freistunden freudig anfertigte; noch vor dem Schlusse des Jahres 1800 hatten wir davon einen Erwerb von über hundert Thaler, und obenein kamen sogleich Aufträge zu bestimmten Zwecken, namentlich zu bildlichen Erläuterungen für Lehrbücher. Ein so schneller Erfolg wird nur dadurch erklärlich, daß ich in Selbstbetrachtung mir sagte: die zum Holzschnitt bereitete Platte an sich würde bei dem Abdruck ein Massendunkel erzeugen, aus diesem ist das Bild zu lichten und hervorzuheben. Meine Unbehülflichkeit ward nun durch die Wirkung verdeckt, indem ich von dem ursprünglich vorhandenen Tiefdunkel her möglichst Tonabstufungen zu erreichen suchte, die mit der einen Farbe eine Spur zum Malerischen andeuteten. Wie vorschreitend die Wirkung im Anblick und Erfolg war, erhellt — zum Beispiel — daraus, daß von meinen vier, auch noch nicht sonderlich gelungenen Platten zu „E. M. Arndt's Reisen“ der Buchhändler Heinrich Gräff in Leipzig in kurzer Zeit,

neben zwei Auflagen von dem durch eigene Tüchtigkeit geschätzten Werk, noch 4000 Einzeln-Abdrücke der Holzschnitte bei dem hohen Preise von 2 Thlr., (für Kunst- und Buchhändler 1⅓ Thlr.) verkaufte. Die Abdrücke wurden auf einer kleinen verbesserten Schraubenpresse besorgt von meiner geschickten, thatmuthig unermüdlichen Schwester Wilhelmine, die dann auch die ebenfalls berührige jüngere Schwester Friederike dazu anlernte, wodurch Beide zu gemächlicherem Zustande der Familie beitrugen bis zu ihrer Verheirathung, auch noch weiter hinaus, namentlich bei dem streng zu überwachenden Druck von Geldpapieren für verschiedene Bankgeschäfte. — Aus dem Jahre 1800 kann ich übrigens auch noch berichten, daß ich im December bereits an einem beabsichtigten Papiergeld für Preußen arbeiten half. Ich besaß den wahrscheinlich einzigen noch dafür zeugenden, dem Hofrath Bord auf seinen Wunsch für das Königliche Kabinet überlassenen Abdruck zweier „Tresorscheine" zu Fünf und Einem Thaler, deren Schrift-Inhalt von den Ministern Blumenthal, Schulenburg und Struensee unterzeichnet ist. König Friedrich Wilhelm III. verweigerte dann seine Bewilligung, und in Preußen entstand bekanntlich erst 1806 unter dem Minister v. Stein Papiergeld, von dem ich später zu erzählen habe.

Nach Wittenberg nochmals zurückgekehrt — mehrere Tage über die Ferien hinaus, was mir aber in Betracht der Ursachen verziehen wurde — behielt ich mein Zimmerchen, erlöste mich aber von Allem, was

meine eigene Bestrebungen erschwerte. Mit leidenschaftlichem Fleiß arbeitete ich vom frühesten Morgen an; der Bestellungen im Holzschnitt kamen von Berlin, dann zunächst von Leipzig so viele, und sie lohnten so gut, daß die drückenden Nahrungssorgen überwunden waren, bei meiner Genügsamkeit auch die Familie mit mir theilen konnte. Es war ja noch haushälterische Sitte, daß der Erwerb des Sohnes den Eltern zukomme, und ich habe, als ich schon ordentliches Mitglied und Professor der königlich-preußischen Academie war, mich mit einem halben Thaler wöchentlichen Taschengeldes beholfen, was sich thun ließ; denn ich hatte von je an weder Zeit noch Trieb, mir anzugewöhnen, was nur Mode oder lüsterne Gewohnheit unentbehrlich macht. Ohnedem drängte sich das strenge Haushälterische bald wieder in erhöhtem Grade ein durch neues Unheil.

Von dem durch meine Holzschnitte erregten, vermöge meiner öffentlich besprochenen Jugendlichkeit gesteigerten Aufsehen, fand sich auch Unger bewogen, mich nur für seine Vorhaben dauernd verpflichten zu wollen; ich ging aber auf seine ohnehin wenig ergiebigen Anerbietungen nicht ein, denn ich behielt noch immer den Landprediger im Sinn. Unger wollte ein „Orbis-pictus" herausgeben, und ich habe dazu etwa zwanzig, mir sehr mäßig bezahlte Platten gefertigt, von denen ich nicht einmal weiß, was aus ihnen geworden ist, weil das Werk nicht zu Stande kam. Im Gange der Unterhandlung erhöhte Unger meinem Vater den Wochenlohn, er blieb aber oft

aus, und wurde endlich gar nicht gezahlt. Unger starb (1804); in Folge des verschuldeten Nachlasses, an den auch der Vater nichtig werdende Forderungen hatte, zerfiel dies Verhältniß in sich selbst, und der Gram über das Vernichten seiner Stellung mag die Abnahme der Sehkraft bei dem Vater beschleunigt haben. Das Uebel wuchs bis zur Erblindung, und die Aerzte konnten nach mancherlei Versuchen nur das eine geschwächte Auge retten. —

Doch ich bin den Ereignissen voraus, was zuweilen nicht anders seyn kann, und muß einlenken zu Dem, wodurch sich mir abermals Hindernisse entgegenwarfen. Kurz vor Ostern 1801 überstand ich nach unvermeidlicher Beklemmung vorher, meine Abgangs-Prüfung an der Oberschule mit erleichtertem Athem; bei den Prüfenden sämmtlich herrschte fühlbare Zuneigung für mich. Nun war ich willens, die preußische Universität Halle zu beziehen, das Schicksal drehte mich anders. — Die Großmutter war auch von dem, ein getrenntes Geschäft sich aneignenden jüngeren Bruder meines Vaters verlassen worden, dieser sollte nun einen der Söhne schicken, ihr im Alter beizustehen. Der Aelteste war in der Fremde, man wußte nicht wo; der Zweite noch nicht völlig am Ende seiner Lehrzeit in Unger's Schriftgießerei, mir hatte die Großmutter Gutes gethan: es blieb kein anderer Rath, ich mußte nach Heinrichs. Dort angekommen, sollte ich mit dem Weinhandel mich vertraut machen, wozu in mir weder Lust noch kaufmännisches Verständniß war; mich überfiel peinliche

Verlegenheit. Der siebzigjährigen Großmutter legte ich an's Herz, daß sie selber meinen Trieb zur Kanzel unterstützt habe; in Folge von mancherlei Reden und Zureden gedieh nun eine Ausgleichung, wonach ich ihr nur kurze Zeit behülflich seyn, dann doch jener zweite Bruder eintreten, ich aber nach Jena solle, um im Nothfalle rasch herbeikommen zu können. Fürerst mußte ich Fuhrleute, die leeres Gefäß fortschafften und gefüllte Fässer heimbrachten, als Beauftragter und Inachtnehmer bis Heidelberg und zurück begleiten; dies ist das Einzige, was ich im Weinhandel geleistet habe. Der viermonatliche Aufenthalt bei der Großmutter, wo ich den Holzschnitt nicht vergaß, hat aber Seltsames in sich, und ich muß darüber etwas ausführlich berichten, weil in meinem Lebensgange die Nachwirkung jener Tage erkenntlich wird.

Daß der verstorbene Großvater Gubitz Arzt und Kreis-Physikus im Henneberg'schen war, dessen möge man sich erinnern; in einer Kiste, die auf dem Boden des Hauses in Heinrichs stand, entdeckte ich die von ihm nachgelassenen Bücher und zerstreuten Blätter. Nun gab es kein Buch, das ich ungelesen ließ, wenn es mir in die Hände fiel, und hier fesselte mich nächstdem ein besonderer Reiz. Außer den eigenen Tagebüchern des Großvaters, die viele Rezepte enthielten, fand ich medizinische, astrologische, alchymistische und nekromantische Werke, die ich allesammt durchstöberte, mich in manches Abenteuerliche vertiefte, was mir den Kopf mehr noch verwirrte, als es bisher schon geschehen war. Das Wandelhafte

der Verknüpfungen in meinen Jugendnöthen hatte mir den Glauben an ein geheimes Machtwirken im Seelenleben eingeprägt; bei Befreundeten oder auch nur Bekannten hielt ich es für unzweifelhaft. An das „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige", worüber in meinem Mannesalter von mehreren Ueberspannten Erstaunliches veröffentlicht wurde, glaubte ich allumfassend ebenfalls, und habe in der Vereinsamung bis-hinan zum Tollen versucht, mir das Niebegriffene, das irdisch Unbegreifliche handgreiflich zu machen. — In dem fast öden Hause der Großmutter bekümmerte sich Niemand sorglich um mich; eine kleine halbe Stunde von Heinrichs fern hatte ich mir aber einen Freund gewonnen, der mich in Bezug auf Jena unterrichtete: den Pastor Martini, einen Familienverwandten jenes Coburger Pagenhofmeisters, der in den Knabenjahren meines Vaters dessen Lehrer war. Wegen meines Wunderglaubens neckte mich der neue Freund empfindlich; nun las ich in einem der Bücher des Großvaters: man könne genau vernehmen, was Andere von uns sprechen, wenn man sich so abhungerte, daß ein Verhungern nahe, der Geist dann den Körper fast überwunden habe. Ich war närrisch genug, darauf einzugehen; ich darbte und hungerte in kläglichster Weise, ohne selbst Martini mich zu verrathen, obwohl er und seine Frau mir mehrmals in diesen Tagen äußerten: ich sähe sehr hinfällig aus. Allabends legte ich jedoch vor mein Nachtlager ein Stück Brod neben ein Glas Wasser, mir zum bequemen Griff, um, wenn ich bemerkte,

jetzt käm' es zum Verhungern, mit der Rettung bei der Hand zu seyn. Eines Sonnabends hört' ich dann, bevor ich einschlief, wirklich ein Gespräch, das Martini mit seiner Frau über meine Wenigkeit führte, hörte es deutlich in umständlicher Länge. „So ists also wahr!“ sprach ich fieberisch erregt zu mir selbst, langte nach Brod und Wasser, Beides mit großer Behaglichkeit genießend in Erwartung des Eindrucks vom Siege, den ich mir über die Neckereien des guten Pastors Martini errungen zu haben meinte. Am Sonntagsmorgen hatte ich nichts eiliger, als zu ihm hinzulaufen, ehe er zur Kirche ging, und bald fuhr ich mit der Kundgebung heraus: „Sie und Ihre Frau haben gestern am Spätabend viel von mir gesprochen!“ — „Von Dir, Wilhelm?“ erwiederte er, „nicht ein Wort! Es war auch nicht möglich, denn meine Frau ist gestern zu ihrer Mutter auf's Gut gefahren, und ich wollte eben zu Dir hinschicken, daß Du Nachmittag mich begleiten mögest; wir werden sie abholen, aber zu Abend dort bleiben und dann mitsammen heimfahren.“ — Ich fiel aus all meiner Weisheit, und erzählte nun offenherzig, was geschehen, wonach Martini auf dem Wege zur Kirche eine scharfe, aber verdiente Strafpredigt anschloß, die indeß mit sehr wackern Vorschlägen zur Herstellung meiner Vernunft endete. Das war ein erstes Sturzbad zur Reinigung von der gefährlichen Thorheit, die mich befallen hatte, und der redliche Pastor ließ noch Manches folgen, was ihm Gott lohnen möge. — Ob er mich haltbar stärkte — darüber muß ich mir Weiteres vorbehalten.

Im Holzschnitt arbeitete ich auch bei der Großmutter fleißig; selten fehlte es an Bestellung, dann mehrte ich die Verzierungen für Buchdruckereien, die von Berlin aus in Abgüssen verkauft wurden. Solches Anwenden erster Versuche ließ die Absicht entstehen, hierhin mit meinen schwachen Kräften eine Verbesserung auszubreiten, was bei fortgesetztem Betrieb nachher durch die „Sammlung von Verzierungen für die Buchdrucker-Presse" mit vielem Schmückbildlichen zur Erscheinung kam. Während des Aufenthalts in Jena hatte ich es schon bis zu sechzig kleinen Platten gebracht, Drang der Nahrungsnoth machte sie aber, an Zahl verstärkt, im Jahre 1807 zum Eigenthum der Decker'schen Hofbuchdruckerei. Das war Verlust für meinen Zweck, ich gab ihm jedoch allmälig seine einträgliche Zukunft. — Nebenher sey noch erwähnt, daß im Jahr 1801 mein Vater Abdrücke meiner Holzschnitte dem König Friedrich Wilhelm III. zusendete, und da dies für nachherige Zeit vielleicht Miteinfluß war, sey die Antwort eingeschaltet:

„Seine Königliche Majestät von Preußen haben aus der Eingabe des p. Gubitz vom 29. v. M., und den denselben beygefügten Probe-Abdrücken ersehen, daß sein Sohn ganz gute Fortschritte in der Holzschneide-Kunst gemacht hat, und danken ihm nicht allein für die mitgetheilten Stücke, sondern wollen ihm auch dafür beigehende Zwei Stück Friedrichsd'or zum Geschenk übersenden.

Charlottenburg den 6. Juni 1801.

Friedrich Wilhelm."

Der Vater hatte gewiß in guter Meinung gethan, was ich in meiner jugendlichen Kraft nicht angenehm empfand, und ich hoffe, es werde aus dem Ganzen meiner Lebensgeschichte hervorgehen, daß ich in solchen Beziehungen meine Jugend nie verloren habe. Geziemend war ich mit Vergnügen stets willig, Gewünschtes zu senden, unaufgefordert erscheint es mir aber als anmaßliche Zudringlichkeit.

Am Ende des Jahres 1801 war ich in Jena, wollte mich dort zurechtfinden; schweren Herzens sah ich ein, es könne nicht leicht gelingen, meine Zeit zu ordnen für die verschiedene Beschäftigung: möglich werden mußte es jedoch, da der Landprediger im Gemüthsplan hartnäckig feststand. Martini war mir Rath und Führer nicht ohne Kopfschütteln; ich blieb beharrlich, bekenne aber voraus, daß ich nicht selten mit den Heften älterer Studenten die Lücken der meinigen füllte, was übrigens Andern ebenfalls kein Verstoß gegen den „Comment" war.

Im Januar 1802, nach dem Maße meiner nicht weitschichtigen Fähigkeit mit den Verhältnissen in Jena etwas vertraut, wandte ich mich ausschließlich zu Dem, was auf Glaubens- und Denklehre zielte. Ich vermeide die Bezeichnung „Vernunftlehre", denn ich lernte erst im Lebensverkehr, nur von ihm sey die Vernunft zu lehren, und man habe den Gesammtschulen schon sehr zu danken bei solcher Mitgabe der Zurechtweisung, die verhindert, sich in die Irre zu verlaufen, sich wohl gar in ihr zu gefallen. — Noch im Jahre 1802 waren die mehrseitigen Zerwürfnisse mit dem von der

Universität Jena entlassenen Fichte lebhafter Zwiespalt der Gespräche; man pries oder verdammte seine anscheinend als unwiderleglich aufgestellten Sätze und Schlüsse in das Uebersinnliche hinein; man pries ein Mehrdurchleuchten, man verdammte ein Mehrvernichten des Uebersinnlichen, je nach der Stellung, die man sich gab aus Glauben, Zweifel und Unglauben. Spinoza tauchte wieder auf, sein Geist sollte Waffen bringen für und gegen Kant; nach Fichte lehrte der jugendliche Schelling — meine Beurtheilungskraft war zu unreif, um aus solchen Bewegungen in forschend zugespitzten und grübelnd verdunkelten Wortgeweben für mich den Leitstern zu finden. Es dünkte mir unerläßlich geboten, die streitkundigen Schriften im Dafür und Dawider zu lesen, um den Standpunkt derzeitiger Gegenwartskämpfe zu entdecken; bald aber wußte ich nicht, ob die „Wissenschaft des Wissens" mich zur Enge drängte oder in bodenlos Unbegrenztes hinriß. Eifrig aufmerksam hörte ich vor dem Lehrstuhl zu, emsig schrieb die geübte Hand nach; wenn ich aber in meinem Hofstübchen das Geschriebene las, ermittelte sich kein Pfad zu klaren Gedanken. Unter Aengsten und Thränen begann ich mein siebzehntes Jahr, und ward plötzlich mit mir einig, aus Furcht des Mißverstehens Manches einstweilen gar nicht verstehen zu wollen, selbstständig gradaus den einfachsten Weg zu erspähen. In Dem, was durch Mittheilungen verschiedener Art in meinem Hirn lag, mir das Uebersinnliche schon im Besitz des Sinnlichen bezeugen sollte, wären meine Troststützen zerfallen; ich suchte

also das mir Zusagende, mir jugendgemäß Mögliche, vor Allem bemüht, dem Höheren, ob es sich erkennen oder auch nur ahnen ließ, mich unterzuordnen, dabei sorgend, daß Begriffenes mit mir Unbegreiflichem nebeneinander mich nicht nur friedlich, sondern auch muthig erhalte. — Zu bestätigen habe ich nun allerdings: was ich von der Spinoza-Fichte-Schelling'schen Lehre heimtrug, blieb mir fremd, mehr eine geschlossene als geöffnete Pforte zum Lebenswege, und als ich Jahre nachher in Berlin Fichte's Zuhörer war bei seinen Vorträgen, meinte ich auch, offenbar einen Andern zu entdecken als Jenen, den ich mir einst angelesen hatte. Zu beweisen ist auch wohl in Bezug auf Jena und Berlin, daß hier der allzeit redlich tief- und aufstrebsame Fichte wirklich nicht Derselbe war als dort, völlig unbeschadet seiner Ehrenhaftigkeit. — Bin ich indeß noch jetzt, nachdem ich in Berlin bis zu Hegel Gast-Zuhörer war, von Erkenntniß und Anerkenntniß eines „Absoluten" der Wissenschaft sehr entfernt, glaube ich doch mich nicht berechtigt, da zu urtheilen, wo ich der Dinge nicht Meister werden konnte. Wer ein Etwas oder Vieles nicht verstanden hat, darf deshalb gewiß nicht bestreiten, daß nützliches Verstehen Andern gelinge, obschon darüber die Einbildung manchem Weisheitsschüler die Einsicht nur vorspiegelt. Wie dem sey, hier habe ich es mit meiner Eigenthümlichkeit zu thun, und die ging frühzeitig gern aus dem Wege, wenn es schien, man werde da oder dort eigentlich nur Lastträger zu einem Babelsthurm. Zunächst brauchte ich bei meinem Doppel-

streben unzweifelhaft mehr Stunden zum Vorwärtskommen im anwendbar Thätigen als ein forschendes Untersuchen über das mir bedingt Unwesentliche; ich schritt also in Jena und überall der sachlichen und gemüthlichen Theologie entgegen, nahm daneben in mir nur auf, was an Verbindung des Wissens die künftige Prüfung voraus verlangte. —

Der Bibel war ich oberflächlich kundig durch wiederholtes Lesen, den Lerninhalt übereinkömmlicher Glaubenssätze brachte ich im Gedächtniß mit nach der Universität. Paulus half allmälig zu tieferer Eindringlichkeit, überwiegend vermöge seiner auf umfassender Kenntniß des Morgenlandes und der Geburtsstätten des Christenthums gegründeten Erläuterungen. Von ihm, Griesbach und Niethammer war mehr zu empfangen, als sich in einer Dreijahrszeit — meinerseits nicht ohne unvermeidliche Verlängerung der Freiwochen — erschöpfend mir aneignen ließ. Ich sammelte geistig ein, so viel ich nach Innen und auf dem Papier zu erwerben vermochte, folgte der Umsicht nach den Richtungen gesunder Aufklärung, entfernt von einer anmaßlichen, wodurch vermöge öffentlicher Stimmen der überspannten Wohlmeinenden und dünkelhaften Erleuchter aus heißen Kämpfen fieberhaftes Aufregen im Volk ansteckend war. Niethammer gab im Geistigen dem Uebersinnlichen sein Recht, ebenso dem Irdischen, zum Lebensgenuß Erreichbaren, ohne dem seelischen das sachliche Besitzthum voranzustellen, geschichtlich warnend sogar einer Zukunft gedenkend, die in Vortheilssucht der Gemüthswelt zerstörend seyn

könne, und er ist nachher im Zeitenlauf meiner Erinnerung zuweilen wie ein Verkündiger erschienen. — Auf demselben Wege, jedoch etwas abgeschränkter, wandelte auch der schon fast sechzigjährige Griesbach, dessen Muth, unerhitzt vom Weisheitshader um sich her glaubenstreu zu bleiben, mitunter Zaghaftigkeit genannt wurde, was mir aber seine grundklare Strenge im Rechtlichen bei vorherrschender Gutmüthigkeit widerlegte. Griesbach war nicht nur in dem von ihm vielseitig durchforschten neuen Testament gelehrt fest, es war, als ob man bei seinen Vorträgen empfände, er lebe und schaffe, ohne innerhalb des Offenbarungsglaubens abergläubig zu seyn, völlig im ursprünglichen Christenthum. In meiner eigenwesigen Entwickelung erfaßte ich aber, was dem Geistigen angehört, oft heller mit dem immer wachen Gefühl als mit dem bis zum Ermüden nachgrabenden Denken, und wo Beides Eins wurde, fand ich mich am wohlsten geschützt und gestützt. — Die damals kreisende Folgerung: „Jeder wird ein Gegebenes des Denkens anders denken und anders denken müssen, um es selbst zu denken", hatte für mich zwar die Wahrheit: was nicht durch Selbsterkenntniß bestätigt ist, hat man nicht; aber das Gegebene war manchmal der Art, um zu fürchten, es gleiche in der Lösung dem Auffinden des genauen Vierecks im Rund. — So viel Anschau der Weltverhältnisse, als mir in solcher Jugend genügend seyn mußte, sollte nicht die Zerfahrenheit einen Eingang gewinnen, empfing ich von jenen drei auch in ihrem Thun entschieden pflichtwackeren

Männern, ohne mich auf eine Spaltung einzulassen dadurch, gleich vom Lehrstuhl aus ein Sicherungsgeleit zur Weisheit haben zu wollen vor der Erfahrung, die es auch dem schlußfertigsten Denkgelehrten beibringt, daß sie zuweilen eine härtere Lehrmeisterin ist als die Noth. — Nach Dem, was mir noch in hohem Alter aus Kopf und Herzen hervorklingt als Ueberzeugung von Sonst und Jetzt, wird ersichtlich, wie leid es mir war, daß Paulus und Niethammer Jena verließen und als Berufene nach Würzburg zogen, ehe ich mich von der Universität losbinden konnte.

Neben dem Wissenschaftlichen verwendete ich jede ihm abzumühende Zeit zum Holzschnitt, war täglich bis zu vierzehn Stunden, nicht selten noch länger in Thätigkeit. Die Großmutter gab ihre Unterstützung nur noch auf zwei Jahre; meine Arbeiten lohnten jedoch, namentlich durch Abgüsse von den Holzschnitt-Platten, so weit, daß ich die Lernerfordernisse, den Zins für mein Hofstübchen und das Mittagsessen bei dem Hauswirth, auch die andern geringen Bedürfnisse bezahlen, der Familie manchen Erwerb überlassen konnte. Um burschenschaftliche Ordensverbindungen — zwar verboten, aber nachsichtig geduldet — bekümmerte ich mich nicht, und zu Gasthaus-Besuchen taugte ich nicht, weil ich bis zum achtzehnten Jahr weder Bier noch Wein trank. Einzelne Lerngenossen, denen die kargen Geldmittel ebenfalls Zügel anlegten, wurden mir vertraut, zum Theil mit überströmender Zuneigung in schwärmerischer Freundschaft, als ob der Göttinger Hainbund in Jena nachwirke, und be-

sonders begünstigte Einer, Johann Böschel, sechs Jahre älter und schulfester als ich, mit allem Genaueren mein Vorwärtseilen. — Spaziergänge in Spätabenden, vorzugsweise bei Mondschein, wenn fast aus jedem Gebüsch nach derzeitigem Gemüthsdrang das Waldhorn, von jedem Strome die Flöte in einfachen Tönen sich vernehmen ließ, wurden zu labender Erholung in unterstützend erläuternden Gesprächen. Inneres Genießen ohne äußeren Aufwand, schon mit einem Grad von Gleichmuth verstärkt, machte auch schlechtes Wetter zum guten, winterliches mild, enges Gemach zur Freistätte, das derzeit nur dämmernde Lampenlicht zur Sonne. — O wie empfänglich für den Zauberschein sind die täuschenden und dennoch beglückenden Träume und Wünsche auch der an Entsagung gewöhnten Jugend!

Mit Händeln blieb ich verschont, eine einzige Verwickelung kurz nach meiner Ankunft in Jena ausgenommen. Es befand sich eben eine junge Harfenistin dort mit ihrem die Flöte blasenden Bruder, dem man diese Verwandtschaft wegen anderer Bezüglichkeiten streitig machte, was ich nicht wußte, mir außerdem gleichgültig seyn konnte. Bei ihrem Zusammenspiel war auch ich Zuhörer; ein paar Studenten behandelten das ihnen vielleicht schon bekanntere Mädchen unanständig, das reizte mein für Frauenwerth anhängliches Gefühl zur Abwehr, zur Heftigkeit, und mir entfuhr ein derbes Wort. Wüthig Geschrei erhob sich, es hieß, ich solle und müsse mich schlagen, oder — nun, das Entgegengesetzte, eine vorgeschriebene mich

beschimpfende Abbitte, war mir unerfüllbar. Nie hatte ich bis dahin eine Waffe in der Hand gehabt, wollte ich aber nicht in Verruf kommen, war ich zum Bereitseyn gezwungen. Gnädigst bewilligte man mir eine Uebungsfrist von sechs Wochen, ich führte aber dann den Schläger noch immer sehr unbeholfen, empfing einen leichten Hieb rechts über die Stirn, der Gegner in demselben Augenblick über die linke Hand, und die Genugthuung war fertig. Das Urtheil lautete: wir hätten uns Beide stümperlich geschlagen; damit befriedigte sich mein Ehrtrieb vollkommen, der Andere wurde grimmig, was zwischen einem Dritten und Vierten aus dem Wort- wieder ein Degengefecht in freudige Aussicht stellte, zur gefälligen Abwechselung auf den Stoß. Diesen auch schlecht einzuüben, dazu hatte meine mißrathene Fechtkunst niemals Gelegenheit, trotzdem, daß ich im Jahre 1812 Landsturm-Lieutenant wurde. — Ueberſichtlich herrschte, nebenher gesagt, im Burschenleben der Jenenser nur ausnahmlich Rohheit, und dann gewahrte man die Rädelsführer bei derselben Verbrüderung.

Mit den Professoren und Personen höheren Standes wurde ich in ihren Familienkreisen nicht bekannt; hier eingeführt zu werden bedurfte man Empfehlungen, die mir fehlten, und stattliche Kleider, für die ich den Aufwand scheuen mußte. Doch habe ich, freilich nur im Hin- und Herschreiten über die Straße, und ohne die mir nachmals gewordene Näherung zu ahnen, Goethe und Schiller gesehen. Schon hatte Dieser seine Wohnung in Weimar, besuchte aber

mehrmals den von Eutin nach Jena gekommenen alten Voß, den ich auch sah, ebenfalls seine achtungswürdige Hausfrau Ernestine, die ich erst lange nach ihrem Hinscheiden durch Bücherkunde sehr lieb gewann. Goethe war, wie man mir einflüsterte, dem vielen Grüßen abhold, ich lüftete bei dem Begegnen aber stets meine Mütze, und er dankte mir in vornehmer Haltung mit anmuthiger Handbewegung. Unbekannt war es mir geblieben, daß er in einem Bericht über die Weimarer Kunstausstellung meine Holzschnitte bereits 1802 freundlichst erwähnt hatte, in Folge der ihm durch Zelter eingehändigten Abdrücke, die mit zur Ansicht kamen bei jener Ausstellung. — Nach dem mir einst nicht erreichbaren Schluß von „Wilhelm Meister" brauchte ich Goethe nicht zu fragen, über diese von Berlin mitgenommene Unruhe las ich in Wittenberg mich hinweg.

Während meines Aufenthalts in Jena ergriff ich zum Erstenmal die Feder für die Oeffentlichkeit. Die „Allgemeine Zeitung Nr. 235 vom 23. August 1802" enthält in dem Bericht: „Blicke auf die Leipziger Jubilatemesse" die Mittheilung:

„Unger bildete einen Schüler, dessen Fortschritte man schon jetzt den Triumph der wiedererweckten Holzschneidekunst nennen kann. Der gewinnvolle Gubitz hat seinen Künstlerruf durch einen Holzschnitt, eine Mondnacht vorstellend, trefflich beurkundet. Im Maistück des „Brennus", einer sehr empfehlungswürdigen Berlinischen Monatsschrift, ist dies Probestück, worin

man den glücklichen Nebenbuhler der Hewits und Andersons erkennt, als Titelkupfer gegeben worden."

Ohne die haltlosen Angaben umständlich zu behandeln, entgegnete ich auf Grund der Wahrheit und seltener Anwesenheit in Berlin, daß ich nie Schüler Unger's war, noch seyn, nur von meinem Vater haben könne, was mich neben allgemeinem Betrachten zu meinen Kunstversuchen geleitet habe.

Die Beschäftigung im Holzschnitt steigerte sich im Jahr 1803 besonders durch den alten Kunstkenner Christian von Mecheln, die Buchhändler Cotta, Gräff und Vieweg, und nächstdem knüpften sich die ersten Geschäftsverbindungen an mit Firmin Didot in Paris und Ackermann in London. Vermochte ich nicht, meiner Arbeitszeit alle Anträge einzuschalten, immer war es mir Freude, die aber verleidet wurde durch zeitschriftliche Angriffe aus dem Bereich mehrerer verbündeten Kupferstecher. Nun mußte ich öfter schriftstellern, um mich zu wehren gegen die Behauptung, daß der Holzschnitt sich überlebt habe, jetzt fast völlig unnütz sey. Die ersten öffentlichen Angriffe berühren schmerzlich, doch mag dieser, in verschiedene Tagesblätter eingedrungene, Seitens der Widersacher mit wachsender Erbitterung ausgestattete Streit den Eindruck meiner Arbeiten eher verstärkt als geschwächt haben, indem sich dafür die Aufmerksamkeit eifriger und rascher ausbreitete. Mir aber waren die Selbstvertheidigungen eben so lästig als mißstimmend, und so dienten diese Anfechtungen

nur dem Entschluß, in meinem Zukunftsplan den Landprediger nicht wegzustreichen.

Gegen Michaelis 1803 wanderte ich wieder nach Berlin, und war durch die von Krankheit des Vaters und geschwisterliche Mißgriffe vervielfachten Anforderungen noch immer in bedrängter Lage; für mich allein wäre mein Erwerb mehr als hinlänglich gewesen. — Da saß ich eines Tages emsig vor einer Platte, als mich im reinlich dürftigen Stübchen ein Besuch überraschte. Es war der Erzieher des Prinzen Friedrich von Preußen, der nachmalige Geheime Rath Julius Reimann, und der Prinz kam mit ihm. Jener sammelte Abdrücke meiner Holzschnitte, wollte nun auch deren Entstehen seinem fürstlichen Zögling anschaulich machen und hatte nicht geglaubt, einen Siebzehnjährigen zu sehen. Er bat mich, weiter zu arbeiten, ich erklärte, was zu erklären war; auf Befragen gab ich dann Bescheid über mein Bestreben und Ziel. Gemüthlich forschend belebte Reimann das Gespräch, mir aber stockte die Rede in ängstlicher Verlegenheit bei der Einladung zu einem Abendessen, denn ich besaß kein Kleid für solche Gesellschaft: stumm mich verbeugen, das war Alles, was ich in der Bestürzung zu thun vermochte. Unzweifelhaft erkannte Reimann mein beengtes Verhältniß, mir im Mitempfinden die Hand reichend, wünschte er für ein paar Tage mein Musterbuch, um es den höchsten Personen vorlegen zu können. Ich erhielt es zurück mit einem Geschenk von zehn Friedrichsd'or, verbesserte ohne Erschöpfung des unerwarteten Schatzes

meinen Anzug, war auch vor dem abermaligen Scheiden von Berlin im Prinzen-Palais, bei Mitanwesenheit des damals neunjährigen Fürstensohnes, noch Gast Reimann's, der mir ein treuer Freund wurde, sich als treuer Freund bewährte bis zu seinem Tode, und meine vollste Dankbarkeit feiert sein Andenken.— Vor meiner Rückreise nach Jena, zum Schluß meiner Universitätszeit, sagte er mir: der König wünsche Abdrücke meiner neuesten Arbeiten im Holzschnitt zu besitzen; da fand ich zur Sendung mich verpflichtet. Sie konnte Anfangs December 1803 geschehen, und ich hatte bald nach den Weihnachtstagen die Freude, in einem Päckchen aus der elterlichen Heimath das folgende erste Kabinetsschreiben zu empfangen:

„Seine Königliche Majestät von Preußen lassen dem Fleiße des p. Gubitz gern auch Deroseits das Zeugniß widerfahren, daß diese Arbeiten schön ausgefallen sind, und wünschen dabey, daß der p. Gubitz in den beikommenden Zehn Stück Friedr-d'or eben so sehr eine Aufmunterung für seinen Fleiß, wie eine Bestätigung jener Allerhöchsten Zufriedenheit in Empfang nehmen möge.

Berlin, den 22. Dezember 1803.

Friedrich Wilhelm."

Bei jenem Aufenthalt in Berlin überwältigte mich zuweilen ein Leidgefühl: es war mir, als müsse ich Abschied nehmen von dem Wenigen, was ich kindliche Unbefangenheit nennen konnte, und dies Empfinden erregte sich hauptsächlich durch Blicke aus dem Fenster, wo ich arbeitete. Die elterliche Wohnung war,

da jene in Unger's Hause andere Bestimmung erhielt, seitdem „am Bauhof“, an einem in jener Zeit vernachläßigten, ungepflasterten, nur mit wenigen Häusern bebauten Stadttheil, wo im Winter kaum ein Fußsteig zu finden war. Nebenan stand das sogenannte „Spukhaus“, mit seinen zertrümmerten Fensterscheiben und verwitterten Gestein im Eindruck schauerlich genug. Den gespenstischen Verruf empfing es, der Sage nach, weil dort ein Diener gewohnt habe, der in nicht unbegründetem Außersichseyn im Eigenthum seines Herrn Feuer anlegte. Zwar verlor durch den Brand kein Mensch das Leben, der Verbrecher aber war nach dem Gesetz zum Scheiterhaufen verurtheilt, vom Kammergericht dann ein Gnadengesuch eingereicht bei Friedrich II. wenige Wochen vor dessen Hinscheiden; der König bestand jedoch darauf, das Gesetz müsse sein volles Recht haben. Der Verurtheilte wurde verbrannt, sein Herr, den der sich forterbende Volksglaube an der Veranlassung zu der Frevelthat betheiligte, verließ in Erschütterung sein Besitzthum, und soll dies Haus verwünscht haben. Diese Hindeutung auf das nachbarliche „Spukhaus“ mag nebenher beitragen zu dem Bilde jener Gegend in verschollenen Tagen. — Gegenüber unserer Wohnung bot sich die Aussicht auf den mit einer hohen, auch schon altersmürben Mauer umschirmten Garten, der zum Schloßgebäude des Prinzen Heinrich, Bruder Friedrich des Großen gehörte. Das sehr weitläufige Bauwerk war nur von des Prinzen, bald nach der Vermählung verlasse-

nen Gemahlin, Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel, und ihrer aus wenigen Personen bestehenden Umgebung bewohnt: dort und im Garten machte sich Oede auffallend. Nur selten schlich die greise Herrin, begleitet von einer Hofdame und drei Hündchen, unter den kräftigschönen köstlichen Bäumen fast lautlos umher: dann durfte Niemand sich nahen. In anderer Zeit gönnte man den untergeordneten Dienstleuten ziemliche Freiheit im Garten, wohin mich der Enkel des Kastellans, Heinrich Kratz, gern mit hineinnahm zu seinen, mir an Jahren überlegenen Bekannten, wenn ich wieder Berlin besuchte. Dort wurde nun in einem Rundtheil Allerlei vorgelesen; einmal Abends bei reinstem Vollmondslicht erkühnte man sich auch zu einer Darstellung von „Schiller's Räuber". Des Schlosses, vom Garten aus linker Flügel, der verwahrloste, diente zum Thurm für den „alten Moor" und „Franz"; die „Amalia" spielte der mädchenscheinige und feinstimmige Kastellans-Enkel, dessen Zukunft ihn zum Steuer-Rath erhob, und die ganze sehr andächtige Zuhörerschaft bestand aus der Familie des Großvaters und der sämmtlichen Schloß-Dienerschaft bis zur Küchenmagd. — Der Prinz Heinrich kam alljährlich von seinem Rheinsberg nur für einige Tage, wenn Soldaten-Musterung anbefohlen war, nach Berlin; dann stand sein Regiment im Schloß-Vorhofe nach der Straßenseite, der Prinz, von Offizieren umringt, zeigte sich oben auf dem Gitter-Vortritt, und jeder Soldat empfing ein Dreierbrödchen und ein Glas des besten Brantweins, man

nannte ihn Citronen-Liqueur. Den Offizieren gab der Prinz ein Festmahl, das, laut Aussage des Kastellan-Enkels, vor Mitternacht nicht ende. Da hatte ich nun einmal im Vorhofe die Brödchen austheilen helfen, und gegen Abend spielten wir in einem völlig geräthlosen Saal des verwahrlosten Schloßflügels Kegel. Plötzlich öffnete sich eine der Thüren — der Saal hatte deren vier — und rasch trat der Prinz herein. Erschrocken wollten wir entwischen, die nächste Thür war aber verschlossen, und wir vernahmen den Zuruf: „Halt da, keine Desertion! Ich hörte Spektakel, was macht Ihr?" — Wir mußten stehen, zitternd berichtete der Kastellans-Enkel das Nöthige, und der Prinz erwiederte lachend: „Poltrons Ihr, kegelt weiter, ich werde Societair. Wie hoch?" — „Um Geld spielen wir nicht, Majestät!" antwortete ich etwa Dreizehnjähriger. Er lachte ärger, mir unbewußt lachte er natürlich mich aus, weil ich in meiner Unkenntniß der Titelei mit dem Zueignungsworte ihn erhöht hatte, und entgegnete nun: „Eh bien! Ich spiele gewiß miserabel, Ihr könnt's riskiren!" — Wir mußten uns fügen; dem berühmten Feldherrn gehorchte die Kegelkugel in Wahrheit „miserabel", und nachdem er eine Weile den Spaß mit Geduld versuchte, sagte er heiter: „Ich kaufe mich los, da theilt's!" Er warf zwei Thaler auf ein Fensterbrett. Im August 1802 war Prinz Heinrich gestorben, 1803 das Schloß noch mehr verödet; von den damaligen Bekannten sah ich keinen, einer von ihnen hatte sich erschossen, ich erfuhr den Grund nicht. Mit

Unheimlichkeit durchschritt ich ein paar Mal die noch einsameren Baumgänge und dachte traurig des Vergangenen. — Jetzt ist der Garten nicht mehr ummauert; „Kastanien-Wäldchen" genannt, wurde er zu freiem Wege, und das einst wüste Schloß zum ausgezeichnet schönen Universitäts-Gebäude, worin man hoffentlich allem Wüsten den Einlaß verwehrt.

Im October 1803 zog der Trieb zur Kanzel die Hälfte meiner Thätigkeit zurück nach Jena, wo ich nun allmälig strichweise mich vorbereitete zur Prüfung. Böschel hatte sie überstanden, nachholend und vorschiebend blieb er mir ferngetreu, damit ich unaufgehalten den Universitätslauf beschließen könne. Fast peinlich besorgt plagte er mich, „um bei dem Examen nicht exanimirt zu seyn", wie er sich ausdrückte, rück- und vorwärts mit Interpretation, Exegese und Hermeneutik mehr als die Prüfung selber; jedenfalls habe ich jedoch seinen weitsichtigen Beistand gebührend herzlich zu achten. Für den März nächsten Jahres war mir die Prüfung verheißen, aber die Krankheit meiner Großmutter, dann wieder die meines Vaters, rief mich erst nach Heinrichs und von dort nach Berlin in dem harten Winter von 1803 zu 1804. Aufgethürmt lag Schnee im Wege, ich konnte nicht durch, mußte mich zum Postwagen wenden, was nicht durchgängig zu überwinden war: mein Leibliches empörte sich greulich. Hinfällig erreichte ich Berlin, und ward nicht sogleich meiner Kräfte mächtig. Eben war der Leipziger Buchhändler Gräff in Preußens Residenz, erkund-

schaftete die Wohnung meiner Eltern, und fand mich sehr angegriffen. Der mir Wohlwollende sagte: „Ihres Vaters Zustand hat sich gebessert, und Sie haben sich überarbeitet, mir auch zum Nutzen; ich halte mich verpflichtet, Ihnen eine Nachzahlung zu machen, dann sind Sie besser bei Kasse, kommen aber zu Ihrer Erholung mit mir nach Leipzig, wohnen bei mir so, daß sie dort auch arbeiten können. Ich nehme hier ein Miethsgespann, unterweges kehren wir ein, so oft Sie wollen, und hoffentlich gewöhnen Sie sich bei solcher Reiseart an den Wagen.“ — Der Vorschlag war allseitig annehmlich; wir brauchten fünf Tage bis Leipzig, übernachteten ein paar Mal im Dorfkrug, namentlich auch in Krobstädt, wo Gräff mir einen noch sehr lebenslustigen hundertjährigen Greis vorstellte. Der wollte wissen: wer ich sey, und nach Gräff's Antwort: „Ein Künstler“, fragte Jener: „Herr Je, wird heut schon gespielt?“ Er kannte als Künstler nur Puppenspieler, und obschon ich bei meinem Fahrübel zum Lachen nicht geneigt war, es brach doch durch. Die Holprigkeit, die Schmutz- und Sandtiefen derzeitiger Landstraßen im Winter, nebst dem Aermlichen der Wirthshäuser, würde jetzt gewiß Mancher in der Beschreibung für fabelhaft halten. Wo wir hinkamen, war fast nichts zu haben als Kohlrüben und Eier; hinsichtlich der Wege sey aber nur erwähnt, daß wir vor dem Thor der Pleißestadt noch das Unheil hatten, bei Thauwetter mit dem Wagen umgeworfen zu werden. Mehr durchnäßt als Gräff fuhr ich dort ein, das so be-

dächtig angeordnete Fahren hatte aber doch das Widerstreben meines aufrührerischen Blutes nicht überwunden.

Gräff bewohnte ein ganzes, hohes, nur dreifenstriges Haus bei den anmuthigen Gängen zwischen Bäumen und Gebüsch vor der Stadt; mir wurde, nur eine Treppe hinauf, das beste Geräum zugetheilt, wo ich, an gewöhnlichem Tischchen, mit meinem wenigen Werkzeug an einer Holzschnitt-Platte für Gräff, zu dem neuesten Roman der Christiane Sophie Ludwig, mich beschäftigte. Abends hatte er Gäste, oder wir waren es außerhalb; so wurde ich, immer wohlwollend begrüßt, mit mehreren Schriftstellern bekannt, nenne jedoch nur Mahlmann und Rochlitz, weil dies erste Zusammenkommen der Anlaß einer dauernden Verbindung wurde. Bei Rochlitz war ich gastlicher Zuhörer einer Gesangs-Ausführung; dann saß als Tischnachbar neben mir ein Weimaraner, ein auch noch junger, zufolge meiner nachträglichen Auffassung etwas irrlichterisch leicht auflodernder Herr v. Lynker. Im allgemeinen Gespräch war daran erinnert worden, daß Goethe schon über mich geschrieben habe — ich erfuhr es erst hier — und Rochlitz meinte: man müsse mir rathen, auf dem Wege nach Jena zuvor im geistigen Glanzpunkt Weimar einzukehren. Herr v. Lynker war erbötig mich in seinem Wagen mitzunehmen, blieb auch dabei, als ich ihn mit meinen Fahrfährlichkeiten warnte. Die mir erweckte Hoffnung, unsere Lieblingsdichter in ihrem heimischen Selbstwesen kennen zu lernen, mischte sich mit dem

Zureden, von Rochlitz und Mahlmann wurde ich mit Empfehlungsbriefen ausgestattet, und ein paar Tage später folgte ich meinem gefälligen, aber unzweifelhaft der Seltsamkeit anhänglichen Entführer. Die Landstraße war minder schlimm, abwechselnd ließ sich laufen; Herr v. Lynker that es mit mir, so daß ich ungeschwächt in das damals durch Geistespflege bevorzugte sogenannte Ilm-Athen eintrat. Unterweges bedauerte mein freigebiger Beschützer, daß ich Herder nicht mehr sehen würde — er schilderte ihn als tödtlich krank — versprach, mich mit Wieland und Schiller in Näherung zu bringen; im Bezug auf Goethe sey ihm dies aus Familienrücksichten schwierig, man müsse abwarten, wie es sich einfädeln lasse. Ich berief mich auf die Empfehlungsbriefe, er meinte: sie würden, weil der, immer in mannigfachen Verwickelungen thätige Goethe durch die Faschingstage noch mehr „im reißenden Strom der Anforderungen sey", höchstens zu viertelstündigem Empfang bei dem Staatsmann nutzen. Schon damit erklärte ich mich einigermaßen zufrieden, Lynker äußerte aber, auch ein solcher Erfolg wäre noch zu bezweifeln, man müsse versuchen, ihn irgendwie zu überraschen. — Meinerseits wurde auch noch unterweges erzählt, daß ich in Jena Goethe und Schiller gesehen, doch auch nur gesehen, hinsichtlich Schiller's jedoch selbstverknüpft im Juni 1803 ein Lauchstädter Abenteuerchen mit erlebt habe. Dies wurde von einem Hallenser Studenten Ludwig Krahn, der im Jahr 1849 als Prediger starb, aufgezeichnet und die Handschrift mir,

dem Jugendbekannten vom prinzlichen Schloßgarten her, geschenkt. Seine getreue Schilderung macht jede andere entbehrlich, und ihm zum Weihandenken werde sie hier erneuert eingefügt nach der Vorbemerkung, daß von der ersten Darstellung des Trauerspiels „Die Braut von Messina", also auch von der ersten Begeisterung dafür die Rede ist.

„Im großen Zuge waren wir Hallenser Studenten nach Lauchstädt gekommen, um auf dem dortigen Theater in Gegenwart Schiller's dessen „Braut von Messina" aufführen zu sehen. Voll Erwartung des hohen geistigen Genusses war in uns viel Unruhe, und der kleine Badeort, wo die Steifheit sich sehr spreizte und die Schranken eitlen Weltlebens unter den Gästen schroff aufstiegen, machte sich uns viel zu enge. Glücklicherweise dachte keiner der Burschen an das Hazardspiel, wir schwärmten umher. — — Abends waren wir frühzeitig im Theater, und empfingen in schmetterndem Ruf bei Hand- und Fußgetöse den Dichter, der uns mit allen Gedanken und Gefühlen „weg hatte", wie es in unserer damaligen Redeweise hieß. Das war eine Vorstellung, wie ich nie wieder erlebte und auch wohl nie wieder erleben werde, denn der Himmel sorgte für eine ungeheure Steigerung des Eindrucks. Die gewaltige Tragödie rückte unter der aufmerksamsten und gespanntesten Stille der gedrängten Zuschauer noch nicht bis zur Mitte vor, da erschütterte ein mächtiger Donnerschlag das nur aus dünnen Mauern bestehende Schauspielhaus, und der wie ein Wolkenbruch niederstürzende

Regen verbreitete bei rasch sich folgendem fast unaufhörlichem Donnergekrach ein solches Rauschen, daß man oft die Schauspieler gar nicht mehr hörte. Ein Theil der Zuschauer flüchtete, die Frauen mit Angstgeschrei, aus dem Hause, ich weiß nicht wohin. Die Schauspieler, anfangs äußerst bestürzt, faßten wieder Muth, aber sie bebten doch auch merkbar bei bezugreichen Stellen, so namentlich der „Chor-Anführer", als er während des wirklichen Donnergerolles zu sprechen hatte:

„Wenn Wolken sich thürmend den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt."

Das Grausen steigerte sich bei dem bald darauf folgenden Mutterfluch der „Isabella", und es erreichte den höchsten Grad, als ihr Schmerz sich wider die Himmelsmächte selbst empört, Gottheit und Natur ihr sinnlos scheinen und der Chor ihr zuruft:

„Halt' ein, Unglückliche! — die Götter leben,
Erkenne sie, die dich furchtbar umgeben!"

Wer von da an in dem Werke nachliest, der mag's versuchen, sich einen Begriff zu machen von dem Entsetzen, das bei dem fortdauernden Gewittertosen durch alle Herzen zog; rings todtenbleiche Gesichter, Jedem stockte der Athem: auch Schiller saß in seiner Loge wie versteint. Ich habe nie einen solchen, ich möchte sagen überirdischen Schauder empfunden, und er wirkt noch jetzt nach bei heftigem Gewitter, weil mich dann immer die Erinnerung an den Theater-

abend in Lauchstädt fieberhaft anfaßt, obwohl nach der Vorstellung eine unermeßliche Fröhlichkeit folgte. Der Himmel hatte jede Spur von dunkler Decke abgeschüttelt, glänzende Sterne leuchteten auf jubelnden Verkehr. Zu uns Hallensern hatten sich auch Leipziger und Jenenser Studenten gesellt, und als der unvermeidliche Ball überstanden war, zogen wir zusammt vor die Fenster Schiller's, und brachten ihm ein Halloh mit Gesang und Musik. So viel wir konnten, rückten wir ihm auch auf die Stube, wo sich der von uns tüchtig angelärmte große Dichter burschikos liebenswürdig benahm, wonach Einer der Unsrigen ihn keck einlud zu einem Mahle, das der reiche Vater eines Commilitonen in seinem Gartensaale uns anrichtete. Schiller lehnte zwar die Einladung ab, zögerte indeß doch einen Augenblick, so daß, nachdem wir abgezogen waren, ich der Meinung war, eine Deputation an ihn würde nachträglich unsern Wunsch durchsetzen. Im Nu bildete sich die Deputation, die ihren Sprecher wählte. Wir fanden den Dichter, wie er eben in's Bett steigen wollte, und was ihm nun mit klopfendem Herzen in ängstlicher Verlegenheit gesagt wurde, müßt' ein Anderer wissen, sonst ist's für ewige Zeiten vergessen, woran ganz und gar nichts liegt. Denn das Reden hat gewiß nicht so viel geholfen als der tolle Einfall anderer Kerle, von denen jeder ein Stück der Kleider Schiller's ergriff, der Nächststehende auch mir eines über meine eben noch in rhetorischer Geberde ausgestreckten Hände warf, so daß wir Alle den Eingela-

denen umgaben wie Kammerdiener, bereit ihn anzuziehen. Das Gelächter Schiller's machte uns dreister, und fast willenlos fuhr er in die Kleider. Mehr gezogen und getragen als gehend brachten wir ihn richtig in den Saal, wo uns ein überschwengliches Jauchzen empfing. Fast eine Stunde blieb Schiller bei uns, wahrhaftig ein Bursche unter Burschen. Er sprach uns auch an, daß wir diesen Enthusiasmus, als nothwendig für die Bühne und die geistigen Bestrebungen überhaupt, bewahren und möglichst mittheilen möchten, da die Volksmasse gar zu leicht von etwas festtäglichem Aufschwunge sich so angegriffen fühle, daß sie rasch wieder einem alltäglichen Seelenschlummer verfalle. Die Vivats, versteht sich, rissen während der Anwesenheit des Dichters gar nicht ab, und er mußte sich gefallen lassen, sein herrliches Lied: „Freude, schöner Götterfunken" nicht in vollendetster Harmonie zu hören. Damit zum Schluß gekommen, trat ein Senior der Burschenschaft auf einen Stuhl und sang bei erhobenem Glase, mit einer Stimme, die zwar kein Erdbeben, aber doch das Zittern der Saalwände veranlaßte:

„Laßt den Schaum zum Himmel spritzen,
Dieses Glas dem guten Geist!"
Der mit kühner Wahrheit Blitzen
Macht des Wahns und Trugs zerreißt.
Mit dem Donnerkeil der Rede
Treffet, was die Welt bethört,
Allem Schlechten ew'ge Fehde,
Das, ihr Bursche, hört und schwört!

Mag in unsern Adern toben,
Was zur Klärung noch erst gährt,
Daß sich guter Geist bewährt,
Schwören wir dem Geist dort oben!"

Die letzten vier Zeilen wurden vom Chorus wiederholt und der Senior that sich besonders auf den Schluß etwas zu Gute, indem er erst gen Himmel und dann auf Schiller wies, der begreiflich oben an der Tafel saß. Nach dem Gesange folgte ein Händedrücken und Umarmen, dem sich sogar auch unser Dichter fügte, und ließ sich bei dem uns zu Gebot stehenden Rebensaft von zum Himmel spritzenden Schaum nichts verspüren — man war selig bei ehrlichem Naumburger — schäumte es doch in uns. Wir blieben, als auf seinen Wunsch Schiller nur von Wenigen und ohne Getöse zurück nach seiner Wohnung begleitet worden war, in Saus und Braus bis zum hellen Morgen, wo wir es uns dann nicht nehmen ließen, unsern Abgott nochmals mit Gesang und Musik zu stören. — Es war eine schöne Zeit der Begeisterung, und wollte Gott, sie kehrte uns wieder durch Dichter, die sich ebenbürtig jener Vergangenheit und ihren Verewigten anreihen könnten, so wie durch eine Theilnahme im Volk, die, sey sie auch etwas übersprudelnd wie damals, doch mit gesunder Natur aus Seele und Leib hervorbricht."

Bei Allem, was Krahn berichtete, war ich, obschon erst Nachmittags zufolge der Anmahnung des Jugendfreundes in Lauchstädt angelangt, zugegen; die angefügten Reime zu „Freude, schöner Götterfunken", ein Erzeugniß des Augenblicks, sind von mir, und ich

habe auch unvermeidlich Wein nippen müssen bei den ungezählten Lebehochs.

In Weimar wurde ich zuerst bei Wieland eingeführt; dem Altwürdigen war ich nur durch Buchhandels-Anzeigen bekannt, was mir genügte. Im Gespräch offenbarte er sich sehr bedrückt vom Tode seiner Frau, weshalb er das Gut Osmanstädt verkauft habe, und wieder in der Stadt wohne, um nicht noch mehr an Erinnerungen zu leiden. In seinem Arbeitszimmer hafteten meine Blicke an einem kleinen Holz-Bildwerk: eine sitzende Gestalt in römischer Tracht. Wieland sagte mir: es sey Voltaire, und nachdem ich die Frage: ob ich dessen Schriften kenne, mit Nein zu beantworten hatte, empfahl er sie mir als besten Leitfaden zu der Franzosen Geist und Sprache, was hinsichtlich dieser unbedingt an rechter Stelle war, denn mich im Französischen zu üben, dazu fehlte mir bis dahin die Gelegenheit. Jetzt hätte ich jene Frage mit Ja zu beantworten, müßte aber gestehen, daß ich zwar an Voltaire die zeitgeschichtlichen, für die Franzosen auch volksgemäßen Vorzüge nicht unterschätze, im Allgemeinen ihm jedoch mehr ab- als zugewandt sey.

Durch Vermittelung des Herrn v. Lyncker war ich in einer Abendgesellschaft von etwa funfzehn Personen, Männer und Frauen, mit Schiller beisammen. Er trat verspätet ein, man hatte auf ihn gewartet, und rechtfertigte ihn damit, daß er ganz in sein neues Werk „Tell“ vertieft sey. Seine Erscheinung trug auffallender noch als vor nicht vollen acht

Monaten Spuren abzehrender Krankheit zur Schau: mir wurde schmerzlich bei dem Anblick. Ihm vorgestellt, wagte ich eine Hindeutung auf die Begegniß in Lauchstädt, mit dem Bekennen meiner Mitschuld an dem Ueberfall. „Ei", erwiderte Schiller, „mein Schwabengemüth hat mir auch da einen üblen Streich gespielt, und hinterdrein ist's abzubüßen." — Er blieb ernst und gedankenschwer, antwortete zerstreut; man mußte glauben, er sey mit seiner Umsichtlichkeit anderswo als hier, wo er sichtlich war. — Nun begab es sich, daß ein alter Herr bei einer Fischspeise von dem Leberreim sprach, den Gellert einem Vornehmen, der ihn unabläßig mit dem ehemals sehr gebräuchlichen „Er" angeredet hatte, hingeworfen haben soll, nämlich:

„Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Bär,
Den nenn' ich Grobian, der stets mich nennet Er."

Darauf hingelenkt, machte man den im Anfange des jetzigen Jahrhunderts auch noch beliebten Spaß höflichst nach, und er ging fleißig ringsum von den Lippen. Als die Reihe an Schiller war, sah er sich, muthmaßlich kaum wissend, was man von ihm wolle, wie verlegen um, setzte an und — plötzlich schwieg er kopfschüttelnd, nach meiner späteren Ansicht die Zumuthung mit Recht mißbilligend. Das war mir — auch in augenblicklich anderer Auffassung — von dem großen Dichter so begreiflich, daß ich mein gefüllt vor mir stehendes Glas ergriff, freudig zu Schiller lief, in Natürlichkeit darüber jubelnd, daß während wir Anderen flott gereimt hatten, wie uns

der Schnabel gewachsen, ein so berühmter Meister sich nicht habe zu dem losen Spiel bequemen wollen. Diese mich selber überraschende und dann mitteninne erschreckende Dreistigkeit soll ich drollig vollbracht haben; mit der ganzen Gesellschaft stimmte Schiller herzlich in das Lachen ein, und dies wurden dann die einzigen Minuten, in denen ich ihn an diesem Abend erheitert fand. — Ach, nicht viel über ein Jahr und er war uns und seinen noch hochfliegenden Planen entrissen!

In Bezug auf Goethe hatte mich mein Unterweiser, an dessen vermeinter Besonnenheit ich immer deutlicher einen Hang zum Absonderlichen herausfühlte, damit vertröstet: es sey etwas im Werke; wenn es gedeihe, ergebe sich gute Gelegenheit. — Nur vier Tage wollte ich in Weimar rasten, vorhabende Arbeiten, hier wenig gefördert, bedrängten mich, und ich bereute schon, nicht mit den Empfehlungsbriefen mein Heil bei Goethe versucht zu haben. Bereits packte ich mein Bischen Habe im Miethszimmer — gegen Gasthöfe hegte ich Widerwillen — da kam Abends nach Sieben Herr v. Lyncker, in einem Domino, ließ auch mir einen darreichen von seinem mitgebrachten Diener bei den Worten: „Im Theatersaal ist Probe von einem Maskenspiel, Goethe muß dabei seyn; ich habe vermittelt, daß sie als Fremder Zuschauer seyn können, beeilen wir uns!“ Bebend zog ich das Beste an, was ich hatte, ein hellblauer Seidenmantel wurde mir übergeworfen, eine Maske sollte ich dort empfangen — was sich je-

doch nicht erfüllte. — Bald stand ich in einem mäßig großen Saal, und drückte mich neben einem Gewirr von Menschen, nur zum Theil maskirt, an die Seite; denn nachdem ich so mich hatte gängeln lassen, war mir Alles wie beklemmender Spuk oder Traum. — „Wenn Er da ist, erfahren sie es im Moment!“ mit diesem Zuruf beruhigte mich mein herumschweifender Beherrscher, der irgendwo beschäftigt seyn mußte. Ich hörte Reden und Musik wie aus der Ferne, blieb aber wie eingewurzelt in dem eroberten Winkel, weil ich hier ein Uneingeweihter war. Etwa sehr lange anderthalb Stunden waren vergangen, bevor es hieß: „Da ist Er, dort steht Er!“ und es bedurfte mancher Windung, um mir bis zur angedeuteten Stelle zu helfen. Endlich kam ich Dem, mir Ehrfurcht Gebietenden nah, möglichst näher: ich hörte seine starke, klangvolle Stimme. O weh! Goethe, der seinen Seidenmantel, rosenfarb oder gelb — bei dem Lichtschimmer konnte ich mir die Farbe nicht genau bestimmen — hin- und herwerfend behandelte, sprach so heftig mit einem Andern — mit dem Theater-Intendanten Kirms, was ich nachher entdeckte — daß ich noch ängstlicher wurde. Aus dem lauten Gespräch ging hervor: bei einer Abendprobe im Theater war Goethe über einen Schauspieler — sein Name lautete, wenn ich dessen mich richtig entsinne, Zimmermann — so bitterböse geworden, daß er sich höchst unglimpflich äußerte über Anmaßungen der Comödianten. Mir flog der Athem, in mir rief es: Jetzt oder nie! Meine Zaghaftigkeit gipfelte, wurde unwill-

kürlich zum Wagemuth, und ohne Ueberlegung hatte ich mich in den Eifer gegen Comödianten gemischt. Was mir erst in der Zukunft als Erfahrung reifte: wie raschbereit der Aufgebrachte, wenn ihm Einer recht giebt, sich zu Diesem wendet, das bewährte sich hier. Ich hatte den Erfolg, daß Goethe auf mich einredete, unterhielt seinen Zorn so gut oder schlecht meine sich nicht zurechtfindende Stimmung dies vermochte, habe keine Spur mehr von dem Gemengsel, was ich schwatzte, bis er hell auflachte, dann aber, wie in Hast zur Hoheit gleichsam umgeschaffen, mit wahrhaft erschütterndem Gebieterton fragte: „Aber mit wem sprech' ich, wer sind Sie?“ Meine Empfehlungsbriefe von Mahlmann und Rochlitz hatte ich im Widerstande gegen mein Zittern in der Tasche fast krampfhaft festgehalten; sie schnell hervorziehend, nannte ich, nun bis zu Thränen erschreckt, meinen Namen, demüthig scheu hinzufügend: „Ihnen diese Briefe zu überreichen suchte ich in den wenigen Tagen hiesigen Aufenthalts vergeblich Gelegenheit, die Gunst des Augenblicks verlieh sie mir, und frevelhaft habe ich sie ergriffen.“ — „Wer sind Sie, doch nicht der Gubitz, der sich in der Holzschneidekunst auszeichnete?“ so fiel Goethe fragend ein, wie selber betroffen, und nach meiner Entgegnung: „Ob auch von Ihrer gütigen Meinung beschämt, habe ich freilich zu antworten: Der bin ich.“ — Ohne etwas darauf zu erwiedern, erfaßte er mich am Arm, schob mich an einen Pfeiler, sagte: „Hier bleiben Sie stehen, hier will ich Sie treffen, jetzt hab' ich zu thun!“

Dann verschwand er, und ich stand nochmals da in zweifelsüchtiger Hoffnung, die indeß der Geduld nicht lange bedurfte. Zurückkehrend rief Goethe mich an: „Aber, mein Gott, sind Sie's denn wirklich? Wie alt sind Sie?— „Im achtzehnten Jahr", antwortete ich, und er entgegnete: „Man möcht's nicht glauben! Wie lange bleiben Sie hier?" — Ich sagte ihm, daß ich nur gezögert habe, Weimar zu verlassen, um ihm genähert zu seyn, der kommende Morgen treibe mich nach Jena, dort meine Universitätszeit mit dem Examen zu enden. Ueberrascht fragte er weiter, und ich gab nun schüchtern Bescheid, bis er dringlich einfiel: „Von der Abreise sey einstweilen nicht die Rede, heut noch zeige ich Ihnen meine Wohnung, erwarte Sie dort morgen Vormittag um Zehn", und auf meine Bemerkung, daß ich schon vor seinem Hause gewesen sey, erwiederte er, mir die Hand reichend: „Also morgen früh!" in flüchtiger Weise, denn eben wurde nach ihm gesandt.

Noch zwei Tage blieb ich in Weimar, stundenlang in Goethe's Zimmern, wo ich, zwischeninne oft ohne seine Anwesenheit, die musterhaft geordneten Sammlungen von Zeichnungen und Kupferstichen beschauen, mich zugleich noch mancher Beweise seiner Zuthulichkeit erfreuen konnte. In bester Laune erwähnte er, daß er als Student in Leipzig sich im Breitkopf'schen Hause auch mit dem Holzschnitt beschäftigt habe, also wohl wisse, was mir gelungen, und ich vernahm dabei aufmunternde Aeußerungen: dennoch hielt mich sein Benehmen in Scheu. Meinem

Hang zum „Dorfpastor“ war er nicht gleichgesinnt, obwohl er „das schließlich Anhaltsame in dieser Entzweiheit“ gelten ließ, und als ich erzählte, wegen meiner Bemühung im Holzschnitt sey ich bereits von drei Kupferstechern öffentlich befehdet, sagte er aufgeregt und mir unvergeßlich: „Es steckt etwas Verruchtes in solcher steten Negation, die immer bei der Hand ist; man muß sich nicht daran kehren, doch das Rechte thun, sonst ist nichts zu heben.“ — Mit gesteigerter Verehrung nahm ich Abschied, einer Verehrung, der niemals Anlaß nahte, sich zu mindern. Goethe hat mir dauernde Theilnahme bezeugt, was bei fernerem Berühren sich darlegen wird, und Pflichtgefühl gebot mir mehrmals Einspruch gegen öffentliche Angriffe und Klagen über seinen Stolz, seine Kälte und Schroffheit, obschon ich nie behaupten werde, daß er von unbewältigten Gemüthsaufregungen freizusprechen sey: das ist keinem Sterblichen nachzurühmen.

In den ersten Märztagen 1804 wohnte ich nochmals in Jena, hoffend, man werde mir das Examen beeilen, worin ich irrte. Sämmtliche Professoren sollten und mußten die „Neue Jena'sche Literatur-Zeitung“ unterstützen, ihr zum Siege oder doch zum Bestande verhelfen der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ gegenüber, die ihrer Geburtsstätte untreu geworden und nach Halle entflohen war. Von Weimar aus beeiferte man sich, die Lehrer jeder Fachwissenschaft in Begünstigung der neuen nebenbuhlerischen Urtheils-Zeitschrift angestrengt zu verflechten; unge-

wöhnlich lange blieben die von mir verlangten schriftlichen Vorlagen unbeachtet, und wurden dann eben so geschwind kurz abgefertigt als die mündlichen Abfragungen, die erst im Mai stattfanden. Wie es mir schien, behandelte man mich dabei sehr entgegenkommend mild, vielleicht war es zugleich unwillkürlich einwirkende Folge von dem Umstande, daß ein bedeutsamer Theil meiner eigentlichsten Lehrer Jena verlassen hatte. — Ohne Bestürmen unterwarf ich mich der Säumniß, förderte meine Holzschnitt-Bestellungen; dies würde mir, wie ich meinte, auch als Landprediger möglich seyn. Zuweilen bedrückte mich indeß herbe Bangigkeit, denn es offenbarte sich, daß mein schwungvoll lebhafter, daneben starrwilliger, von Lebensklugheit weitab wandelnder Sinn sich einbildete, man müsse im Glaubensreich dort anfangen, wo Luther endete, was nun doch mit dem hirtlichen Dorfpfarrer meines Jugendtraums nicht auszugleichen war. Bei geschäftigem Drang entflogen aber solche Gedanken in Zukunftsschau so rasch, als sie ihr anflogen, und die Ereignisse thaten dazu das Ihrige.

Meine, durch die Selbstwirthschaft des Oheims völlig zum Schluß ihres Handelsbetriebs gezwungene Großmutter, die wiederholt das Versprechen von mir herausforderte, Dorfpfarrer zu werden in der Gegend, wo als solche einst Vorfahren lebten, starb am 18. April 1804 plötzlich durch Hinabsturz in ein Kellergewölbe. Wenige Wochen nachher war ich Candidat, und in der Ueberlegung beharrte ich dabei, der Abgeschiedenen das Versprechen halten zu wollen. —

Wegen ihrer Hinterlassenschaft mußte mein Vater selber im Amt Suhl sich stellen, was er nur in Begleitung der Mutter vermochte. Die Erbschaft wurde durch allerlei Ansprüche und Dunkelheiten sehr gering, und das Unterhandeln zog sich dermaßen in Dehnung, daß die Eltern nach Berlin zurückreisten, mir die weitere Klärung verblieb. Währenddem hatte ich in Weimar und Gotha zu einer Landpfarre mich gemeldet und erwartete die Entscheidung bei Martini, der die Kanzel aufgeopfert hatte, weil er durch das Ableben seiner Schwiegermutter wohlhabender Gutsbesitzer geworden war.

Mitten in diesen Wendungen erhielt ich von Firmin Didot in Paris für meine derzeitigen Zustände erwerbreichere Aussichten, wenn ich zu ihm kommen und seiner Druckerei nützlich werden wolle mit dem Holzschnitt; ich hatte keinesweges Lust dazu, erwähnte aber den Antrag brieflich meinem Freunde Reimann in Berlin, der nun eine vollständige Sammlung meiner Kunstversuche in Abdrücken besaß. Reimann antwortete: er habe dem Curator der Academie, Minister v. Hardenberg, diese Nachricht mitgetheilt, und sey beauftragt, meine Arbeiten ihm vorzulegen, doch wünsche er (Reimann) dazu eine Erklärung von mir. Meine dem Freunde schuldige Verpflichtung machte mir seinen Wunsch zum Gesetz, und bald darauf erhielt ich folgende Zuschrift:

„Ich habe die mit dem, am 14. d. M. empfangenen Schreiben des Herrn Gubitz mir jetzt übergebenen Blätter, wie Ihre vorigen Kunstwerke mit

vielem Vergnügen erhalten, indem sie mir den schönen Beweis davon gegeben haben, welche Fortschritte Sie in Ihrer Kunst machen, und sie zur Vollkommenheit zu bringen sich angelegen seyn lassen.

Das mir durch den Herrn ꝛc. Reimann zugekommene complette Exemplar Ihrer Holzschnitte sende ich, nach Ihrem Verlangen, hierbei zurück, und werde ich, wenn Sie demnächst als Mitglied der Academie ein solches Exemplar zu deren Sammlung hingeben wollten, solches mit vielem Dank für dieselbe annehmen, da es zur Geschichte der Kunst und zum Unterricht der Zöglinge in diesem Fache gleich wichtig ist, so wie ich auch Ihre ferneren Arbeiten und damit Ihre weiteren Fortschritte in dieser interessanten Kunst stets mit Vergnügen betrachten werde. Je mehr diese noch für unsern Staat und unser Vaterland Nützliches verspricht, destomehr würde ich bedauern, wenn Sie dasselbe verlassen und Sich in das Ausland begeben wollten. Sie haben zwar darin Ihre freie Wahl, allein ich muß für Sie selbst und für uns wünschen, daß Sie sich wenigstens nicht für immer im Auslande fesseln lassen, und Sich eine Lage bereiten, die äußerlich zwar glänzend scheint, die Ihnen aber alle Ihre Kräfte lähmen und zu leicht alle Selbstständigkeit benehmen könnte.

Was ich außerdem dazu beitragen kann, um Sie von diesem Entschluß abzubringen, und Sie zum Hierbleiben im Vaterlande zu bestimmen, das würde ich mit Freuden thun. Ich würde Ihnen, sobald sich bei der Academie Gelegenheit findet, gern einige Pension

zufließen lassen, und im Fall des Hierbleibens Sie sofort als Mitglied der Academie aufnehmen lassen, und mich gern mit dem General-Fabriquen-Departement Ihretwegen in Verbindung setzen, und vernehmen, ob für Sie, Seitens desselben, da Sie den einländischen Fabriquen vornemlich nützlich werden können, etwas Weiteres geschehen kann, um durch alles das Ihnen zu zeigen, daß man Ihre Verdienstlichkeit und Ihre vorzügliche Geschicklichkeit anerkennt, und solche auf alle Weise zu belohnen und hervorzuziehen geneigt ist. Ich wünschte also darüber Ihre nähere Erklärung mit den Vorschlägen zu erhalten, die Sie etwa Selbst Ihretwegen zu thun haben möchten, worin ich sowohl bei der Academie als dem Fabriquen-Wesen von Nutzen zu seyn, und worin Sie dabey unterstützt zu werden wünschten.

Berlin, den 27. October 1804.

Hardenberg."

Da kam ich nun in verstärkten Zusammenstoß mit den Verhältnissen, wußte mir nicht zu rathen, so daß mir Reimann unter Anderem schrieb: „Aus eigener Macht werde ich wohl Ihr Vormund seyn müssen." Noch im Ordnen der kargen Erbschafts-Angelegenheit eilte ich mit dem bisherigen Ertrag nach Berlin, abwechselnd als mustergültiger Läufer und unpäßlicher Postsitzer, wurde dem Minister Hardenberg vorgestellt, und offenherzig enthüllte ich ihm meine Lage und ihren inneren Zwiespalt. Er überhäufte mich mit Güte, ließ mich aber unentschlossen, um so zweifelvoller, da zu Dem, was ich mit der Holzschneidekunst

bezweckte, seine Auffassung der meinigen nicht ganz ähnlich war, und endlich sagte er lächelnd: „Ich meine, wir begegnen uns noch!“ — Ihm und Reimann war es jedenfalls zu danken, daß ich bei dieser Anwesenheit in Berlin, wo ich durch meine zu jeder Kunstausstellung eingesandten Arbeiten andenklich blieb, dem Könige auf sein Begehren in einem Bändchen die Abdrücke von meinen vermehrten Platten persönlich überreichen konnte. Wenn ich mir jene halbe Stunde in's Gedächtniß zurückrufe, ist es mir, als fühlte ich immer wieder des mildereichsten Königs Hand, die auf meiner Schulter lag bei den Worten: „Noch so jung, so geschätzt, nicht eitel werden!“ — Nach wenigen Tagen hatte ich zu lesen:

„Seine Königliche Majestät von Preußen ꝛc. haben das Ihm von dem p. Gubitz überreichte Exemplar seiner sämmtlichen Holzschnitt-Arbeiten mit Wohlgefallen aufgenommen und demselben zum Beweise Ihres Beifalls über seine fleißigen Fortschritte beikommende dreißig Stück Friedrichs'dor als ein Geschenk übersenden wollen.

Berlin, den 20 Octbr. 1804.

Friedrich Wilhelm.“

Nächstdem sagte mir Reimann: es sey am Hofe gewünscht worden, die Entstehung und Druckart der Holzschnitte, die, in derzeitigen Tagen mißachtet, nun Aufsehen erregten, kennen zu lernen; es frage sich: ob dies im Königs-Palais thunlich sey. So fügte es sich, daß ich an einem der ersten Januar-Tage des Jahres 1805 bei der Oberhofmeisterin Gräfin

v. Voß, wohnend in einer Hälfte vom unteren Stockwerk des damals sehr schlichten, kaum Palais zu nennenden Königshauses, inmitten einer das Herrscherpaar umstehenden Versammlung von Prinzen, Prinzessinnen und vornehmen Hofamtlichen etwa eine Stunde arbeitete, und mit der nöthigen Hülfshandhabe das Verfahren bis zum Abdruck erläuterte. Auf einer zweckdienlichen Handpresse druckte ich ein preußisches Wappen, und da die Zuschauenden sahen, daß die Vervielfältigung nicht schwierig sey, machten Mehrere den Versuch, selber zu drucken. Stets erweckte sich abermals Freude, wenn wieder ein Abdruck aus dem Preßchen kam, jedoch auch volles Gelächter, als die Oberhofmeisterin in einem andern Zimmer Dienende mit Seifenwasser anstellen mußte, zum Theil sehr zarte Hände von der anhänglichen Druckschwärze zu befreien. Diese konnte sich um so zudringlicher am unrechten Ort einfinden vermöge des Auftragens der Farbe mit gepolsterten Ballen; denn im Jahre 1805 war die leichter bewegliche Walze noch nicht im Gebrauch. — Eingedenk jener Stunde, erkenne ich jetzt deutlicher als sonst, wie sehr auch bei den höchsten Ständen im Drange zum Schaffen durch sogar an sich nicht bedeutenden Erfolg die heiterste Stimmung erregt werden kann. Deshalb wäre die ehemalige Gewohnheit, daß man Fürsten, die zum Thron geborenen nicht ausgeschlossen, in der Jugend zu irgend einer handwerklichen Thätigkeit anleitete, nur dann zu tadeln, wenn das Vergnügen für freie Stunden un-

frei machte für Fürstenpflichten zum Volks- und Landeswohl.

Bei der erwähnten Versammlung sah ich zum ersten und später noch zwei Mal, wie sich im Vorschreiten aus der Vergangenheit erörtern wird, die Königin Luise, hörte sie in Lebhaftigkeit sprechen. Eine zureichende Schilderung dieser Fürstin ist noch Keinem gelungen, kann nicht gelingen; denn jemehr der Worte, je bestimmter fühlbar wird das Unbeschreibliche eines Gesammteindrucks solcher Gesammtanmuth im Verein des bewundernswerthen Aeußeren mit dem klaren Geist im herzgewinnenden Redeklange. Die schönste Gestalt und die höchste Würdigkeit im bildungsreinen Denken wie im harm- und prunklosen Empfinden, dort wie hier gleichsam Durchsichtigkeit der Seele, als ob sich Ueberirdisches verkörpere durch überirdisches Wohlwollen — es ist anwendbare Sprachmalerei, die aber meiner Erinnerung nach länger als funfzig Jahren noch bezeugt, daß sich ein Urbild weiblicher Hoheit, wie es die Natur aus ewig frischer Allmacht himmlischer Schöpfung empfangen zu haben schien, in keiner Weise vollendet schildern lasse. —

Wiederholend, daß ich in Weimar und Gotha mich zu einer Dorfpfarre gemeldet hatte, kam ich, von Jena geschieden, zum Freunde Martini, bei dem ich meinen Ueberallshelfer Böschel erkrankt fand, als er eben in einem Dorfe, unfern von Goldlauter, predigen sollte. „Das mußt Du mir unweigerlich abnehmen, es kann Dir gar nicht schaden!“ sagte der Leidende, und Martini war gleicher Meinung.

Auszuweichen wäre undankbar gewesen, auch gab die Oertlichkeit eine Genugthuung für den Wunsch der zum Frieden eingegangenen Großmutter: ich überwand mein Zagen und stand im Februar 1805 einmal Vor- und Nachmittags auf der Kanzel. Nach der Vorschrift hatte ich an dem bezüglichen Sonntage zu predigen über die Versuchung des Heilands in der Wüste, nicht die angenehmste Aufgabe; ich erwählte hauptsächlich die Bibelsprüche: „Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, sondern von jeglichem Wort, das durch den Mund Gottes geht" (Matthäi, Capitel 4 Vers 4), und: „Was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit? was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß?" (Epistel an die Corinther Cap. 6. Vers 14). — Verstanden hat man mich gewiß, denn ich habe eine mitunter zu kräftige Stimme, und in jedem anderen Betracht wurde ich mit bereitwilliger Zufriedenheit beurtheilt.

Vom Gothaer Consistorium hatte ich den Bescheid, der mir den Rechtsanspruch auf eine Pfarre bestätigte, und nun wartete ich bei Martini, war fleißig an meinem Kunstwesen, und Abends wurde gelesen, so daß ich endlich ein paar Wochen gemüthlich sorglos lebte, meine friedblüthigen Träume sich jedoch auch wieder farbenreicher ergingen durch den Einzug des Frühlings. Da kamen wir nun an einem der ersten Maitage vom Felde, als es bereits dunkelte, auf dem Tisch in meiner Stube erblickte ich ein Päckchen, erkannte es noch als Postabgebung, und eilte damit nach dem erleuchteten Zimmer. Die Eltern hatten

es gesandt, und was zeigte sich bei der Eröffnung neben Anderem? Ich war am 13. April 1805 zum ordentlichen Mitglied der königlich=preußischen Kunst=Academie ernannt; zugleich meldete man mir, ich solle Lehrer der Holzschneidekunst werden, schon vorläufig dessen Gehalt beziehen, was mir die Anweisung auf einen nachzuzahlenden Vierteljahrs=Theil bezeugte. — Mit mir kämpfend stand ich am Wendepfad meiner Zukunft! In schlafloser Nacht sah ich ein, die Familienzustände müßten es andringlicher machen, meine ganze Zeit und Kraft dorthin zu lenken, wo das am Wege Gebotene unzweifelhaft ergiebiger wurde, als wenn ich, auch bei fortdauernder, gewiß nicht so umfangvoll möglicher Beschäftigung mit dem Holzschnitt, Inhaber einer erst in Aussicht gestellten Dorfpfarre wäre. Die innere Anmahnung mischte sich aber dennoch mit innerster Trauer! — Am nächsten Morgen lief ich durch Wald und Schlucht, zuletzt bergan, mich mit Gott und mir zu berathen, kann es auch nicht leugnen, daß ich bitterlich weinte, ehe ich die Entscheidung errungen hatte. Doch lernte ich sie, zuweilen freilich das Sonstige ersehnend, allmälig segnen, nachdem wachsende Welterfahrung mich begreifen ließ, wie wenig meine Gesinnung, die bei inniger Christlichkeit doch manchem Glaubensbefehl widerstrebte, mir die Lebensbahn geebnet hätte: denn eine hierin erläuternde Richtung war mit der Dorfpfarre und dem mir eingeschwärmten Dorf=Eden gradhin nicht zu vereinen. Jene Neigung tröstete sich in der Folge zuweilen mit einer geschriebenen Predigt, zum Beispiel: „Luther

an die Evangelischen Christen"*), wobei ich mir die Brust aus dem Ernst erleichtern wollte, wie es aus spöttischer Lustigkeit geschah durch die „Gluth- und Wuthrede vom Geiste des Paters Abraham a Santa Clara"**). Zu dichterischen Versuchen trieb mich mein Jugend-Zwiespalt auch, ich nenne nur die „Epistel an mein Tagebuch", könnte aber in meinen Schriften noch gar viele Spuren des Kirchlichen nachweisen. Es geht daraus hervor, es sey mir erstens nicht möglich, Uebersinnliches zu entbehren, das vermag Niemand; zweitens aber hüte ich mich, offenbar Uebersinnliches mit weisheitlicher Schrauberei im Irdischen bannen zu wollen, was mancher Redefertige eben nur so vorspiegelt, daß er bei aller Redekünstelei sich doch nicht aus der Sinnlichkeit herauswindet, und nur das Unbegreifliche vermehrt.

Zurückschauend auf meinen Schul- und Universitätsgang, verbunden mit der Kunst-Lehrzeit, ergründet sich, daß bei seltsam zerspaltenen, zuweilen sich abenteuerlich überstürzenden, gänzliche Verwirrung drohenden Verhältnissen, oft mit Schicksalslasten im Kampf, meine Bahn vielfach durchkreuzt und verschoben war. Bis zum neunzehnten Jahr wurde ich eigentlich nirgends heimisch, was mich in trüben Stunden schmerzlich ergriff, auch meinen Gesichtszügen

---

*) Gedruckt in „Luther's Leben, Sterben und vollständige Geschichte der Reformation." (Berlin, Vereins-Buchhandlung.)

**) Zu finden in „Lachender Ernst und Stacheln der Laune". (Berlin, Vereins-Buchhandlung.)

sich anprägte, wie dies ein, vom geschickten Philipp Frank im Jahr 1805 auf seinen Wunsch gemaltes Bildniß verräth; es offenbart unzweifelhaft Vergrämelung, von der ich erst lange nachher mich möglichst loszuwinden suchte. — Ersichtlich ist jedenfalls aus den erzählten Begebenheiten: ich habe das Glück der ersten Jugend, das Unbewußtseyn über Weh- und Drangwogen des Lebens, fast völlig entbehren müssen; doch war dies wohl erforderlich, um meine heißblütige, zum heftigen Ausbruch des Denkens und Empfindens geneigte Eigenthümlichkeit dem Gleichmuth, der Vernunft im Ertragen des Thörigen und Nichtvermeidlichen zu nähern. — Daß mir indeß aus den Tagen der mancherlei Kümmernisse auch lichte Stunden in der Erinnerung gefolgt sind, geht aus dem Geschilderten hervor ohne nachdrückliche Hinweisung, und nur noch eine erheiternde Begegnung will ich bezeichnen. — Sie leitet meinen Rückblick auf eine Wittenberger Obsthändlerin, von uns Schülern „Mutter Trudchen“ genannt. —

Bei dem unzulänglichen Gelde war, wie ich schon berührte, im Sommer meine Nahrung neben zuweiligen geschenkten Mittagsessen in Familien, wo ich auf verschiedene Art mit meinen geringen Fertigkeiten diente, Brod und Obst. Wenn es an die letzten Dreier ging, mußten Brod und Quelle genügen, und ich hütete mich, dort vorbei zu gehen, wo Mutter Trudchen ihren Kram verlockend anbot. Eines Abends lief sie mir nach, hielt mich fest und fragte barsch: weshalb ich ihr kein Obst mehr abkaufe? Ich stotterte,

wollte nicht heraus mit der Sprache, mich auch los-winden. Jetzt schrie sie mich an: „Schöpschristel Er, ich werd's ihm sagen, wo's hängt; ihm fehlen die Batzen, das verschlägt aber nischt!“ Dabei zog sie mich fort, hin zu ihren Körben, packte mir Obst in die Jackentaschen, gab mir einen Stubs und sagte heftig: „Nu marsch! 's ist ein Jammer mit Ihm, er wird mir aber nischt schuldig bleiben, und wenn Er wieder Umwege sucht, fährt Ihm's Wetter über'n Nischel!“ — Von da an sah ich mich stets von ihr beobachtet, mußte mitunter auf Borg Obst von ihr nehmen; wenn ich dann meine Schuld tilgte, schien mir der Betrag sehr gemindert, und da ich ihn einmal berichtigen wollte mit meinem Zettelchen in der Hand, jagte sie mich von dannen nach der trotzigen Abfertigung: „Behalt' Er seinen Wisch und stopf' Er sich's Maul mit 'ner Birn', statt sich einzureden, ich hätt' was zu verschenken!“ — Als ich nun im Jahre 1804 mit dem Buchhändler Gräff nach Leipzig fuhr und lief, bereits minder arm, und in der Hoffnung war, Mutter Trudchen lebe noch, hatte ich ein Säckchen mit Teltower Rüben — damals in jener Gegend sehr annehmenswerth — und Kattun zu einem Kleide von Berlin mitgenommen, Beides der Alten zu bringen. — Sie lebte noch, war höchlichst erstaunt, in der Meinung, daß ein Unbekannter sie beschenke, und indem ich nun ihr Gedächtniß auffrischte, rief sie bei Freudenthränen: „I Herr Je, der Kleene! — Du meine Güte, wie ist Der aus sich 'rausgewachsen!“ — was übrigens nur sehr bedingt aufzu-

fassen ist, denn die Kleinheit wollte nicht sonderlich von mir weichen. — Da wir Januar- und Schneegestöber hatten, gab sich Mutter Trudchen nicht eher zufrieden, bis wir ein „Schälchen Kaffee" von ihr annahmen; dann, als wir weiter fuhren, trabte sie, im dreiundsiebzigsten Jahr noch jugendlich flink auf den Beinen, unablässig dankend bis zum Thor neben dem Wagen her, und ihr bebender Abschiedsruf: „Gottes Segen auf Weg und Steg!" hallte in mir erschütternd nach.

Mit dem Vergangenen, mit der Schwärmerei für die Seligkeit in ruhsamer Freistätte, eine Schwärmerei, die aus allem Getümmel der Zukunft immer wieder emporstieg, einen leidlichen Vertrag abschließend, hatte ich vom Mai 1805 an in Berlin meine feste Werkstätte. Da förderte ich meine Arbeit noch an demselben Fenster, wo mich Reimann und sein fürstlicher Zögling beschäftigt sahen, gegenüber dem Garten, an den sich rasch verflogene Stunden des jugendlichen Leichtmuths während kurzer Aufenthalte bei den Eltern den Gedanken wieder anknüpften. — Der Friede war aber nicht mit mir eingezogen in meine bescheidene Räumlichkeit, ich hatte im Kunststreben nun noch verstärktere Anfechtungen als ehedem zu erleiden, mußte mich abermals waffnen. In mehreren Zeitschriften eröffnete sich mit gesteigertem Grimm der erneuerte Kampf gegen mich, wobei der Holzschnitt angewöhnter und nachschwatzender Weise stets für anmaßend erklärt wurde, wolle er neben dem Kupferstich so weit geltend werden, daß er den ver-

vielfältigenden Künsten mit Beachtung anzureihen sey. Den Widersachern voran stritten ältere Mitglieder der Academie, Rector Daniel Berger und Professor Freidhof, nächst ihnen des Vice-Directors Meil verschollener Neffe, der ohne gerechten Anspruch nach einer Stellung bei der Academie trachtete, sie aber nie erlangen konnte. Alle Drei waren Kupferstecher, die mich vom Jahr 1804 an unabläßig öffentlich befehdeten, sich nun eifriger erhitzten, als man es nicht hatte hintertreiben können, daß ich in meinem neunzehnten Jahr ordentliches Mitglied der Academie geworden und nach kurzer Vorbereitung im Frühjahr 1806 im Lehramt thätig war. Nun verzögerte man mit jedem Mittel das Patent zu dem mir verheissenen Professors-Titel, und obgleich ich von jeher über äußeres Anhängsel sehr kühl denke, die Zusage mußte mir erfüllt werden. Da jedoch die Kriegsrüstungen und der unheilvolle Krieg plötzlich dazwischen kamen, erhielt ich das Patent wirklich erst 1808 von Königsberg aus, wo das vom Schicksal schwer geprüfte preußische Fürstenpaar noch bis zum Ende des November 1809 verweilte. — Während voller vier Jahre mußte ich ungezählte Mal mich wehren, es geschah in Merkel's „Freimüthigen“ — was mir später ein unangenehmes Bündniß zuzog — in der „Zeitung für die elegante Welt“ und im „Anzeiger der Deutschen“, dessen Herausgeber, der biedere Rudolph Zacharias Becker in Gotha, mein treuer Verbündeter wurde, nächst ihm Karl August Böttiger in Dresden. Jene mir abgezwun-

genen Entgegnungen sind, neben allerlei Reimspiel, der Anfang meiner schriftstellerischen Bewegung.

Wenn jetzt ein solcher Hader gegen den Holzschnitt kaum aufzuwühlen wäre, ist es rathsam, ihn nicht wieder breit werden zu lassen in Worten. Wie leidenschaftlich aber meine Gegner sich benahmen, das sey in ein paar Zügen aus dem Jahre 1806 und 1808 versinnlicht. — In mein Lehramt eingeführt, sah ich im Versammlungs-Zimmer der Mitglieder noch die altväterischen Stühle mit mannshohen Lehnen und Lederpolstern; auf einen derselben hinweisend, sagte ein Lehrer im Kupferstich zu mir: „Hier ist Ihr Platz; 's ist nur ein schlichter Stuhl, aber Schnitzwerk können Sie sich ja selber machen!" Schon gereizt durch die bisherigen, mir Zeit und Ruhe schmälernden Befeindungen, entgegnete ich in jugendlicher Raschheit: „Ich bin kein Freund unnützen Zierraths, Ungehobeltes kann ich aber allerdings nicht leiden!" Von den uns Umstehenden ließ sich ein leises Gelächter vernehmen, womit anscheinend dieser Nebenstreich des Grolls zurückgeworfen war. Im October 1808 erfuhr ich, Müchler — der in Scheu vor den Franzosen geflüchtet war — habe jenes unbedeutende Ereigniß benutzt zu seinem „Anecdoten-Almanach für 1809." Noch war er nicht ausgegeben, ich forschte nach, fand in den sogenannten Aushänge-Bogen das Geschichtchen, bei dem einen Namen ein „G" und Punkte, hinsichtlich des andern nur Punkte; die kurze Vorrede vermittelte aber das Verständniß. Ich bat den Verleger, die mir Unhol-

den nicht noch mehr in Zorn zu bringen; man war bereitwillig, und es wurden auf meine Kosten zwei Blättchen umgedruckt. — Freidhof, der auch Kunsthändler war, und zur Zeit meines Eintritts in die Academie seine Meßgeschäfte in Leipzig besorgte, mithin sich gar nicht als betheiligt zu betrachten hatte, benutzte die Abwesenheit Müchler's, wußte sich durch dessen Haushälterin den Besitz jener Aushängebogen zu verschaffen, und behauptete nun, weil er mit mir im öffentlichen Streit sey, man deute dies Erzählte als bezüglich auf ihn. Obwohl seiner im vorliegenden Abdruck nicht gedacht war, dieser außerdem nicht bis zur Lesewelt kam, häufte Freidhof dennoch brieflich und druckschwärzlich gegen Müchler die Beleidigungen dermaßen, daß dessen gerichtliche Klage herausgefordert wurde. Den Rechts- und Unrechtshandel trieb Freidhof durch zwei Gerichtshöfe, beide verurtheilten ihn, und Müchler ließ dann im „Anecdoten-Almanach für 1811" mit dem früher unterdrückten, von ihm nicht ganz genau gekannten Geschichtchen zugleich die richterliche Entscheidung als Vorrede erscheinen.

Hatte ich bei meinen ersten Holzschnitt-Versuchen von Mißgünstigen viel zu leiden, es mangelte, wie bereits erwähnt, auch nicht an Wohlwollenden, die mich ermuthigten.— Dies bezeugt — zum Beispiel — der schon von mir genannte, im Kunstbereich geschätzte Böttiger, dessen bethulich Wesen sein hier folgender Brief ein wenig mitschildert:

„Dresden, d. 11. August 1805.

Mein theuerster Herr und Freund!

Dank für den schönen Genuß, den mir Ihre für Cotta's Taschenbuch geschnittenen zwei herrlichen Blätter verschafft haben. Die Landschaft nach Repton ist wirklich in Absicht auf Helldunkel und Abstufung der Töne, was der Franzos faire l'impossible nennt. Und doch können Sie sehr Recht haben, daß der wahre Effekt erst auf einem größeren Raum herauszubringen seyn dürfte. Ich freue mich daher außerordentlich, daß Ihr Freund Herr Bohm mir sagt, daß Sie an einer größeren Landschaft nach Genelly arbeiten und dadurch auch Ihrem Gegner das Maul zu stopfen gedenken. Sie haben allerdings einen kundigen und vielseitigen Gegner und jedermann wird auf den Ausgang nur um so begieriger seyn. An Neidern kann es Ihnen bei der Auszeichnung, die Ihr braver König Ihrem Verdienst widerfahren ließ, gewiß auch nicht fehlen. Aber wie schön ist's, so beneidet zu werden!

Ich wünsche, daß meine Erklärungen zu Ihren Hoch- oder Holzschnitten im Cottaischen Taschenbuch Ihren Beifall haben mögen. Sie sind mir darum doppelt merkwürdig, weil Sie auch ein wackerer Zeichner sind, und nun wissen, was Sie sich in der Vorschrift zumuthen können. Ohne diese Fertigkeit ist der Holzschnittkünstler nur in einer mechanischen Sphäre. Mögen Sie nun auch die Grenze Ihrer Kunst immer ermessen! Zur Darstellung von Körpern en ronde bosse, von Drapirung im historischen

Felde halte ich Ihre Kunst weniger geschickt. Ihnen, dem Meister, darf ich nicht erst sagen warum? Es ist aber die größte Meisterschaft, seine Grenzen anzuerkennen und nicht auf der Flöte Harmonikatöne zu verlangen. Gewiß mußten Sie bei der Arbeit nach Rehberg's Belisar noch größere Kunst anwenden als in der Landschaft nach Repton. Es ist erstaunenswürdig, was Sie auch in diesem historischen Stück geleistet haben. Aber jedermann greift doch zur Landschaft, auf welcher die Figuren wohl nie die Grenze der Staffage überschreiten dürfen.

Verzeihung, daß ich Ihnen so offen und herzlich meine Meinung schreibe. Aber ich bin stolz darauf, in Ihnen einen deutschen Landsmann zu achten und ihn den stolzen Britten keck entgegenstellen zu können, was ich vor wenigen Tagen auch in einem nach London geschickten Aufsatz gethan habe.

Sie werden mir eine wahre Freude machen, wenn Sie mir Ihre sämmtlichen Werke, insofern Sie noch Abdrücke davon besitzen, zur Einsicht mittheilen wollen, da ich nur einzelne Blätter davon, die in Journalen erschienen, gesehen habe. Und wo ich Ihnen sonst meinen herzlich guten Willen beweisen kann, sagen Sie mir's. Ich will von meiner Bereitwilligkeit nicht erst viel Worte machen. Leben Sie wohl! Geachtet vom Inlande und Auslande werden Sie nie still stehen. Mit wahrer Hochachtung Ihr

ergebenster Diener und Freund

Böttiger."

Weder die von mir gefühlte Ueberschätzung meiner

Arbeiten noch Sonstiges der Ansichten Böttiger's in Bezug auf den Holzschnitt sey besprochen, nur betont, daß mit dem „kundigen und vielseitigen Gegner“ Freidhof gemeint ist, dem ich nun, weil ich seiner Streitsucht gedachte, die Anerkennung seiner Versöhnlichkeit schuldig bin. Bald siegten bei ihm gemäßigtere Begriffe über den neueren Holzschnitt, und als ich (1812) für den Fürsten von Sayn-Witgenstein das — damals nicht käufliche — Bildniß der Gräfin von Voß nach einem Pastellgemälde von Anton Graff bei gleicher Größe im Buntdruck ausgeführt hatte, ward ich auf Freidhof's Antrieb ersucht, es ihm bekannt werden zu lassen. Ich schenkte ihm einen Abdruck, und er schrieb mir:

„Wohlgeborner Herr,

Insonders hochzuehrender Herr Professor!

Für das mir zum Geschenk übersandte Portrait der Gräfin v. Voß sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank! Es macht mir wahre Freude, zu sehen, wie glücklich Sie die großen Schwierigkeiten Ihrer Aufgabe gelöset, und ein Werk geliefert haben, wie die Kunst, mit Holzstöcken das Kolorit eines Gemäldes nachzuahmen, seit den Zeiten des H. da Carpi bis jetzt in Rücksicht der Mannigfaltigkeit der Töne wohl noch nicht hervorgebracht hat.

Hochachtungsvoll habe ich die Ehre zu seyn

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster

Berlin, d. 23. März 1812. J. J. Freidhof.“

Das friedliche Begegnen ward auch nie wieder

gestört; die ehemalige Mißhitze des nun längst vom Grashügel bedeckten Freidhof hatte sich gedämpft; konnte ich ihren Einfluß nicht verschweigen, meine Empfindlichkeit darüber schwieg bald. — Zum Schluß dieses Widerwärtigen habe ich aber jedenfalls einem andern, nach Verdienst geachteten Kupferstecher, dem Professor Buchhorn, über seinem Grabe zu danken; er stand, obschon mit Freidhof befreundet, offen und entschieden mir zur Seite, überraschte mich sogar in späteren Jahren mit meinem Bildniß im Kupferstich, wozu er sich heimlich eine Zeichnung von meiner Familie geliehen hatte.

Der Zwischenzeit wieder zugewendet, war es mir erfreulich, daß mein erweitertes Hinleiten des Holzschnittes veranlaßte, dem Königspaar abermals in kleinem Kreise die Behandlung der Platten durch eine Landschaft nach Klengel in der Tusch-Art, dann durch das Heilandsbild nach Lucas Cranach im Farbendruck deutlich zu machen, was sich an zwei Abenden in erster Hälfte des Jahres 1806 ereignete. Die Königin Luise zeigte sich dabei sehr theilnehmend und einsichtsrasch, ich mußte erstaunen, wenn sie zuweilen meiner Erklärung schon voraus war, was heitere Laune erregte. Bei aller Ehrfurcht verließ mich doch beide Male immer mehr die Befangenheit, wenn sie bezaubernd lächelte über das derzeit noch fast gänzlich unbeherrschte Offene meines Wesens. Es konnte das Ungewandte einer meist im Einsamen bei rastlosem Fleiß durchjagten Jugend, die Unbekanntschaft mit dem Weltschliff nicht verhüllen, und

darf ich mich überhaupt der Geschicklichkeit im Förmlichen nicht rühmen, gestehe ich doch auch, mich um einen solchen Ruhm nie bemüht zu haben: er ist mir eben so unerreichbar als unbegehrt.

An einem der beiden Abende, die mich noch bei dem traulichen Königspaar ermuthigten, wurde es von Reimann verrathen, daß ich in Erholungsstunden zuweilen Verse schriebe, seine Höflichkeit sprach von Gedichten. „Da wird sich der Pastor Luft machen!“ äußerte der König, und als ich darauf mich nur verbeugte, setzte die Königin schnell hinzu: „Es ist nicht bös', es ist gut gemeint!“ Durch diese Wendung des Gesprächs kam die Königin zu der Bemerkung: sie liebe noch immer Gellert; die mitanwesende Oberhofmeisterin Gräfin v. Voß lobte aber allerlei Französisches, unter Anderem ein kleines Gedicht, was der französische Flüchtling Antoine Rivarol im Jahr 1799 bei einem Larvenfest, wo er als „Fledermaus“ erschien, der Königin überreichte. Die alte Gräfin meinte, diese „pièce“, so „ravissant“, würde im Deutschen „absurd“ klingen. Ihr Brieftäschchen bewahrte die Urschrift, aus der sie den Vers vorlas; auf mein Ersuchen erhielt ich das Geschriebene auch zur Ansicht, und las nun mir selbst diese sechs Zeilen:

„Puisque le sort m'a fait chauve-souris,
Je vois en Vous le belle astre des nuits;
Il faut de sa metamorphose
Que chaque être garde le ton:
Car si j'etois un papillon,
Je Vous prendrois pour une rose.“

Als Deutscher von den Aeußerungen der Gräfin von Voß gekränkt und gestachelt, wagte mein Bleistift, nach der Bitte um Erlaubniß, die hier mitgetheilte freie Uebertragung:

„Weil Fledermaus ich ward durch Schicksalsmacht,
Erblick' ich Dich als schönsten Stern der Nacht;
Doch wenn ich, jetzt die Wandellose,
Ein ander Wesen nun empfing',
Und würde dann zum Schmetterling,
Dich grüßt' ich als die schönste Rose."

Die Königin, das Schnellgereim sehr freundlich anhörend, sagte nachher zu der Oberhofmeisterin: „Wenn Ihnen die französische Flatterie des Aufhebens werth ist, legen Sie gewiß das Deutsche hinzu!" — und Reimann besorgte sogleich eine Abschrift. — Solche Einfachheit, bei der auch ein Schüchterner offenmüthig wird, hatte sich damals im Königshause eingewohnt.

Von einem neuen Kampf, in anderer Richtung als der erwähnte, ist aber auch zu berichten; er begann in erster Hälfte 1805 und zog sich hin bis zum Mai 1806. Wieder hatte ich es mit einem Kupferstecher zu thun, der durch Kunstblätter in Aqua-Tinta sich auszeichnete. Der Streit betraf das erste bekannte preußische Papiergeld, indem nun der Minister von Stein die einst seinen amtlichen Vorgängern nicht gestatteten „Tresorscheine" in den Verkehr brachte. — Ueber deren beabsichtigte Anfertigung erfuhr ich nichts, bis jener Kupferstecher Frick zu uns kam, meinen Vater für den Stahlstich, mich für den Holzschnitt zu dingen auf Grund eines Plans, den

er dem Minister v. Stein vorgelegt, den dieser auch bereits in aller Form gebilligt, und Frick beauftragt hatte, sich mit uns zu verbinden. Augenblicklich erkannte ich, man hatte uns eigentlich überhaupt wegschieben wollen; das wäre allenfalls zu dulden gewesen. Ich fand aber den mir vorgelegten Plan und das daraus Entstehende unzweckmäßig, die Nachahmung selbst bei den damaligen Mitteln leicht, und erklärte: auf diese Vorschriften könne ich nicht eingehen, weil sie für das Wichtigste und gegen das Gefährlichste dem Volk keine Sicherheit verbürgten, während ich zugleich mit dem größten Theil der Arbeit beansprucht, also, ohne über deren Anordnung eine Stimme zu haben, dennoch verantwortlich würde. Frick hatte nur ein in Art der Aqua-Tinta entstandenes, für die Buchdruckerpresse zugerichtetes Aetz-Wirrsal einzufügen, und verhärtete sich in seinem, dem Minister v. Stein mit Nebenhülfe beigebrachten Glauben: weil solch Anhängsel ein zufälliges Erzeugniß sey, müsse es auch unnachahmlich seyn. Auf gleichem Wege war freilich das Gleiche nicht zu erzielen, aber Frick's Einseitigkeit bedachte nicht und wollte nicht darauf hören, daß die Kunst Zufälliges und Regelloses beherrsche, dies bei dem Prüfen einer Nachahmung keinen festen Halt biete, nächstdem aber jedenfalls Alles, was in solcher Unbestimmtheit von der Buchdruckerpresse erlangt wird, durch den Holzschnitt sich herstellen lasse. Der von dem Minister schon so weit Begünstigte, daß seine Selbsttäuschung unbedingte Geltung haben sollte, blieb bei der Antwort: sein Plan müsse ohne Abän-

dern befolgt werden. — Den Vortrag bei Stein hatte der Geheimrath Alberti, an diesen wandte ich mich mit Darlegung dessen, was ich dem Unternehmen als nützlich erachtete; er war meiner Ansicht, wünschte ein schriftliches Erläutern: ich gab es, und wurde abschlägig beschieden. Nochmals weigerte ich mich, unter so abgeschwächter Vorsicht mitthätig zu werden, und erbot mich zur Nachahmung der Muster-Vorlagen: sie wurde bewilligt, dann verhindert, und endlich hatte meine Beharrlichkeit im Recht nur bewirkt, daß auf mir die Schuld lasten solle, „könnten nicht die Tresorscheine aller Kategorien spätestens bis zum 1. Juli 1806 ausgegeben werden.“ Dieser Drohung mußte ich nachgeben, da ich Seitenwege nicht betreten mochte, dies auch nicht verstehe; mit den besten Kräften that ich dann, was mir innerhalb der Einengung möglich war, wurde nun aber sogar von der mir vertragsgemäß zugesprochenen Aufsicht bei dem Druck entfernt, wodurch dieser ebenfalls litt.

Noch mitten in so empfindlicher Zwistigkeit war ich an einem Februar-Abend 1806 Gast des achtungs- und liebenswürdigen Kabinetsrath Beyme, der die ersten, dem Könige vorgelegten Abdrücke der Tresorscheine höherer Beträge mit Belobung meiner Arbeit dem auch anwesenden General v. Köckritz zeigte. In meinem noch heißen Eifer konnte ich mir nicht zumuthen, das mir Widerfahrene und mein Urtheil zu verschweigen; mein Verdruß machte sich ohne Rückhalt Luft. Wie mir später Beyme mittheilte, hatte der bei dem Fürstenpaar sehr beliebte und heimische

Köckritz dem Könige gesagt: ich erkläre die Tresorscheine für leicht nachahmlich; der besorgliche Friedrich Wilhelm III. wollte darüber beruhigt seyn, und dies hat denkbar veranlaßt, daß der Minister v. Stein an meinen Vater — nicht an mich Zwanzigjährigen, der muthmaßlich noch als Bevormundeter betrachtet wurde — schrieb:

„Da ich höre, daß Sie geäußert haben: es sey sehr leicht, diejenigen Verzierungen, womit die Tresorscheine, außer den von Ihrem Sohne verfertigten Holzschnitten, bedruckt worden sind, vermittelst des Holzschneidens nachzuahmen, und Ihr Sohn würde dieses leicht bewerkstelligen: so fordere ich Sie hiermit auf, sich darüber bestimmt zu erklären, und mir über diese Behauptung einen Beweiß zu liefern.

Berlin, den 3. März 1806. Stein.“

Darauf entgegnete ich in aller vorschriftlichen Form:

„Hochwohlgeborner Herr,
Hochgebietender Herr Minister,
Gnädiger Freiherr!

Ew. Excellenz Schreiben vom 3. März d. J. habe ich zu beantworten, berufe mich auf die mannigfachen früheren Erörterungen, und ist jetzt nur zu bestätigen, daß nach dem vorhandenen seichten, von mir ohne Erfolg abgewehrten Plan, bei bestem Willen meinerseits, die Tresorscheine doch nur ein verfehltes Resultat ergeben konnten. Den Beweis zu liefern, war ich zu rechter Zeit erbötig, jetzt, da die Tresorscheine bereits in Umlauf sind, ist zwar die Nachahmung ohne Zweck, doch will ich sie beschaffen, vorausgesetzt,

daß man mich für die aufgewendete Zeit und Auslagen entschädige.

In Ehrfurcht

Ew. Excellenz

unterthäniger

Berlin, 8. März 1806. F. W. Gubitz."

Ein schriftlicher Bescheid wurde vermieden, ich mußte persönlich bei Stein mich einfinden; er behandelte mich, da ich zu einer anderen Meinung ungefügig blieb, mit etwas derber Rede, was ich mir nicht gefallen ließ, sondern meinen Worten die Unterthänigkeit entzog, wonach er mir nur mit einer Handbewegung die unholde Entlassung bemerklich machte. Dann wurden mir, während man Frick merkwürdig reichlichst belohnte, von 1200 Thalern 220 gestrichen, wogegen ich wiederholt Einspruch that, der jedoch im nahenden Waffensturm verscholl. — Zu meiner Rechtfertigung, wenn sie nöthig würde, gab ich aber versiegelt an zwei Behörden eine schriftliche Schutzgewähr, um für den Fall, wenn falsche Tresorscheine sich einfänden, an bezüglicher Stelle ohne Verzug die Auslieferung geschehen zu lassen. Nach dem Tilsiter Friedensschluß und Wiederbeginn der preußischen Verwaltung kam nun der auch als Dichter namhafte Geheime-, nachherige Staatsrath Stägemann, mit bei den Bankgeschäften betheiligt, zu mir und sprach von schon längst entdeckten falschen Tresorscheinen. Mir stieg begreiflich das Blut, Stägemann aber sagte: „Nur ruhig, wir kennen schon Ihre Verwahrung, und ich will Sie nur ersuchen, mir zur öffent-

lichen Bekanntmachung Unterscheidungs-Zeichen zu ermitteln." — Ausgleichend ist in Betracht des Ministers v. Stein zu erwähnen, daß ich von ihm während der Kriegszeit, hinsichtlich meines schriftstellerischen Bemühens gegen die Schmähung Preußens, anerkennende Briefzeilen empfing. Als er dann auf Antrieb Napoleon's weichen mußte, und erkrankt ein paar Tage im Bankgebäude Berlin's bei Stägemann wohnte, ließ dieser mich freundlichst rufen, und jetzt gab mir Stein Genugthuung, indem er gestand, er hätte auf meinen Widerspruch in jener Angelegenheit mehr achten sollen. — Wenn ich nicht verhehlte, daß meiner Erinnerung die Tresorscheine keine Schatzpapiere sind wegen des damit verknüpften Leids, habe ich doch bei mehr erhellter Umsicht die Bedeutsamkeit des mitunter freilich allzu herben Staatsmannes zu ehren gelernt, dies auch bezeugt durch den Aufsatz: „Karl von und zum Stein" in meinem „Volks-Kalender für 1859."

Die geschichtlichen Ereignisse verwickelten sich bald nach dem Einführen des ersten preußischen Papiergeldes zum gemeinsamen Unheil; meine Anstellung half mir bis dahin nur wenig, um so weniger, weil durch sie auch die Anforderungen sich steigerten. Da ich viele Besuche empfing, in die Gesellschaftlichkeit hineingezogen wurde, mehr, als mir geübten Stundensparer erwünscht war, ich vor Allem mit dem uns möglichen Aufwande an umfassenderen Kunstbetrieb durch Schüler dachte, hatten wir uns in besserer Wohnung auch besser eingerichtet, und nun überstürzten

uns 1806 die Kriegswirren. Sie ließen plötzlich den habgierigen Feind zum Gebieter werden und belasteten alle Zustände, was mich hart betraf. Die Gehaltszahlung blieb aus, und in dem von Napoleonischer Gewaltherrschaft unterjochten Deutschland wagte man sich einstweilen gar nicht an Unternehmungen, die künstlerischer Beihülfe bedurften. — Bei den wieder ausgedehnteren Sorgen blieb mir aber im Gottvertrauen, mir schon oft bewährt, der Muth aufrecht, und die von Bestellungen im Holzschnitt nicht ausgefüllte Zeit verwendete ich zu schriftstellerischen, theilweise etwas einträglichen Versuchen, auch in der Bühnendichtung, die meine Neigung zu sich hinlenkte.

Bekanntschaften, die mich weiter in die Bücherwelt und zur Einsicht in buchhändlerische Verhältnisse führten, fehlten mir bald nach meiner dauernden Einwohnung in Berlin keineswegs. Eine Leihbücherei hatte ich mir schon auserwählt: die Kralowsky'sche, wo während der Jugendzeit unsres Jahrhunderts besonders an Winterabenden ein sehr lebhaftes Gesellschaftstreiben sich ansiedelte. Der Hausherr, im Schulunterricht vernachläßigt, hatte seinen befähigten Geist durch Selbstbelehrung gebildet, liebte das Schriftstellerthum, als Seele seines Geschäfts hauptsächlich das sogenannte schönwissenschaftliche, jedoch im vollsten Umfange: seine Theilnahme verbreitete sich auf alle Wege des Wissens und der Kunst. Im Jahr 1805 kam ich in sein Bücherlager, mich zum Leser einzukaufen, und als ich meinen Namen genannt

hatte, hob Kralowsky schnell die Klappe des Ladentisches, bat mich, näher zu treten, indem er sagte: „Ah, Sie sind der junge Mann, der sich mit Holzschneidekunst beschäftigt, ich habe von Ihnen gehört und gesehen!“ — Ohne Umschweife war ich nun zum Hausfreunde erkoren, denn die Einladung zum Abendbesuch schloß sich bald an, mir sehr gelegen. Kralowsky's Büchervorrath umfaßte das Schönwissenschaftliche seit dem letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts, war mir also nach dieser Seite hin ein Hülfsmittel des Unterrichts, da ich in bequemster Weise ein solches Heer von Büchern vor mir hatte.

In jenen Abend-Gesellschaften, wo man sich ohne gastliche Ansprüche — abgerechnet das Dampfmittel für ein paar Tabacksraucher, die mich nie zu den Ihrigen zählen konnten — mit Gesprächen begnügte, lernte ich mehrere Namhafte kennen, bezeichne aber nur Friedrich v. Cölln, Fr. Buchholz, F. L. Jahn und Langbein, daneben zwei nur gelegentlich Schriftstellernde, den Kammergerichtsrath v. Greveniz und C. F. Lange, des Ministers v. Schulenburg Geheimschreiber — in Ueberfülle „Geheim-Secretair“ genannt. Fürerst soll Dieser mir vorschweben, einzig nur deshalb, weil er für die Gegenwart ein fast völlig verschwundenes, aber ein zeitrichtiges Abbild gemüthsüberschwenglicher Vergangenheit ist. Acht Jahr älter als ich, hatte er die Geßner'sche Schäfer-Schwärmerei und den Siegwarts-Taumel in seinem Gehirn beherbergt, stand schon dem damaligen Lebens-

verkehr mit dessen verwegenen Anforderungen der Genußtriebe gleichsam gespenstig gegenüber. Im Aeußeren hübsch, ja schön, wenn sich der Farbenschimmer des Weibischen am Manne schön nennen läßt, war auch seine sehr gewählte und zierlich behandelte Kleidung leuchtenden Stoffes, vom geflügelten Halstuch bis zu den blanken, über seidene Strümpfe gezogenen, mit netten Langschleifen geschmückten Schuhen, und weiße, feinzwirnige Handschuh legte er selten ab. Er sah immer aus, als wolle er brautwerbend zu einer Chloe oder Daphne gehen, und seine Sprache war sacht und sanft wie der hinrieselnde Bach. Nicht ohne Wissen und Fähigkeit fand er sich niedergedrückt vom Joche seiner amtlichen Schreiberei; es versteht sich also von selbst, daß er die Feder auch zu Gedichten benutzte, die den in sein Gemüth ganz Versunkenen sammt den Vorbildern genau genug schildern, wie dies bezeugt wird von den hier angereihten, freilich an sich sehr müssiggängerischen Liebeshauchen:

Sie und Ich.

O schöne Zeit, die mir auf Blumenmatten
Der Flur entfloh,
Wie war ich einst in meiner Heimath Schatten
So froh, so froh!

Da sucht' ich Sie, wenn aus den stillen Gründen
Die Dämm'rung wich,
Auf weichem Rasen unter kühlen Linden
Saß Sie und ich.

Der Abendglocke leise Klänge riefen,
Es schwieg der Hain,
Und Aug' in Auge schieden wir und schliefen
Zufrieden ein.

Kaum schaute durch die weinumrankte Pforte
Der junge Tag,
So eilt' ich hin zum liebgewonn'nen Orte
Am Wiesenbach.

Da fand ich Sie im gold'nen Morgenstrahle,
Sie suchte mich! —
Von Menschen fern, im abgeleg'nen Thale
Saß Sie und ich.

Die Zeit entfloh und wiederkehrt der Frieden
Der Unschuld nie! —
Ich bin allein, schon längst von Ihr geschieden —
Wo find' ich Sie!"

Daß des Jochmüden Gemüthserguß aber doch etwas mehr umfaßte als „Ich und Sie", dies zu erweisen sey noch angefügt:

„Das Vaterland.

Traute Heimath! süße Stätte!
Wo des Kindes Wiege stand;
Ja, es knüpft ein schönes Band,
Fest wie eine Demantkette,
Uns an Dich, o Vaterland!

Stiller Platz am kleinen Weiher,
Wo der Knabe Gerten bog,
Wo sein kleiner Drachen flog:
Auch dem Manne bleibst Du theuer,
Der die ganze Welt durchzog.

Vaterstadt! — geliebte Mauern,
Wo die Brust des Jünglings schwoll,
Seliger Erinn'rung voll
Reißt sein Herz sich los — mit Trauern —
Wenn er von Dir scheiden soll.

Kleiner Sitz am stillen Herde!
Froh verspritzt der Mann sein Blut,
Kämpfend mit des Löwen Muth,
Für den kleinen Fleck der Erde,
Wo der Säugling sicher ruht.

Traute Heimath! süße Stätte!
Wo der Greis den Frieden fand:
Ja, es knüpft ein schönes Band,
Fest wie eine Demantkette,
Uns an dich, o Vaterland!"

Der allzu weichsinnige, höchst gutmüthige Gefühlsmensch, in Allem ein Nachwuchs des „Werther", gab sich auch dessen Ende! — In dem Bedauern, das er mir weckte, überfiel mich zuweilen die Vermuthung: er sey ein Spiegelbild dessen, was vielleicht in sonstiger Schwärmerei mir drohte, wäre ich nicht derb gehofmeistert worden vom Schicksal. Dennoch that es mir weh, wenn der schüchtern bescheidene Geheimschreiber geneckt wurde über sein Selbstverzärteln; gefühlsbedürftig schloß sich um so mehr der Unglückliche mit Herz und Seele mir an. Meiner Jugend wollte natürlich klugthuendes Zurechtweisen nicht geziemen, auch mischte sich Gemüthsverwandtschaft ein, und noch jetzt widme ich dem durch eigene Gewalt vom Diesseits Getrennten gern Gedenkzeilen, obschon ich eine so hülflose Zerflossenheit der Empfindung nicht zu rechtfertigen, Den nicht zu vertheidigen vermöchte, der, statt zu kämpfen mit Widerwärtigem im Leben, dies freiwillig aufgiebt.

Indem sich mir eine Mahnung an sonstige Schwär-

merei einschob, muß ich, als deren weiter mitwirkendes Begünstigen, meinen körperlichen Zustand in Betracht ziehen. An karge Ernährung gewöhnt, dann, bei erregtem Aufsehen und obenein zum Gelegenheitsdichter gepreßt, betheiligt an üppigen Gastmahlen, hatte ich wahrscheinlich der jugendlichen Eßlust und dem nun unvermeidlichen, obschon auch stets mäßigen Weintrinken vielleicht doch zu unvorsichtigen Willen gelassen. Der plötzliche Wechsel in der Lebensweise erzeugte aber auch plötzliche Veränderungen im Körperlichen, und die hülfsmächtige Natur wehrte sich mit geregelten Blutstürzen, die, tagelang in allerlei Spannungen voraus empfunden, schnell kamen und schnell wichen. Mein derzeitiger, höchst einsichtsvoller Arzt, Doctor Meyer (zweiter Gatte der Händel-Schütz), bemerkte einst darüber: „Eine so impertinente Gesundheit ist mir noch nicht vorgekommen!" Er hatte in der Sache recht, die Blutentleerungen waren glückliche Vermittelung der Natur, die Neben-Erscheinungen mußte und konnte ich mir also gefallen lassen, und hier gab ich nur eine Art von Vorbemerkung zu Dem, was zuweilen Wunderliches daraus entstand bis hin zum nahen Ende meines dritten Jahrzehends. — Das hatte ich nebenher von den Tafelfreuden, doch zum Ausgleichen vollkommen hinlänglich sind die dadurch ohne viele Bemühung veranlaßten Bekanntschaften. Sie breiteten sich vom Jahr 1805 an zuerst aus im Kreise der Berliner Buchhändler, ich nenne voran Nicolai. Der Zweiundsiebzigjährige, auf einem Auge Erblindete, war noch so berührig und

kampfbereit, wie man ihn kennt aus seinen streitvollen, eben so viel belobten als befehdeten Schriften. Mit diesen ist, ob auch nicht durchweg aus richtiger Ansicht, abgeschlossen, und man läßt jedenfalls neben Verfehltem dem Bedeutsamen sein Recht. Mir war Nicolai freundlich gesinnt, auch hatten wir Berührungen in unsern Denk- und Glaubensrichtungen. Vor Allem habe ich ihm das Unterstützen meines Lerndranges nachzurühmen, indem er mir seine allfachlich werthvolle Büchersammlung unbeschränkt zur Nutzung anwies. In meiner — thatsächlich völlig wahren, nur hinsichts der Verbindung ersonnenen — Erzählung: „Aus den Aufzeichnungen eines Buchbinders" („Volks-Kalender für 1858") gehören die Begegnisse mit Nicolai zu meinen eigenen, und sind ganz einzuschalten als mir zuthulicher Ausdruck väterlichen Wohlwollens des Alterfahrenen:

„Erfreut über meinen Eifer, mich in den Mußestunden zu belehren, hat er mir oft erlaubt, mit seiner reichen Bibliothek mich bekannt zu machen. Nicht selten stand ich da auf der Leiter, die hochgereihten Schriften mir anzusehen, und stets hat er die Bitte gewährt, mir dieses oder jenes Buch zu leihen, wobei er dann in Gütigkeit die Mahnung hinzufügte: nicht flüchtig zu lesen, sondern das eigene Nachdenken zu stärken, ohne nur im Geringsten die Thätigkeit für die nothwendigen Lebensbedürfnisse zu beeinträchtigen. „Die geistige Geschäftigkeit darf die der Hand nicht stören", sagte er, als ich Moses Mendelsohn's „Phädon" von ihm erhielt; „das Gleichgewicht zwischen

Geist und Körper, das richtige Verhältniß beider stärkt die gegenseitigen Kräfte; die Hand ruhen lassen und daneben sich nur in Ideen vertiefen, führt dahin, daß Herz und Seele Grillen fangen, die selbst ein guter Kopf manchmal nicht zu beseitigen weiß; fühlt man sich aber zufrieden durch sein Tagesgeschäft, ist es innen am hellsten, um das Geistige in gesunder Würdigkeit aufzunehmen." — „Es fügte sich, daß wir einmal über Goethe's „Leiden des jungen Werther" Worte wechselten, wobei er mir erlaubte, aus einem Briefe Lessing's folgende Stelle abzuschreiben: „Bei dem Unheil, welches dies warme Produkt leicht stiften könnte, wünschte ich, Goethe hätte Winke gegeben, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein anderer Jüngling mit ähnlichen Anlagen sich davor bewahren könne. Ein solcher dürfte leicht die poetische Schönheit für die moralische nehmen und glauben, daß gut gewesen seyn müsse, der unsere Theilnahme so stark beschäftigt, und gut war Werther doch wahrlich nicht." — Als ich mich einst unterstand, Nicolai zu beklagen über die vielen Angriffe, die er öffentlich von sich abwehren mußte, sagte der alte Herr lachend: „Ich rathe Jedem, den modischen Philosophen nicht so viel Zeit zu opfern als ich; da will immer eine Philosophie die andere verschlingen, und am Ende weiß man nur, es sey wohl das Beste, sich die Seele zu nähren aus dem größeren oder geringeren Schatz seiner eigenen Anschauung und Erfahrung." — Hatte dies offenbar deutlichen Bezug auf Fichte, ist doch in Bil-

ligkeit anzufügen, daß, trotz öffentlicher Kämpfe und noch lebhaften Zorns gegen dessen „Wissenschaftslehre“, Nicolai den Gesinnungswerth seines Gegners nicht schmälerte, ohne die verfochtene Ansicht einzuschränken, wonach ihm der neue Denk- und Lehrbau Zeugniß von ausschweifender Selbstüberschätzung der Jugendweisheit war.

Eine andere, buchhändlerische Bekanntschaft schon von 1805 an wurde Friedrich Maurer, der mich nicht nur künstlerisch und schriftstellerisch beschäftigte, sondern auch in das Gesellige seines Familienkreises einführte. Er war begieriger Sammler meiner Holzschnitt-Abdrücke, aber auch mannigfacher, zum Theil sehr werthvoller und nicht leicht zu beschaffender Gegenstände. Gemälde, Kupferstiche, Münzen, Muscheln, Steinarten und Versteinerungen, seltsame Waffen bis zum vergifteten Pfeil der Wilden, dies, nebst noch allerlei Erzeugnissen der Natur, Kunst und Völkereigenheiten, fand man bei ihm angehäuft; etwas Neues vorzuzeigen und in seine Schränke einzuordnen gedieh ihm zur genugthuendsten Festtagsfreude. Für Einzelnheiten hätte ich aus jener Zeit viele habselige Sammler zu nennen: das Tummeln irgend eines Steckenpferdes mit wissenschaftlichem oder künstlerischem Anstrich gehörte, wenn die Baarschaft reichte, zur gemüthlichen Unterhaltung in den Familien; daß sie aber mitunter auch dabei litten, läßt sich nicht leugnen, denn in Liebhabereien ist der Bestand des Maaßhaltens sehr schwierig. Meine Neigung lenkte mich zu Gemälden und Blumen, ich sah aber bald ein, daß hiezu weder

meine Zeit noch mein Geld hinreichen würde, verkaufte ein paar Gemälde, die ich schon erworben hatte, beschränkte zugleich die Blumenpflege wechselnd auf ein Gewächs, und hat man sich in Verlockungen nur erst ein Mal überwunden, bleibt uns die Versuchung fern. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war jedoch die Lust des Sammelns wahrhaft ansteckend, und bei überschwenglichen Mitteln durfte man es loben, so — zum Beispiel — in Bezug auf einen sehr alten und sehr reichen Banquier Daun, der, von seinem Handelsgeschäft zurückgezogen, das derzeit stattlichste Haus in Lützow bei Charlottenburg bewohnte. Da hatte ich noch das Glück, die umfangsvolle Kupferstich-Sammlung zu sehen, namentlich auch Rembrandt's Radirungen in vollständigster Zahl, und mir wurde erzählt: die Kaiserin von Rußland, Catharina II. habe einst dem Besitzer dafür hunderttausend Ducaten geboten. Das ward für den schon sehr greisen Daun die Ursache einer schlaflosen Nacht, am Morgen sagte er sich dann: „Hunderttausend Ducaten habe ich auch und die Rembrandt's dazu; die Kaiserin hat nur die Ducaten, die vollzähligen Rembrandt's aber nicht; folglich muß ich diese behalten, um von einer Kaiserin beneidet zu werden.“ Dieser Entschluß mag zugleich einen Begriff geben von Daun's Reichthum. Seinen Erben muß dann die Liebe zu Kunstschätzen gefehlt haben: sie wurden in öffentlicher Versteigerung davon befreit, und Rembrandt's Radirungen erwarb der Buchhändler Maurer bis zum Aeußersten wohlfeil. So umge-

stalten sich Zustände und Verhältnisse! — was dem übervollen Anerbieten einer Kaiserin verweigert worden war, das erhielt ein Bürgersmann für einen, im Vergleich kaum nennenswerthen Geldbetrag.

In bescheidenem Verlangen nach Vergnügen und Erholung hatten Nicolai und Maurer sehr einfache Sommerwohnungen in Stadtgärten, sahen dort zuweilen Gesellschaft bei sich. So veranlaßte sich im Juli oder August 1806 bei Maurer mein einziges Zusammentreffen mit Ignatius Feßler, und mein erstes mit dem überspannten Zacharias Werner. Jener, nicht nur in verschiedener Richtung als bedeutsamer Schriftsteller, sondern auch in gefährlichem Schicksalswechsel als mannhafter Kämpfer bekannt, war im Gespräch zwar ruhiger, doch scharfer Art. Vom Katholischen und dem Mönchsthum zu thätigem Widerspruch übergegangen, hatte er Werner's am 11. Juni 1806 zum Erstenmal auf dem Berliner Theater dargestelltes Schauspiel: „Die Weihe der Kraft" mit dem wunderlich behandelten Luther nicht behaglich gefunden, und warf allerlei Spitzrede in die Unterhaltung. Werner war leicht aufzuregen, wurde aufgeregt, und obwohl der Ansicht Feßler's anhänglicher, nahm ich theils des Friedens wegen, theils aus jugendlichem, durch Beliebtheit allmälig etwas verwöhnten Uebermuth anscheinend Partei für Werner, der darüber im mißverständlichen Ueberschätzen meiner Einmischung außer sich gerieth und zu mir eilte, mich zu umarmen. Da erhob sich Gelächter, der mitanwesende Professor Fischer, vertrauter

Freund Feßler's, und mit diesem Herausgeber der Monatsschrift „Eunomia", rief aus: „Nichts als Neckerei, Herr Werner; wir wissen es, über Ihre „Weihe der Kraft" ist der junge Schalk unserer Meinung!" — und jetzt verrieth er, daß ich wenige Tage zuvor mit folgendem Reimsprudel belustigt habe:

„Frömmelnde Demuth,
Tändelnde Wehmuth,
Sinnlich Verhimmeln
In Wortgewimmeln —
Bilden in Reihe
Mystische Weihe.
Wirriges Toben,
Selbstisches Loben,
Zwiespalt der Dichtung
Schwebelnder Richtung,
Geist, der erschlafft,
Das ist die Kraft!"

Dieser gesellschaftliche Scherz des Augenblicks ließ sich nicht ableugnen; den mindestens sehr unzeitigen Verrath zu verhindern, war mir mißlungen, und ich begriff, daß sich Werner mit Recht verletzt finden konnte. Er verhehlte dies nicht, und fruchtlos blieb einstweilen mein Bitten: er möge einen vorlauten Einfall so unschwer nehmen, als er ausgeschwatzt wurde. Werner's bewundernswerthe rednerische Fähigkeit befeuerte sich nun abermals an den ätzenden Bemerkungen Feßler's über den „wieder katholisch gewordenen Luther", und ich, in meinem einundzwanzigsten Jahr noch erfüllt von meinem Hirngespinnst kirchlicher Umschaffung, stand endlich ganz auf der Seite Feßler's, wobei ich stets die dichterische Macht Werner's

hervorhob, ohne jedoch zu verschweigen, daß, so weit ich Neuling in der Geisteswelt überhaupt zu urtheilen vermöge, und urtheilen dürfe, auch in seinem dramatischen Gedicht: „Die Söhne des Thales" Annäherung zum Katholischen erkennbar wäre. Mir wurde beigestimmt, Werner stritt eifrigst dagegen, wie es schien aus innerer Beglaubigung; jedenfalls schien er darüber noch ohne klares Selbstbewußtseyn, konnte aber doch die Erkenntniß seiner Anfechter nicht erschüttern, und ich meine, mir haben sich — später zu besprechende — Zeugnisse geboten zum Befestigen der Wahrnehmung: Werner sey schon damals mitten im Abfall von Luther gewesen. Dies ward nach der öfteren Darstellung des Schauspiels: „Die Weihe der Kraft" fast ein allgemeines, ob auch nicht vollauf deutliches Empfinden, und die noch im Sommer 1806 von Offizieren auf Rollwagen veranstaltete Schlittenfahrt, wobei man die Gestalten der Werner'schen Dichtung als Spottbilder veröffentlichte, war unzweifelhaft Ausdruck des Volksgefühls. Iffland, der sich in Verlarvung dieses, von ihm eigentlich veranlaßten „Luther" sehr gefiel, beschwerte sich über den verwegenen Schlitten-Schwank, die Veranstalter mußten ihn dann auch mit leichter Haft büßen.

Habe ich hinsichtlich Maurer's in der Nachzeit Begegnisse einzutragen, ist hier, um meine Kenntniß über den sonstigen Buchhandel zu bevorworten, noch des Buchhändlers de la Garde zu gedenken, mit dem ich mehr in gesellige als geschäftliche Verbindung kam, der aber seinen Beruf mit geistigem Zweck ver-

band, Verlagswerke nicht nur wie gelderwerbende Waare, sondern auch der Nützlichkeit verpflichtet erachtete. Ueberhaupt hielt sich der Buchhandel damals meist würdig, was heut offenbar minder allgemein zu sagen wäre. Dies verschuldete ursprünglich die sich weit ausbreitende Hausirerei, wodurch man mit einzelnen Bogen und dünnen Heftchen für Weniges, von einem Groschen an, der Menge nicht selten Greuelhaftes in die Familien treibt. Fröhnend ist dabei eine wegelagernd lungernde Schriftstellerei, die Vielen das Sinnige in Sinnliches verkehrt, der Lauheit gefällig, indem man ohne Prüfung nur liest, was zur Thür hereingereicht und aufgedrängt wird, oft vermöge einer an Un- und Mißbildung haftenden Dreistigkeit, deren sich die wahre Bildung schämt. Als de la Garde den Urbeginn dieses Ueberganges spürte, wurde er bedenklich, überlegte, ob er von Dem, was er hatte, ohne Prunk mit den Seinen leben könne; da „Soll" und „Haben" leidlich stimmte, zog er sich zurück, überließ die Buchhandlung seinem Schwiegersohn, der damit aber alsbald nach Leipzig auswanderte. Mir war de la Garde noch deswegen anregend, weil er bei geläufigst französischer Sprache das altfranzösische Wesen ebenso mit kluger Gewandtheit wie mit feinem Schliff und unverletzend einströmenden Witz an- und durchschaulich ausprägte. Der Verein dieser Eigenschaften bewirkte ihm dann auch die willig übernommene Last, während der französischen Erpressungen in Berlin „Präsident des städti-

schen Comitè administratif“ zu seyn, eine Stellung, die ihn jedenfalls von der Beliebtheit entfernte.

Berlin's Zustände vor und nach der Schlacht bei Jena sind oft geschildert worden, es scheint mir nicht rathsam, mich darüber in Umständlichkeit des Einzelnen auszubreiten; eingefügt sey nur, was meine Auffassung des Geschichtlichen bezeichnet, dabei noch bevorwortend, daß ich bis zu Ende 1806 allerdings in den Staatshändeln ein Uneingeweihter, mit den Zeitungen aber ziemlich vertraut war von da an, als ich ihrer habhaft wurde. Wie fast sämmtliche strebende Jugend hatte ich in den Kindesjahren für die Pariser Umwälzungen oberflächlich geschwärmt, schauderte aber bald zurück vor der mordwüthigen Vielherrschaft, begrüßte Bonaparte als vermeintlichen Retter, um so lebhafter, weil ich ihm Recht gab in Bezug auf die ehemals noch ungebändigteren Schiffahrts- und Handelsanmaßungen Englands, verbunden mit dessen vortheilsdienlichen Aufhetzereien innerhalb der Festlande. Nachdem mit dem Kaiserprunke und Allbeherrschungsplane in Bonaparte sich der gewaltsamste Volksbedrücker ausbildete, während er in seiner eroberten Machtstellung das Außerordentlichste für die Menschheit hätte thun können, wandte sich meine Neigung von ihm ab, und ich dachte fast ausschließlich nur an Deutschland. — Keinesweges hatte sich mir jedoch im Zusammenfluß meiner verschiedenen, schwer ineinander zu bindenden Thätigkeit eine solche staatskluge Kenntniß angeeignet, um mir klare Beurtheilung zutrauen zu dürfen. Indem sich aber mein

Denken nie vom Gefühl trennte, bildete sich mir im Jahr 1805, da der deutsche Kaiser Franz gegen das stets habgierige Franzosenthum wieder zu den Waffen rief, die Meinung: Preußen müsse, als eben auch das russische Bündniß sich anbot, sogar zum Abschluß gedieh, unverzögert Oesterreich zu Hülfe kommen. Sey es doch gleich hier — ich schrieb dies im Jahre 1864 — nicht verhehlt, daß mir ein dauernd einiges Deutschland, so weit es überhaupt möglich, nur dann als erreichbar vorschwebte, wenn Oesterreich und Preußen von ihrer Vorrangshaderei sich gründlich heilten. Mit dem Freunde Reimann hatte ich zuweilen Abendgespräche über die verworrenen Zeithändel, war mit ihm einverstanden in Friedenswünschen, nicht aber in Dem, was Hemmniß werden könne gegen das Voraussichtliche, das Unvermeidliche, wenn es nicht abgewehrt würde durch treu verbundene Kräfte, die manchen Krieg und manches Unheil für Deutschland unmöglich gemacht hätten.

Nach dem Frieden zwischen Oestreich und dem französischen Umsichgreifer wurde von Diesem Preußen noch ungezähmter und höhnischer mißhandelt als bisher, und in Berlin kreiste ein meistseitig irrlichterndes Gewirbel der Ansichten. Unterstützt vom Prinzen Louis Ferdinand — der seine sämmtlichen Fähigkeiten schwächte durch die Unfähigkeit, Maaß zu halten, dies aber mit dem Tode auf dem Schlachtfelde gesühnt haben mag — gaben viele Offiziere übermüthig stürmische Zeichen, daß man Krieg gegen Napoleon verlange. Die leicht in jeden Lärm ungleicher Rich-

tung einzutummelnde Menge, bei der die Wuth- oder Freudenschreier stets die Schwachhirnigsten sind, benahm sich nun, als wäre man in volksfestlichem Aufschwunge, und von der Bühne her beförderte man die Reizfluth der Aufregung. Dort wurde durch Vermittelung des Liefländers Merkel, der vor dem Einmarsch der Franzosen aus Berlin nach seiner Heimath flüchtete, gesungen: „Der Krieg ist gut, im Reiben seiner Kräfte ist für die Welt Gewinn!" und solche Klatschlustige, die bei derben Händen matte Köpfe haben, waren äußerst schußfertig. Das Theater mischte sich fortdauernd ein; „Wallenstein's Lager" mußte sich neue Kriegslieder gefallen lassen, „Graf Dunois, der Bastard von Orleans" wurde mit überlaut getrennt hervorgehobener Rede Aufrufer gegen Frankreich bei jauchzendem Zustimmen, ohne zu bedenken, daß man Bruchstücke der Schiller'schen Dichtung in verdrehtester Weise anwendete. — Sogar Holberg's Posse: „Der politische Zinngießer", mit dem die Regiersucht eines übermüthigen Narren bespöttelt wird, mußte zur Aufwühlung behülflich seyn. Im Schlafrock, nachtmützlich bedeckten Hauptes verlautbarte der Spaßmacher Unzelmann einen Kampfschrei, der mit dem Gesang „Heil Dir im Siegeskranz" schloß. Die Tobluſtigen unter den Zuschauern kriegsdonnerten mit Hals und Hand, sie geriethen außer sich, nur um von der Besonnenheit und Ueberlegung weiter abzukommen, und dies wurde langstreckigst erreicht, als der Zinngießer versicherte: „er kenne den braven Mann, der die zerrissene Karte von Deutschland wieder zusammen-

fügen werde.“ — Ich kannte und liebte den braven Mann, werde den Verewigten lieben bis an das Ende der Gefühle; aber die sinnverwirrende Aufwühlerei, womit man ihn, für derzeitige Umstände jedenfalls ein Jahr zu spät, außer und in den Theatern wider seine Erkenntniß und Willensäußerung hindrängte zu einem Wagniß, bei dem gegen einen so kriegskundigen Feldherrn mit sieggewohntem übermächtigen Heere das Mißlingen unvermeidlich war, diese, alle Vernunft überschreiende Anmaßung fand ich eben so thörig als entsetzlich. Obenein wirkten auf mich vor der Bühne willkürlich den dichterischen Gebilden eingezwängte Prunkzwecke angeblicher Vaterlands- und Heimathsliebe von jeher abstoßend, zum Theil auch deshalb, weil ich hinlängliche Gelegenheit hatte, zu erkennen, daß Gesinnung eben bei Schauspielern — versteht sich nicht ganz ohne Ausnahme — eine seltene Eigenschaft ist; der nächste Vortheil wird ihnen ohne Unterscheidung zum besten, und sie stellen sich jeden Beifallsklang, gleichviel wie er erworben ward, in Rechnung, damit er in Zulage klingenden Zins anlocke.

Wahr und wahrhaftig edel und erhaben ist die Begeisterung eines Volks, wie in späterer Zeit sie erfolgreich wurde; was aber damals in Berlin hochfahrend um sich wüthete, war nur schauspielerische Fieberhitze, ansteckender Dünkel, der nichts besiegt als Einsicht und Selbsterkenntniß, oft aber mit starrem Wahn sich dennoch einen Anhang zusammenfaselt. So war es auch in dem Unheilsjahr 1806, und Besonnene, die nicht fehlten, doch übertäubt wurden, blickten

mit schweren Sorgen in die Zukunft. Mein Gefühl und Vorausblick mußten sich dem Tummelstrom theils irrgläubiger, theils absichtlicher Ueberschätzung gegenüber schweigsam beobachtend verhalten, obgleich man schon damit in Gefährlichkeit kommen konnte bei den wortdonnernden Steckenpferdsrittern der Leidenschaft oder Wühlerei. Einen von ihnen, den ärgsten, sah ich wenige Tage nach dem Einmarsch der Franzosen mit dem dreifarbigen Hutzeichen, hörte und las völlig umgestimmte Aeußerungen, und daß ich diese Nichtswürdigkeit ohne Hehl so nannte, verschlimmerte mir nachher bedrohliche Verhältnisse.

Unzweifelhaft war Preußens Ehre gekränkt, sie war es aber französischer Seits zumeist schon 1805 vermöge des frech eigenwilligen Verletzens der vertragsmäßigen Nichtbetheiligung am Kriege zwischen Oestreich und Frankreich; der unvermeidlich andringende Kampf wäre damals in voller Rechtfertigung gewesen durch die schnöde Herausforderung und günstige Zeit. — Diese war im Jahre 1806 verloren, bei dem Unterlassungsfehler Napoleon obenein doch gereizt worden mit dem preußisch-russischen Bündniß. Wie Dem sey, offenkundig mehrten sich die Zeichen, daß nicht nur neue Beleidigungen, sondern auch bezweckte Verluste für Preußen im Anlauf waren. Was sich bei den Umständen der Sachlage und ihrer Wendung sagen läßt, ist in unzähligen Schriften erörtert; genug, das zu ängstlich und schwankend vermiedene Wagespiel mit Geschützkugeln wurde ohne umfassende Vorbereitungen plötzlich begonnen, zu raschem Unglück für Preußen.

Noch am 14. October 1806 brüsteten sich in Berlin die Mundhelden mit Siegesgerüchten: sie verflogen in Stunden; bald überstürzten sich Flüchtlinge mannigfachster Herkunft auf allen Wegen, am 24. October sah man den ersten Kriegstrupp der Franzosen, und am 27. ritt ihr Kaiser durch das Brandenburger Thor herein. Aus eigener Anschau kann ich darüber nicht sprechen; meine einstige Neigung für Bonaparte hatte sich in Bitterkeit gegen Napoleon verwandelt, ich gab mir das Wort, ihn, dessen Aeußeres ich ja durch viele Bildnisse zureichend kannte, in seiner Selbstheit nicht sehen zu wollen, und blieb darin beharrlich. Man mag dies Eigensinn nennen, mag es thun mit dem schlimmsten Beiwort: ich wehre mich nicht im Geringsten; meiner Empfindsamkeit war es zusagend, und daß ich wegen Anblicks der Persönlichkeit des Ruhm- und Gewaltsüchtigen keinen Schritt ging, ist mir noch im Alter nicht nur recht, auch wohlthuend. — Was ich hinsichtlich des Allgemeinen hier in Betrachtung zog, soll übrigens nur andeuten, daß ich nicht völlig im Unbewußten war, als ich staatsmännischer Schriftsteller werden mußte.

Zerstörend wirkten begreiflich auf meine Verhältnisse die im Waffengewühl entstehenden Umwandlungen. Ausbleiben des Gehalts, Stocken des künstlerischen Beanspruchs, Einlagerung ungebetener Gäste, Kriegssteuern und Erhöhung der bisherigen Abgaben, dieser Verein von Uebeln, nachdem ich eben erst im Vertrauen auf meine neue Stellung mit der Familie bei gesteigerter Miethe mich räumlicher und behag-

licher eingerichtet hatte, ist in aller Kürze so umfänglich lastschildernd, daß Zusätze Wortverschwendung wären. Der nächste Hülfsgriff war die Schriftstellerei; ich wurde Mitarbeiter an der Spener'schen Zeitung, und da mit dem Jahr 1807 das „Morgenblatt“ begann, kam mir auch der stets achtsam um sich blickende Cotta freundlich entgegen. Die neuere Bücherkunde für Unterhaltung, Erscheinungen auf der Bühne, Ereignisse außerhalb der land- und machtgierigen Zwiste, das waren die Bereiche meiner Aufgabe; mit den Staatshändeln hatte ich nichts zu thun, war aber dabei dennoch bald anderweitig verwickelt.

Von der Eidesleistung der Beamteten am 9. November 1806, wonach man der französischen Oberverwaltung geschworen hatte, „weder durch Briefwechsel noch irgend eine andere Art mit den Feinden der Franzosen sich zu verbinden“, blieb ich nach meiner Weigerung, mich den academischen Abgeordneten beizugesellen, verschont, mir eine werthe Beruhigung. Auch fiel mir nicht ein, daß ich von Denen, die nur Feinde der Deutschen und ihres Heimathswohls waren, noch ein anderes als das gemeinsame Drangsal zu erwarten habe, wurde nun aber unangenehm überrascht. An einem der ersten Tage des Dezembers 1806 bestellte mir ein französischer Offizier höflichst die Einladung, sogleich zum Gouverneur General Clarke zu kommen, und ich mußte eilend von dem Boten mich nach dem Königlichen Schlosse begleiten lassen. Dort führte mich der Offizier zu Clarke, und bei ihm war der gelderpressende Minister Estève. Jener

sprach etwas Deutsch, Estève nur Französisch, das mir nicht geläufig war; denn was ich davon erlangte, hatte ich mir auf verschiedene Weise eingesammelt und selbst gelehrt, weil mein Schul-Unterricht die Umgangssprachen fast gänzlich ausschloß. — Estève erklärte mir ohne Umschweif, anfangs in feinem Schliff: man habe preußischer Seits von der Bank Funfzehn Millionen Thaler bürgerliches Eigenthum mitgenommen, und es sey nothwendig, zur Schadloshaltung der Betheiligten und zum Vortheil des Geldumflusses, die Tresorscheine, als Anweisung auf das widerrechtlich Entführte, in solcher Summe zu vermehren, wobei ich, als „Fabricateur“, möglichst rasch beförderlich seyn sollte. Betroffen, ja erschreckt, zögerte ich mit der Antwort bei abweisender Geberde, wonach mir Estève sehr redselig einleuchtend machen wollte, es wäre „irremissible et irrefragable“, dem Handelsverkehr besagte Funfzehn Millionen wieder zuzuwenden. Etwas gefaßter erwiederte ich: daß ich vom Handelswesen gar keine Kenntniß habe, nicht alleiniger „Fabricateur“, auch Alles, was zur Beschaffung der Tresorscheine nothwendig, an die bezügliche Regierungsbehörde abgeliefert sey. Befangener wurde ich im Erstaunen, als ich erfuhr, daß Estève Kenntniß hatte von dem Erbieten, die Nachahmlichkeit der Tresorscheine beweisen zu wollen, und nun blieb mir nur übrig, unumwunden auszusprechen: erstens wäre doch eine Nachahmung an sich sehr zeitraubend, zweitens müsse ich entschieden verweigern, bei einem verbrecherischen Geschäft Mithelfer zu werden. Estève schnaubte mich heftig an, Clarke,

bis dahin wortkarg, äußerte sich jetzt besänftigend, was mich ermuthigte; endlich hatte Estève die gnädige Unverschämtheit, mich mit 20,000 Thalern oder mehr für seinen Zweck erkaufen zu wollen, und mir im glatten Nebenspiel einschüchternder Drohungen vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit zu geben. — Ich verbrachte einen düstern Tag mit schlafloser Nacht; der Gedanke an Flucht vor Gewaltsamkeit mußte verschwinden in der Familiensorge und bei dem Mangel an Geldmitteln; auch schöpfte ich Hoffnung aus dem Benehmen Clarke's, und alles Ueberlegen endete mit dem Ausruf: Zwang ist hier unmöglich! — Da man für eine zweite Zusammenkunft keine Stunde bestimmt hatte, erwartete ich das Kommende, wurde wieder höflichst nach dem Schlosse geholt, und Clarke fehlte nicht, was mir die innere Beklemmung etwas milderte. Kaum aber war nothgedrungen mit aller Entschlossenheit meine Weigerung erneuert, da zeigte Estève schrankenlose Hitze, erlaubte sich auch, von unkluger Jugend zu reden; ich wurde angesteckt vom Aufbrausen, und als er zwischeninne fragte: wenn ich nicht wolle, wer es dann könne? fiel mir unzeitig das im vorigen Monat veröffentlichte „Blokade-Decret" Napoleon's gegen die Brittischen Inseln ein. Vorschnell erwiederte ich: „Künstler in London könnten es, da aber ihr Kaiser England so verschlossen hat, daß nichts hinein noch heraus kann, so ist dieser Weg nicht empfehlenswerth." Durch mein unbehülfliches Französisch wurde vielleicht der Sinn dieser Worte stachlichter, als ich wußte, und indem Clarke lachte, gerieth

Estève in so flammende Wuth, daß er „wegen Beleidigung des Kaisers" meine sofortige Verhaftung befahl. Das schien für Clarke empfindlich, er winkte mir lebhaft, seitwärts zurückzutreten, verhandelte mir unverständlich eine Weile mit Estève, und achselzuckend verurtheilte mich dann Clarke bei fühlbarem Wohlwollen zu eintägiger Haft. Noch im Beisehn des Zornsprühenden wurde ich durch einen erklingelten Kriegsmann abgeführt nach einem nicht geräthlosen Zimmer, von dessen vergittertem Fenster ich den dritten Schloßhof übersah. Dort sperrte man mich ein in der zweiten Stunde Nachmittags; der Schall des Auf- und Abgehens machte mir bemerklich, daß man mich trotz des Verschlusses draußen noch bewachte. — Die Dom-Uhr hatte bereits Fünf geschlagen, da besorgte ein Gensd'arm Erleuchtung durch zwei Wachslichte, ein geschürzter Küchendiener trug ein reichliches Mahl auf, dem bald auch der Wein nicht mangelte. Von dem Gensd'armen wurde ich gefragt: ob ich „Lectüre" wünsche, und als ich Ja gesagt hatte, erhielt ich ein Heft französischer Schlachtberichte, die mich in der Sprachübung beschäftigten. Es war dann wieder eine ruhelose Nacht, besonders weil ich die Familie ohne Nachricht lassen und immer an ihre Angst denken mußte. Am Morgen gleich nach Neun tischte man mir ein verschwenderisches „Dejeuner" auf, das ich nicht berührte; wenig später, nachdem meine Gefangenschaft ungefähr einundzwanzig Stunden gedauert hatte, führte man mich in gestriger Weise nochmals zu Clarke, der mir wegen übereilter

Rede, mehr freundlich als herrisch, einen mäßigen Verweis verlautbarte, den ich ohne Widerspruch annahm, auch nicht vergaß, für die, an offenbarer Vermittelung Clarke's erkenntliche, von ihm betonte „bienveillance“ mich zu bedanken; denn eine „précipitation“, wie sein Ausdruck war, hätte ich vermeiden sollen, obschon sie mir vielleicht vortheilhaft war zur schnellsten Abweisung eines frechen Antrags. Mit Estêve habe ich weiter nichts erlebt, mich aber seines Verfahrens erinnert, als ich hörte, daß Napoleon einmal falsche englische Banknoten anfertigen ließ, und übrigens mußte ich hinsichtlich jenes Bedrängnisses mich damit trösten, daß ich des Aergers über die Tresorscheine schon gewohnt seyn konnte.

Unser Theil an den allgemeinen Lasten hatten wir reichlich zu tragen; ich wünschte gar oft, wir wären noch in der engeren und wohlfeileren Wohnung, sie hätte den Einfluß der Anforderungen vermindert. Leidlich durchhelfend, obschon ich freilich ein Mal — aber nur dies eine Mal — der Zwangseintreibung einer städtischen Kriegssteuer durch Abpfändung mich unterwerfen mußte, war meine mehrfache Thätigkeit, bei der ich schriftstellerisch dem Beurtheilen staatlicher Wirren entfernt blieb und bleiben wollte. — Bald wurden jedoch Briefe Reimann's und anderer Freunde in der Umgebung des Fürstenpaares am Königsberger Hoflager anmahnend, auf die kriegerische Tagesgeschichte mich einzulassen, wonach mein deutsches Gemüth und Dankgefühl mich nöthigten, eine Zeitschrift heraus zu geben gegen die vielen gedruckten Schmä-

hungen, mit denen man Preußens Zustände übertrieben entwürdigte, die höchsten, herzgütigen, von mir mit vollster Anhänglichkeit verehrten Personen greuelhaft mißhandelte. Der Buchhändler Friedrich Maurer kam mir mit zwar sehr geringen, jedenfalls aber etwas einträglichen Anerbietungen entgegen, und ich ging darauf ein, ohne die Schwierigkeiten meines Unternehmens mitten unter den zu Gewalteingriffen sehr bereiten Feinden hinlänglich überschauen zu können. — „Das Vaterland" nannte sich meine Zeitschrift, und in Bezug auf Cölln's „Feuerbrände" hatte der Umschlag die Bezeichnung „Feuerschirme"; sie erschien, nicht an bestimmte Lieferungstage gebunden, in den Jahren 1807 bis 1809, und endete plangemäß sogleich bei der Wiederkehr der jubelfreudig empfangenen Königsfamilie. Das erste Heft — nach der Vorrede gedruckt im October 1807 — beantwortet auf hundertachtundzwanzig Druckseiten in Mittelgröße die Frage: „Sind die Vorwürfe gegründet, welche dem Preußischen Staate von auswärtigen Kabinetten und in mehreren Schriften gemacht wurden?" Die Beantwortung schildert den Preußischen Staat nach Innen und Außen von Friedrich dem Großen an bis zu den Schlachttagen von Jena und Auerstädt, und wenn ich jetzt dies Erzeugniß wieder anschaue, begreife ich kaum, wie ich damals Einundzwanzigjähriger bei den verschiedenen Lerngängen anderer Art mir doch eine Anfügung von Kenntniß staatlicher Ereignisse eingesammelt hatte. Begreiflich wendet sich meine Abhandlung vorherrschend zu Rechtfertigungs- und Vertheidigungsgründen für

Friedrich Wilhelm III. und um mein derzeitiges Einschreiten und Schreibwesen zu bezeichnen, erneure ich nur den Schluß:

„An unsere Mitbürger.

In den vorstehenden Kapiteln dieser Schrift haben wir darzustellen gesucht, unter welchen Umständen Friedrich Wilhelm der Dritte den Thron seiner Vorfahren bestieg, welche schwere Aufgaben zu lösen ihm diese hinterließen, mit welcher Festigkeit er die einmal angenommenen, aus der bisherigen Existenz der Monarchie entsprossenen Staatsgrundsätze befolgte, welche Hülfsmittel zu Erreichung seiner Zwecke ihm zu Gebote standen, durch welche Ereignisse er von der Bahn, die er seit dem Anfange seiner Regierung betrat, abzuweichen gezwungen ward, und endlich, wie Schicksal und Menschen sich vereinigten, um die unglückliche Katastrophe, unter der wir dulden, herbeizuführen. Wer dies Alles mit unbefangenem Sinn erwägt — erwägt, wie weit die Kräfte des Einzelnen, stehe er auch auf der höchsten Stufe des bürgerlichen Vereins, reichen können — erwägt, wie die Basis des Staatsgebäudes beschaffen war, und worin seine Schwäche bestand, der wird dessen Sturz dem Monarchen nicht beimessen, der, was von ihm abhing, zehn Jahr lang that, um es zu stützen, zu verstärken und aufrecht zu erhalten. Nichts verräth mehr Kurzsichtigkeit, nichts ist unnützer und verdient mehr Tadel als eitele Klügelei über das, was geschehen könnte oder sollte, ohne in Betrachtung zu ziehen, ob Dies oder Jenes ausführbar, ob es unter gewissen Umständen ausführbar war, ohne zu wissen, ob solches der Aufmerksamkeit der Regierung entgangen sey oder sie beschäftigt, und was sie bewogen habe, das Vollbringen entweder zu unterlassen oder zu vertagen. — Friedrich Wilhelm der Dritte hat uns unausgesetzt bewiesen, das Wohl seiner Unterthanen sey das Ziel seines Strebens, seines redlichen Willens. Wir haben ihm viel zu verdanken, und es gab eine Zeit, wo wir dies erkannten, wo die Nation ihn dafür segnete, wo unsere Herzen ihm entgegenschlugen. Er gab uns Beispiele mancher Tugenden, die wir uns hätten aneignen sollen, — Beispiele weiser Sparsamkeit, Nutzen bringender Opfer, Verachtung eines verderblichen Luxus. Wer ist einfacher in seinen Sitten, anspruchloser, humaner im wahren Sinne des Wortes als er? Wer als Gatte, als Familienvater ehrwürdiger, wer wohlthätiger da, wo Hülfe nöthig ist, wo sie fruchten kann? Jetzt in dieser trauervollen Periode, gab er nicht Proben von Unerschrockenheit, unerschütterlicher Standhaftigkeit, von Treue

in Erfüllung seiner Pflichten? Mitbürger! — und dieser König sollte von uns verkannt — im Unglück verkannt werden? Er, der unendlich bedauernswürdiger ist als wir, Er, dessen Leiden nicht blos persönlich, nicht auf eine Familie eingeschränkt sind, sondern der für Millionen leidet! Diesen König wollten wir bekritteln, anklagen, vergessen, was Pflicht und Treue von uns heischen? Nein, dies kann kein edles Gemüth, kein Volk, das Ansprüche auf Bürgertugenden, auf Gemeinsinn macht, das hinlänglich aufgeklärt ist, um die Wahrheit zu kennen und ihrer Stimme zu folgen. — Mitbürger! wir sind von der gefährlichen Höhe, auf der wir standen, gefallen; unser Sturz war unerwartet, schauderhaft: er betäubte uns, aber zu Boden darf er uns nicht schlagen. Wir waren vielleicht übermüthig im Glück und zogen uns dadurch Unwillen, Feindschaft, jetzt Spott und Schadenfreude zu. Muthvoll müssen wir uns wieder erheben, mit festem Blick unsre Lage durchschauen, und mit noch festerem Willen unsre Regeneration bewirken. Schwere Opfer, Verleugnungen, Entbehrungen wird es kosten. Jede Klasse der Nation muß sich ihnen unterwerfen, soll der Staat gerettet werden. — Laßt uns jeder Art von Egoismus — sey es individueller- oder Kasten- oder National-Egoismus — entsagen. Es gilt nicht das Interesse dieser oder jener Körperschaft, sondern das des Ganzen! Laßt uns genau und ohne Dünkel untersuchen, welcher Grad der wahren Aufklärung, der echten sittlichen Kultur wir erreicht haben, und finden wir, daß wir uns bisher Täuschungen hingaben, so entferne sich dieser Dünkel von uns. Ist es unleugbar, daß Alles, was einem Volke Glückliches oder Unglückliches begegnet, daß sein Steigen und Fallen, sein Wohl und Weh stets von ihm selbst ausging, wie Vieles haben wir uns dann vorzuwerfen! Aber fehlen, irren ist menschlich; erkennen, bessern, gebiert Achtung und trägt Früchte. Laßt uns nie vergessen, daß wahre Aufklärung, reiner Patriotismus nicht im Räsonniren, in leerem Geschwätz, in heftigen Deklamationen, in indiscretem Rathgeben, sondern im Handeln, in der Vereinigung geprüfter Kräfte zum Besten des Ganzen besteht. Diese Vereinigung, wie kann sie aber statthaben, ohne inniges Anschließen an den Thron, ohne auf Grundsätzen ruhende Anhänglichkeit für den Monarchen, ohne Vertrauen zu ihm? Der Unsrige verdient Beides. Schon hat er dargethan, wie sehr, selbst in diesem Zeitpunkte, die Wiedergeburt des Staats ihm am Herzen liegt. Der erste Schritt zur Veredlung der zahlreichsten, nützlichsten Volksklasse ist bereits geschehen: er hat sie von der Leibeigenschaft befreit. Möge derjenige Theil unter uns, dem Verhältnisse, Stand und Talente Mittel darbieten, auf jene Klasse wohlthätig zu wirken — möge er sie anwenden, diese

Mittel, um moralische und intellektuelle Kultur unter sie zu verbreiten. Das Niedrigerstehende zu heben zeigt von weit rühmlicherer Hochherzigkeit als das Höhere herabziehen zu wollen. — Wir haben viel, viel verloren, liebe Mitbürger, aber dennoch einen großen Vortheil für unsere leichtere Regeneration erlangt, den — von einer Menge heterogener Stoffe gereinigt zu werden. Künftig können wir, wenn wir es ernstlich wollen, ein Volk seyn, das sich durch Nationalsinn auszeichnet, und durch seinen Charakter Achtung, Zutrauen und Liebe einflößt. Unglück giebt dem Seelenadel, wo dessen vorhanden ist, Schwungkraft; ihn zu pflegen sey unser Ziel, ihn zu besitzen unser künftiger Stolz. Dann wird Alles gedeihen, Alles wieder aufblühen, und der Staat mit verjüngter Energie aus seinen Ruinen emporsteigen."

Bin ich mit meinem, damals noch der fremdsüchtigen Schulzucht anhänglichen Miß- und Misch-Deutsch jetzt nicht einverstanden, und könnte ich mich meinem Bildungswege gegenüber eher mit dem Einfließen des Predigens verständigen, den guten Willen und Weckruf zur wohlfahrtlichen Gesinnung liest man hoffentlich auch bei dem Mangelhaften heraus. In Bezug auf Sprache sey jedoch zusätzlich bemerkt, daß man mich später wegen „Purismus" getadelt hat, vielleicht auch, obschon mir Zustimmung mitunter nicht fehlte, noch tadeln wird. Dergleichen lasse ich aber ohne Widerrede, und bestreite keineswegs die Unthunlichkeit, jedes Fremdwort mit treffendem Deutsch abzuweisen: dann muß man sich freilich dem Gebrauch unterwerfen. Zu bedenken wäre indeß, man habe nicht wenigen Fremdwörtern nur übereinkömmlichen Sinn eingeflößt und die Angewöhnung sey dabei zuweilen sehr irrthümlich mitwirkend. Von vielen Fremdwörtern ist der deutschthümliche Ausdruck, obwohl er anfangs befremdete, allmälig bei uns heimisch geworden, und es

wird auch noch andern Uebertragungen geschehen, denen man nicht augenblicklich Geltung zugesteht. —

Dieser Einschaltung, schriftstellerischem Bequemwesen in der Sprache gewiß unbehaglich, schließe sich nach dem Bruchstück aus dem ersten Hefte über die folgenden der erwähnten Zeitschrift ebenfalls nur eine kurze Hinweisung an. Sie geben Aufsätze mit Erläuterungen wider schmähende Gegner Preußens und Berichte über Tagesereignisse aus ursprünglichen Zusendungen. Ich hatte Gelegenheit erkundet, mich mit Schill, mit dem Freicorps des Lieutenants v. Hirschfeld, des Rittmeisters v. Krockow, mit den Heeres-Abtheilungen des Oberst-Lieutenants v. Borstel und v. Zieten in Verbindung zu bringen, von Königsberg kamen ebenfalls Beiträge. Ohne Scheu ließ ich in geziemender Anständigkeit mitten unter den Franzosen Mancherlei drucken, was diese nicht angenehm berührte. In meiner sehr erfahrungsarmen Unbefangenheit erachtete ich nicht für gefährlich, was mir als in sittlicher Schranke gehaltene Wahrheit erschien; Macht, Gewalt und Vortheilsdrang finden aber oft das Begründetste strafbar, dies haben auch mir die handlangerischen Mitschuldigen der Napoleon'schen Willkür bestätigt. —

Am 11. Mai 1808 Morgens zwischen Sechs und Sieben, als ich mit der Familie bei dem Frühstück saß, wurde ich verhaftet; zur Untersuchung meiner Papiere blieben Beauftragte in meiner Wohnung, und mich brachten zwei Gensd'armen, höflicher Weise in einer Kutsche, nach der Commandantur. Dies Un-

heil traf mich, wie mir später einleuchtete, in Bezug auf Angebereien eines Söldlings-Beamteten bei der französischen Kolonie. Er war geborener Preuße, ließ sich aber im Dienste der Franzosen als Censor gebrauchen, und ich hatte ihm darüber meine abfällige Meinung klar ausgesprochen, obgleich er nichts zu thun hatte mit meiner Zeitschrift. Bei dieser mußte ich mich der Vorbeurtheilung eines als französischer Amtsdiener mitgekommenen Deutschen unterwerfen: es war Wiedemann, nachmaliger Mitanordner bei der Cotta'schen „Allgemeinen Zeitung", im Jahr 1808 noch verliebt in seine Bewunderung Napoleon's, was ihn jedoch nicht verleitete, überstrenger Censor zu seyn. Jener Söldling aber rächte sich nun an mir wegen meiner freilich wieder nicht weltklugen Offenheit; er übersetzte sehr verfälscht mehrere, aus dem Zusammenhange gerissene Einzelnheiten, die allerdings in ihrer Richtigkeit keine Schmeicheleien für die „große Nation" sind, und seineBöswilligkeit wirkte für mich schlimm genug, würde noch schlimmer gewirkt haben, wenn nicht die Vorsehung eingegriffen hätte.

Nach meiner Verhaftung durchforschten die französischen Sendlinge alle zu entdeckenden Papiere, vorher aber hatte meine wackere Schwester Wilhelmine, mit meinen sämmtlichen Verbindungen vertraut, die Geschicklichkeit, eine gefährliche Mappe zu entfernen, deren Inhalt sie in ihrer Angst auf dem Feuerherd verbrannte. Leider verlor ich dadurch viel mir Werthvolles, dennoch habe ich die That meiner Schwester zu preisen. — Aus dem zweiten und drit-

ten Heft der Zeitschrift „Das Vaterland" läßt sich schon deutlich ersehen, daß ich von den Führern der verschiedenen Freicorps, auch aus Königsberg und Memel, Nachrichten mußte empfangen haben; das meiste Schriftliche dorther hatte ich vernichtet, doch geschah es nicht mit Allem: das argsinnige Trachten hätte noch genugsamen Stoff gefunden. — Als ich zwischen den beiden Gensd'armen im Wartezimmer der Commandantur stand, wußte ich nichts von Beseitigung jener Mappe, sehr viel aber von den Gewaltthaten der Unterdrücker deutschrechtlicher Gesinnung; — ich konnt' es mir nicht verbergen, daß ich unrettbar sey, waren meine Papiere sämmtlich in Feindeshand. Begreiflich erschütterten mich schwer belastende Gedanken: der Gang des drohungsvollen Ereignisses ließ mich jedoch in seltsam zusammentreffenden Einflüssen die Allmacht höchster Leitung tief empfinden.

Eben veränderte sich das französische Beamtenthum, und die Commandantur hatte nur einstweilige Oberverwaltung, wobei ein Abfinden nöthig war, was ich nicht deutlich erfahren, überhaupt diesen Umstand nebenher fast nur errathen habe. Während ich nun auf Weiteres im Widerwärtigen harrte und mir möglichst den Muth zusammensuchte, trat aus einem Seitenzimmer ein glänzend bekleideter Mann auf mich zu und sagte hastig: „Sie sind mir Herr Gübiß genannt, sind Meister im Holzschnitt, Christian von Mecheln hat mir Abdrücke nach Paris geschickt; — wodurch sind Sie in Anklage?" Mit Dank für die günstige Meinung erwiderte ich: es sey mir völlig räthselhaft,

weshalb man mich verhafte. Schweigend zog er einen der Gensd'armen ein paar Schritte mit sich fort, sprach eine Minute mit ihm, und ging dann zurück. Derselbe Gensd'arm brachte mir jetzt einen Stuhl, ich fragte ihn: „Wer ist der Herr?“ und er antwortete: „Herr Staatsrath Bignon!“ — der in jenen Tagen leitender Machthaber war. Muthmaßlich eine ganze, entsetzlich lange Stunde saß ich da, bis sich dieselbe Thür wieder öffnete und ich die Bitte vernahm: daß ich eintreten möge. Sich selber nennend sagte er dann: „Ich habe mich in Kenntniß gesetzt, habe wenigstens bewirkt, daß ich mich über Ihre „Affaire“ unterrichte“, und, mir beschriebene Blätter zureichend, fragte er: „Sind Sie Verfasser dieser „Expectorations?“ — Ich sah das Empfangene eine Weile an, erkannte bald die absichtlich boshafte Zusammenstellung, und rief empört aus: „Das ist schändliche Uebersetzung, so lautet es, so verbindet es sich im Deutschen nicht!“ — Bignon zuckte die Achseln und entgegnete: „Also, Sie bekennen sich zum Verfasser? — das wäre sehr übel, denn die Ordre zu Ihrer Verhaftung ist streng!“ Seine sich anfügenden Erörterungen machten mir begreiflich, daß ich der Schmähung des französischen Kaisers und Heeres bezichtigt sey; zufolge der mir eingehändigten schriftlichen Vorlagen war eine solche Absicht auch kaum zu bestreiten. — In der genannten Zeitschrift befinden sich viele Züge der Tapferkeit preußischer Krieger, und daß dabei „der Feind“ nicht die Ehre davon trug, versteht sich von selbst. Ueber Gewaltherrschaft ist

ebenfalls Allerlei bemerkt, und vermöge der trügerisch gewendeten, mit den gesteigertsten Ausdrücken behafteten Uebertragung allgemeiner Bezüglichkeiten in persönliche, schien vom französischen Standpunkt aus die Anklage gerechtfertigter als sie seyn konnte nach richtigem Maaße. Für den Augenblick blieb mir aber nur das in solcher Bedrängniß sehr schwache Mittel des entschiedenen Einspruchs gegen verleumderische Fälschung dessen, was ich drucken ließ, und obwohl ich zu entdecken glaubte, Bignon wolle mir nützen, konnte ich doch auch wahrnehmen, daß er verlegen wurde. Da eben kam die Hülfe, die ich immerdar als weltgebietenden Einfluß betrachtet habe und betrachten werde.

Ein Bündel des aus meinem Arbeitszimmer Entnommenen wurde gebracht — die gefürchtete Mappe sah ich nicht, schon dies verminderte die Gefährlichkeit. Zugleich wurde Herr v. Mecheln gemeldet, mit dem ich nicht nur in geschäftlicher, auch in freundschaftlicher Verbindung war, und da ich unter dem Erplünderten die Hefte meiner Zeitschrift erblickte, rief ich Bignon an: „O wenn Sie erlauben möchten, daß dieser Schweizer, der unfehlbar beider Sprachen mächtig ist, eine der mißhandelten Stellen übersetze, das würde Ihnen die arge Tücke gegen mich enthüllen!“ Bignon gewährte diesen Wunsch und ließ den Angemeldeten — nach meiner jetzigen Ansicht Herbeigerufenen — eintreten. Der damals Einundsiebzigjährige, rasch meine Verwickelung begreifend, zeigte sich — ohne unsere traulichen Verhältnisse zu berühren — dem Geschäft eilend

bereit, wobei er, eifrigst seinen dreieckigen Hut und langen Stock ablegend, meines Lobes voll war, besonders auch in Hinsicht auf meine, „ihm durch die öffentliche Stimme bekannt gewordene Familiensorge.“ Ich ergriff ein Heft der Zeitschrift und bezeichnete den Schriftsatz, wo gegen die auf Friedrich Wilhelm III. hinweisenden Aeußerungen der „Vertrauten Briefe“ des Kriegsraths v. Cölln gesprochen ist, hauptsächlich gegen die Worte:

„Ich fragte nie danach, ob der Regent ein Herz habe, aber wohl, ob ein Geist und die aus ihm hervorgehende Kraft in ihm war.“

Darauf hatte ich („Vaterland“, drittes Heft, Seite 104.) geantwortet:

„Nur Einklang des Gemüths und des Kopfes bringt das wahre, Glück verbreitende Gleichgewicht im Leben hervor, und da dies der Zweck eines Regenten seyn soll, so muß er selbst sich auch in diesem Gleichgewicht befinden: mit dem größten Kopf von der Welt wird er eine Geissel der Menschen seyn, wenn er bei dem Ausbruch der *schaffenden Kraft* seine armen Unterthanen vergißt; wenn er herzlos jedes Zeichen des Mißvergnügens nicht bemerkt, oder mit eisernem Scepter zu unterdrücken sucht; wenn der Unschuldige, den die *schaffende Kraft* der Günstlinge seiner Güter beraubt, seiner Familie entriß, seine Stimme erhebt, und jede seiner Klagen von dem Throne zurückprallt, auf welchem ein Mann glänzt, der, eben über ein großes Unternehmen sinnend, an solche Kleinigkeiten nicht denken kann: Glücklich preise

ich Den, der noch nie nöthig hatte, das Herz eines solchen Regenten in Anspruch zu nehmen, sonst würde er, wenn die schaffende Kraft ihn ungehört vom Throne hinweggeschafft hätte, durch Erfahrung belehrt, nicht eine solche Abscheulichkeit als Grundsatz aufgestellt haben. — Das fortlaufende Gemälde der Geschichte zeigt uns fast zu allen Zeiten Männer, welche in den angeführten Worten charakterisirt sind, ihre Namen werden, wie bei uns, so auch bei künftigen Geschlechtern glänzen, aber die damals Lebenden? Sie werden die schaffende Kraft ihres Gebieters theuer, vielleicht mit ihrem ganzen Lebensglück bezahlt haben: dies wird und kann dem Forscher nicht entgehen! Wohin sollen alle dergleichen Behauptungen führen? Soll die Menschheit, welche ohnehin dem Ehrgeiz nur als Mittel erscheint, noch mehr herabgewürdigt werden?"

In der rachsüchtigen Uebertragung waren nun noch ein paar an Cölln gerichtete Zeilen (viertes Heft, Seite 73) dicht herangezogen:

„Fühlen Sie denn nicht, daß man gerade jetzt das Uebergewicht des Geistes nicht als das verkündigen muß, was einzig den Herrscher ziert!"

Indem diese im untreuen Französisch mit mehreren Ausrufungszeichen begabte und leicht zu lenkende Aeußerung sich dort anschloß, wo sie in meinem Schriftstreit gegen Cölln nicht auffindbar ist, hatte der Verfälscher alles Vorherige unbedingt auf Napoleon bezogen, seine ganze gehässige Anfechtung auch noch

durchgiftet mit greuelhaftem Ueberbieten der Beiwörter.

Hatte der Ankläger nur verschwärzende Farben gebraucht, Mecheln mischte sie in seiner Uebersetzung reichlichst mit Weiß, ohne auffallend abweichend zu seyn von dem mir Eigenthümlichen. Nachdem Bignon, der sich anderweitig beschäftigte während der emsigen Bemühung des alten Herrn, aus dessen zitternder Hand die beschleiernde Schrift empfangen, sie still gelesen und zuweilen mit der des Angebers verglichen hatte, sagte er, wie es mich anmuthete in heiterem Erstaunen: „Ah, der Unterschied ist unzweifelhaft sehr überraschend, sehr bedeutend!“ „Ah, la difference est sans doute trés surprenant, trés signifiant!)“ zugleich umfaßte er Mecheln und führte ihn bis zum Fenster. Dort sprachen Beide leise mehrere Minuten miteinander, bis Bignon sich wieder zu mir wandte, dabei Mecheln stark betont zurufend: „Sie bürgen also dafür, daß Herr Gübiß ein abgefordertes Wort, die Stadt nicht zu verlassen, halten würde?“ und tief erschütterte mich die Antwort des sehr aufgeregten Mecheln: „Ich verbürg' es mit meiner Ehre und meinem Leben!“ — Ich gab mein Wort; danach — es war nun schon der Mittag vorüber — sagte Bignon zu mir: „Erwarten Sie mich heut Abend acht Uhr in Ihrer Wohnung und halten Sie sich dort vorsichtig „caché“. — Nicht nur an diesem Tage kam Bignon, er kam noch an zwei Abenden, um mir Rathgeber zu seyn für Verhöre, die ich überstehen mußte vor fünf Personen, von denen drei

Offiziere waren. — Daß ich ganz ohne widrige Endfolge dem Unheil entkommen könne, hatte mir Bignon verneint; man verurtheilte mich zu sechswöchentlicher Hausvoigtei-Haft, die man mir aber zeitweise, auf mein Versprechen, mich wieder zu stellen, vertagte, sie dann gar nicht mehr beachten wollte, so daß ich, zusammengerechnet, höchstens vier Wochen Gefangener war in einer lichten Stube, wo ich bei steter Thätigkeit selten gestört wurde.

Gewiß machte sich eine solche Wendung der Gewaltthat zum erträglichen Ausgange nur möglich durch Bignon's Theilnahme und mithülfliches Zusammentreffen seltsam glücklicher Fügungen, die meine Ueberzeugung von einer geheimnißvollen Schicksalsmacht befestigten: eine Ueberzeugung, mit der ich oft mich standfest erhielt bei schwer belastenden Verhältnissen, die meist zuweilen deshalb am schwierigsten werden, wenn man sich den Lebensweg beharrlich gradaus wählt. — Meinen Dank habe ich dem Kunstfreunde Bignon, der mit Mecheln längst geschäftlich in Verbindung war, dadurch zu bezeugen versucht, daß ich ihm bis zu seinem Tode Abdrücke meiner Arbeiten zusandte.

Wenn ich mich hier trenne von den schwierigen Händeln mit den französischen Bedrängern, sey doch nicht vergessen, daß ich zwischeninne von Clarke eine, obwohl etwas herausgeforderte Nachgiebigkeit erlangte. — Der Professor Theodor Heinsius, als fleißiger Sprachforscher rühmlich zu nennen, war schon früher in Haft; er mußte wegen einer Aeußerung in seiner

Wochenschrift: „Der Hausfreund“ auf vierzehn Tage in die Hauvoigtei, und dort sollte Niemand ihn besuchen. Seiner Frau war bekannt, daß ich bei dem Widerstand gegen Estêve vergleichungsweise Clarke's Benehmen menschlich gefunden hatte, und sie bat mich mit Thränen, einen Gang zu wagen, um Milde für den kränkelnden Gatten zu vermitteln. Gern that ich es nicht, mir aber das Mißliche aus dem Kopf zu jagen, betrieb ich die Angelegenheit ohne Zögern. Es war spät Nachmittags, als ich im Vorzimmer mit einem Adjudanten sprach, der mich schnöde abfertigte. Durch meine Enpfindlichkeit ward der Wortwechsel laut, und jetzt trat Clarke ein; nach französischer Angewohnheit hatte er eine Serviette im Halstuch befestigt, er war also noch bei dem „Diné“. — „Ah! Monsieur Cidevant!“ rief er aus; was führt sie her? — Der Adjudant antwortete, ich schwieg aber auch nicht, und Clarke fiel sehr bald ganz vergnüglich ein: „Besorgen Sie Schema's, man wird nicht leicht mit ihm fertig!“ — Ich mußte sehr lange warten, hatte endlich sechs gedruckte Erlaubnißscheine, denen nur die Namen der Besuchenden einzufügen waren, brachte fünf der Frau Heinsius, und den sechsten behielt ich für mich. — Als ich gegen Abend eines der nächsten Tage den Gefangenen in der engen Klause besuchte, fand ich bei ihm seinen reichen Gönner Marcuse und den Professor Friedrich Buchholz, der immer sprach wie vom Lehrstuhl, und diesmal für einen Augenblick belustigte. Ein zäher Feind des Erbadels und der Juden, eiferte er, viel-

leicht ohne zu wissen, daß ein Anhänger des mosaischen Glaubens anwesend war, auch jetzt ausfälligst gegen den Talmud, als ein Gesetzbuch, das jede gute Eigenschaft vertilge. Da konnte sich Marcuse, der im Hintergrunde des Gemachs auf dem Bett saß, nicht länger bezähmen, er entgegnete den ihm den Rücken zukehrenden Redner: „Nu nu, es giebt auch gute Juden!“ Sich langsam wendend erwiederte Buchholtz in trockener Entschiedenheit: „Ein guter Jude ist eine hölzerne Pelzmütze!“ und natürlich erhob sich schallendes Gelächter, dem der achtungswürdige Marcuse gehörig beistimmte.

Buchholtz hat bekanntlich der Lesewelt im Zeitgeschichtlichen manches Geistreiche gegeben, zum Theil als Ungenannter; ich mag nicht darüber urtheilen, ob es in Werth bleiben kann. Als er jedoch — ebenfalls verhüllt — mit der Lästerschrift: „Gallerie preußischer Charaktere“ sich in handgreiflichster Eigensucht den die Wahrheit mit der Verleumdung stachelnden Schmähern anreihte, kam ich in die Nothwendigkeit, dagegen zu schreiben. Seinen Haß theilte der in seinen häuslichen Verhältnissen hülfsbedürftige Buchholtz, wie schon angedeutet, zwischen Erbadel und Judenschaft, von denen er behauptete, sie hätten verwandte Bestrebungen; Bewunderung und Liebe hegte er für Napoleon und steifte sich in der Ansicht, Preußen könne nur im Bündniß mit jenem Gewaltigen bestehen und gedeihen, was ich als Verrath an Deutschland erachtete. Er wurde bekannt mit dem Obersten v. Massenbach, dessen Meinungen waren

die seinigen mit eigener Ueberzeugung und Entwickelung; auf dem gleichen Gedankenwege hoffte Buchholtz im gesteigertsten Selbstschätzen durch den in einflußreichen Kreisen verkehrenden Massenbach zu hohen und ergiebigen Ehrenstellen zu kommen, und gerieth hinsichtlich des Glaubens an sich allein in die wunderlichste Ueberspannung, von deren Maßlosigkeit viel zu erzählen wäre. Dennoch wüßte ich auch heut nicht zu sagen: ob seine Eitelkeit oder sein Scharfsinn vorherrschte; daß er Beides in hohem Grade besaß, Eines aber immer das Andere störte, ist unzweifelhaft, und ich war gern sein Zuhörer, ohne jemals mit ihm einig oder vertraut seyn zu können.

Einfügen will ich hier noch, daß ich Mitglied des „Tugendbundes" gewesen bin, doch ist es nur flüchtig zu erwähnen; denn in Berlin begann statt des Begründens ein rascher Zerfall. Von Königsberg aus zum „Secretair" gewählt, war ich bei zwei oder drei Versammlungen zugegen, ohne daß Eintracht über Zweck und Ziel erreicht werden konnte; diesen Zusammenkünften verdanke ich jedoch den unverletzt durchgeführten Entschluß, mich niemals einer „Partei" oder irgend einem staatsumschaffenden Bunde anzuschließen, welches Aushängeschild dieser oder jene haben möge. Als Einzelner that ich stets für Allgemeines, was meinen Ansichten und Kräften gemäß war, darf hoffen, man werde mir dies Zeugniß nicht versagen bei fortschreitender Darlegung meiner Erlebnisse, habe aber jedenfalls festzustellen: mein Entschluß sey sehr oft gestärkt worden durch widerwärtige Verwandlungen,

die vermöge der Mehrheit-Sippschaften sich beobachten liessen.

Mit den feindlichen Behörden kam ich nicht mehr in Bedrängniß während der sechs oder sieben Monate, in denen die Franzosen noch Berlin's Beherrscher waren, und unbelästigt blieb die Verbreitung meiner Zeitschrift. Auf sie bezüglich hinterlasse ich Dankschreiben vom Könige, der Königin, dem Minister v. Stein, Beyme, dem nachmaligen Staatskanzler v. Hardenberg und andern in der Zeitgeschichte hervorragenden Personen. Davon sey nur eines der Andenken mitgetheilt, das letzte Schreiben der Königin Luise an mich:

„Mein Herr Professor Gubitz! Ich habe das sechste Heft Ihrer Zeitschrift „das Vaterland" erhalten, und mit Wohlgefallen daraus ersehen, daß solche die bei ihrem Entstehen sich vorgesetzten edlen Zwecke treu verfolgt; recht sehr danke ich Ihnen für Ueberreichung desselben, und verharre Ihre wohlaffectionirte Königin.

Königsberg, den 30. August 1809. Luise."

Nach der Wiederkehr des Hofes wurden dem Buchhändler Maurer die noch vorhandene geringe Anzahl der Hefte meiner Zeitschrift abgekauft und an Behörden vertheilt. Er empfing die goldene Verdienst-Medaille; wahrscheinlich bemühte er sich um solchen Erfolg, was meiner Gesinnung fern blieb. Von Leid aber ward ich erfüllt, weil mein edler Freund Reimann hoffnungslos erkrankt ankam, ich mich verpflichtet hielt, täglich bei ihm zu seyn: nächst der

Arbeit hatte ich nur Gedanken an den voraussichtlichen Verlust. Er starb bald, noch nicht vierzig Jahr alt; in meinen Erinnerungen lebt er mir als Unvergeßlicher.

Ehe ich von den drei Jahren 1806 bis 1809 mich hier trenne, stellt sich meinem Hinblick zur Vergangenheit noch Manches, das man sich zum Theil gern vergegenwärtigt. Da bin ich am Geburtstage Friedrich Wilhelm III., am 3. August 1808, noch vier Monate vorher, ehe die Franzosen von Berlin abzogen, im nahgelegenen Dorfe Lichtenberg; ein Name, der jedenfalls etwas täuscht, denn eine Höhe, die Berg zu nennen wäre, würde man vergebens suchen. Aber ein Garten, der ehemals dem Feldmarschall von Möllendorf gehörte, ist zu finden, und am bezeichneten 3. August hatten sich dort mehrere Familien vereint zu einer Festfeier, wozu ich Verse schrieb, die der Kapellmeister Seidel mit Musik ausstattete*), wonach dann im Garten, vor dem Bilde des Königs und den durch Herbeiströmen vermehrten Zuhörern der Gesang erfolgte, vermöge der Stimmung mit erschütterndem Eindruck. — Möge man freundlich empfangen, was ich hier und anderweitig von Gelegenheitsdichtung nebenher mittheile.

Familienfest im Freien.

Am 3. August 1808.

Gesammt-Stimmen.

Der schönste Tag ist uns erwacht!
O Natur, theil' unser Entzücken,
Reich', ein Königsbild zu schmücken,
Uns der Blumen Farbenpracht.

---

*) Die Tonschrift ist mein Eigenthum geworden.

Vater. Erzeuge, Natur, das Schönste im Raum
Ueberschwenglich für Ihn,
Und zaub're des Lebens reichsten Traum
Unvergänglich für Ihn!

Gesammt-Stimmen.
Laß, o König, von den Kindern
Mit Blumenfesseln Dich umzieh'n,
Willst Du heiße Sehnsucht lindern,
Komm zurück, daß Sorgen flieh'n. —
Muß sich Edles leidvoll beugen,
Wenn Gewalt das Recht durchbricht,
Wird Vergeltung sich bezeugen
Durch das ew'ge Weltgericht.

Mutter. Mein König, Du hast nimmer
Ein fremdes Gut begehrt,
Und gern den flücht'gen Schimmer
Der Ruhmesgier entbehrt,
Du gönnst solch eitlen Flimmer
Dem, der sich selbst entehrt.

Vater. Wir sahen Ihn, wie gütig Er im Glücke
Mit Vaterhuld ein liebend Volk umfaßt,
Und wie Er in zerstörendem Geschicke
Voll frommen Sinns nicht wanket, nicht erblaßt.

Mutter. Auf, Mädchen, reicht Ihm Kränze!

Vater. Weih't, Männer, Ihm den Arm!

Jungfrau. Daß Zukunft Ihn umglänze!

Jüngling. Daß bebt der Feinde Schwarm!

Vater und Sohn.
Was jagt mir das Leben zusammen?
Mich mahnet glühender Schmerz,
Die steigende Kraft zu entflammen,
Und stürmisch wallt mir das Herz
Aus Drang, den Gott in's Inn're gebannt
Durch Liebe zu König und Vaterland!

Mutter. Drei Worte sind unauflöslich verwandt,
Drei Worte sind tief in's Herz uns gebannt:
Gott, König, Vaterland!

Jungfrau. Nun traget, ihr hauchenden Lüfte,
Des Blüthenmeer's himmlische Düfte
Entzückend erquickend
Dahin!

Der Zephyr mit kosenden Flügeln,
Er schwebe auf blühenden Hügeln
Nun herzend und scherzend
Dahin!

Mutter. Des Lebensweges Blüthen,
Ob wir sie treulich hüten,
Sie prangen Stunden nur;
Was kühn der Mensch erbauet,
Das Ziel, wonach er schauet,
Versinkt oft ohne Spur.

Vater. Doch will der Erdball splittern,
Vertrauet ohne Zittern,
Auf Allmacht und Natur.

Gesammt-Stimmen.
Wenn die Stürme schreckend sausen,
Hemmet Gottes Blick die Wuth;
Wenn die Wasser wogend brausen,
Dämmet Gottes Wink die Fluth.

Vater. Ob Kräfte zerstörend die Welt durchstürmen,
Sprengend jeden Hoffnungspfad,
Ob riesig Gefahren uns rings umthürmen,
Drohend uns Vernichtung naht:
Ewig ist's Natur, die mahnet,
Daß die Gottheit nimmer ruht,
Stets in ihrem Walten bahnet
Rettung gegen Uebermuth.

Jungfrau und Jüngling.
Der schönste Tag ist uns erwacht;
Mit uns theilt Natur das Entzücken,
Reicht, des Königs Bild zu schmücken,
Uns der Blumen Farbenpracht!

Gesammt-Stimmen.
Erzeuge, Natur, das Schönste im Raum,
Ueberschwenglich für Ihn,
Und zaubre des Lebens reichsten Traum
Unvergänglich für Ihn!

Hätte ein Verräther Einzelnes aus diesen, erst hier zur Oeffentlichkeit kommenden Verszeilen böswillig übersetzt in die Sprache und Deutung der Fran-

zosen, konnte mir deren Gewaltsamkeit zum dritten Mal erwiesen werden; damit verschonte mich jedoch das Schicksal. — Die Ursache und das Eintreffen der Gefährlichkeit im Streit mit den zwangsherrischen Feinden wurde aber Anlaß zum Gewinn einer Freundin bis an das Ende ihrer Erdentage. Es war Amalie Beer, die Mutter des Tonmeisters Meyerbeer und noch zweier Söhne, die sich auszeichneten: Wilhelm in der Sternkunde, Michael als Dichter. Die Mutter, Gattin des gemüthvoll helfwilligen Banquiers Herz Beer, hatte von meinem Bestreben, besonders hinsichtlich der Zeitschrift, theilnehmende Kenntniß, auch schon sonst von mir gehört. Zu Anfang des Jahres 1808 besuchte mich die mir bis dahin Unbekannte, um mir zu sagen: mein Wille und Bemühen fänden vollen Anklang in ihr, doch fühle sie sich angetrieben, den noch so jungen Mann, von dem sie vernehme, er sey Unterstützer der Eltern und Geschwister, daran zu erinnern, daß er mitten unter den allem Uebermuth fröhnenden Franzosen sich arges Unheil herbeiziehen könne; nächstdem wünsche sie, daß ich in ihren Hauskreis eintreten möge. Die gütige Warnerin hatte, wie aus dem nachherigen schlimmen Begebniß hervorging, recht gehabt, und nie entweicht mir aus dem Gedächtniß der Ausdruck des Innigfreudigen, womit mich Amalie Beer empfing, als widerwärtige Wochen überstanden waren. — Von da an war ich oft und namentlich bei Familienfesten im Beer'schen Hause, wo Jeder, der sich in Kunst und Wissenschaft hervorthat, gern gesehen wurde, der Einheimische wie

der Fremde. In der Unterhaltung wechselten Musik-Aufführungen mit der Lesung unserer bedeutendsten Dichter, vorzugsweise Lessing's, in Rollen-Vertheilung. Dies begünstigten schon länger Iffland — von dem ich noch den „Nathan", an einem andern Abend den „Marinelli" lesen hörte — und Friederike Bethmann, später das Ehepaar Wolff, Beschort, Lemm, Auguste Stich (Crelinger), Charlotte Birch und noch Mehrere. Dabei betheiligt war auch Michael Beer, der nach Beweisen von Naturgabe und vorschreitender geistiger Ausbildung leider schon in erster Mannesblüthe vom Daseyn scheiden mußte. In jenem Gesellschaftstreiben walteten Geist, Munterkeit und Frohsinn so voller Freiheit, daß bei Gelegenheitsspielen, die ich schrieb, stets die Schwächen sämmtlicher Familienglieder mit zum Necken und Bespötteln dienen durften; geziemend schonte ich dann mich am wenigsten, so weit meine Bekanntschaft mit mir selbst reichte. — In einem solchen Bühnenscherz hat Michael Beer als Siebenjähriger zuerst seine nicht geringe Fähigkeit zum Schauspieler gezeigt, und was ich hier äußerte giebt nur einen theilweise flüchtigen Umriß von der lebhaft anmuthig gesellschaftlichen Berührigkeit im Beer'schen Hause, dem ich in der Folge mich wieder zuwenden muß.

Auch mein freundschaftliches Bekanntwerden mit Friederike Bethmann, dieser Schauspielerin, der ich keine gleich zu stellen wüßte in Vielseitigkeit des künstlerischen Schaffens der Bühnengestalten, ist in dieser Zeit — ich kann sogar genau sagen am 12.

Juli 1809 — beginnend. Vorher hatte ich sie — einen erst nach Jahren gelösten Zweifel ausgenommen — nur als Zuschauer im Theater gesehen, gehörte, wie sich von selbst versteht, zu ihren Bewunderern, und vorläufig ist jetzt zu erzählen von der sonderbar gewordenen Fügung, die plötzlich eine vertrauliche Näherung begründete.

Friederike Auguste Conradine Flittner, verheirathet mit Unzelmann, dann mit Bethmann, war, nach mehrmals gedruckter Angabe, am 24. Januar 1760 geboren in Gotha, wo ihr Vater mit seiner Gattin lebte; die Tochter wäre also am 12. Juli 1809 bereits im fünfzigsten Lebensjahr gewesen. — Ihr Verwandter, der Medicinal-Assessor, Berliner Apotheker und — Buchhändler Flittner, hatte 1809 den „Friedrichs-Gesundbrunnen" bei Berlin gekauft. Auf sein Bittschreiben genehmigte die Königin Luise, von Königsberg aus, daß die bisherige Ortsbezeichnung sich in „Luisen-Bad" umwandele und der neue Name sollte gefeiert werden durch ein Tauffest, wozu die Bethmann allseitig behülflich war. In jenen Jahren mußte ich allmälig immer öfter mit Reimen dienen, und mit wenigen Ausnahmen hatte ich nichts davon, als daß ich endlich in Berlin nebenher — nach einem Kotzebue'schen Lustspiel — „Max Helfenstein" hieß. Die Bethmann wandte sich gleichfalls schriftlich an mich mit dem Ersuchen um einen Weihegesang, dem der Kapellmeister Seidel, der mir das Schreiben brachte, Musik-Begleitung geben sollte. Willig ging ich darauf ein, täuschte mich jedoch

in der Voraussetzung: dieser „Friedrichs-Gesundbrunnen", mitten im reichlichsten Sande der Mark Brandenburg ein anmuthig Erdfleckchen, müsse eine umständliche Geschichte haben. Ich fand eigentlich nur: Friedrich II. befahl im Jahre 1760 die Wiederherstellung; emsiges Nachforschen leitete mich aber bis auf Friedrich I., und was sich enthüllen ließ, war freilich nicht viel, aber doch genug, um Andern etwas mehr sagen zu können, als was sie muthmaßlich wußten. Also that ich nun, was man von mir begehrte, und schrieb für die am 12. Juli 1809 vollzogene Neutaufe eine

„Erinnerung und Weihe.

Eine Stimme. Menschen entschwinden, Zeiten verrauschen,
Bannen kann sie keine Macht,
Doch der Sänger hat mit Lauschen
Töne zu uns hergebracht.

Gesammt-Stimmen.
Was verging, erweckt sein Streben,
Wach wird ihm verklung'nes Leben,
Wenn der Seele Ruf erwacht.

Eine Stimme. Ewig mit Geistern freundlich im Bunde,
Ist ihm auch das Fernste nah',
Und es strömt aus seiner Kunde,
Was er fühlte, was er sah;

Gesammt-Stimmen.
Sey's Jahrtausende entwichen,
Was entschwunden, was verblichen,
Ist ihm wie im Zauber da. —

Eine Stimme. Jetzt naht sich ihm Horneskang,
Ihm tönt ein Jagd-Gesang
Hin durch Wald und Flur;

Gesammt-Stimmen.
Der Jäger Hurrah! rings erschallt,
Und lust'ger Reiter Sturmgewalt
Folgt des Wildes Spur.

Wechselnde Stimmen.

Weit vor dem jagenden Trosse
Sprenget auf schäumendem Rosse
Der Preußen erster König daher;
In das Dickicht stürzt er verwegen,
Er selbst will die Beute erlegen:
Der Tod entblitzt dem Gewehr.

Fort eilen nun Alle zum Schatten,
Suchen auf blumigen Matten
Sich Rast als stärkenden Lohn;
Und der König nimmt im Getümmel
Zum Baldachin heut sich den Himmel,
Der Erde Moos ist sein Thron.

Fern von der hauchenden Schwüle
Schmeichelt ihm wehende Kühle,
Doch nur Minuten hat er's verhehlt:
Im zehrenden Glühen von Innen,
Kann kaum er noch Athem gewinnen,
Und spricht, vom Durste gequält:

„Könnt' ich den Erdball entriegeln,
Nicht wollt' im Erz ich mich spiegeln,
Genügend wär' ein labender Quell!" —
Und ein Page hastig entschwindet
Zur Wiese, wo rieselnd sich windet
Die Quelle, lieblich und hell.

Des Müllers gastlicher Hütte
Naht er mit eilendem Schritte
Und ruft: „Einen Becher! habt Dank!
Eure Kunde vom Quell wird nun theurer,
Glück auf! ich erinn're mich Eurer!" —
Hin trägt er labenden Trank.

Der König fühlt im Erfreuen
Frischer die Kraft sich erneuen:
So hat sich nie Durst ihm gestillt.
„Diesen Dienst sollst nicht Du mir schenken,
Ich werd' ihn noch heut Dir gedenken,
Denn Heilsfluth hat mich erfüllt!"

Er sprach's, die Mattigkeit fliehet,
Nervige Spannung durchglühet
Erhob'nen Geistes inn'ren Gehalt;

Als er nochmals den Becher geleeret,
Wird freier die Brust und gemehret
Der Quelle Wundergewalt.

Gesammt-Stimmen.
Im ew'gen Erregen,
Im tiefsten Bewegen,
Ringen wirkend sich los
Die ewigen Kräfte
Der nährenden Säfte
Aus der Erde Mutterschooß.

Zwei Stimmen.
Durch des Geistes Forschungszug
Wird Geheimstes uns enthüllet,
Daß mit Stärkung uns erfüllet,
Was Natur im Busen trug.

Eine Stimme. Eingedenk der Pflichtesworte,
Daß der Fürst beglücken soll,
Gründete, nicht fern dem Orte,
Wo die Segensader quoll,
Preußens König diesen Bau.

Doch sein Sohn ließ ihn vergessen;
Friedrich — zwei Mal war Er nicht! —
Stieg mit Thaten, unermessen,
Leuchtend wie der Sonne Licht,
Aus der Zeiten Nebelgrau.

Reizten ihn des Nachruhms Spuren,
Daß von Sieg zu Sieg er eilt,
Blieb sein Blick doch diesen Fluren —
Wo der Einz'ge gern geweilt —
Triebsam wie der Morgenthau.

Gesammt-Stimmen.
Aus des Lebens Stürmen
Wich sein Geist,
Und die holde Quelle
Ist verwaist. —
Wenn jetzt Erdengröße
Bahn sich bricht,
Will sie Schmerz erzeugen,
Heilen nicht! —

Eine Stimme. Die Natur ist ewig milde,
Doch der Mensch gewahrt es kaum! —
Er folgt seinem Wahngebilde,
Seiner Sinne nicht'gem Traum
Opfert er des Herzens Drang,
Zu beschützen, zu beglücken! —
Doch — ich höre Seelenklang,
Als will Ird'sches sich entrücken!

Gesammt-Stimmen.
Lichtumwogte Geisterstimmen,
Sie verrauschen
Und verschwimmen
In dem weiten All. —
Still! — der Andacht Lauschen
Hört die leisen Stimmen,
Hört ersehnten Schall! —

Eine Stimme. Vernehmt aus seel'gen Fernen,
Umkränzt von Strahlensternen,
Der Fürsten Hauch,
Deren Macht den Bau gegründet;
Sie, mit Ew'gem nun verbündet,
Beschützen auch,
Was durch Gottes heil'gen Ruf
Einst ihr Herz im Wohlthun schuf. —
Sie haben auserlesen
Ein lieblich Hoheitswesen,
So frei von Schuld!
Sie, mit ihren Himmelszügen,
Die nicht täuschen, die nicht trügen,
Sie schenkt uns Huld! —
Und die Quell' ist nicht verwaist,
Da ihr Hort Luise heißt.

(Mit Echo.)

Weibliche Stimmen.
Es hauchen die Stimmen vom Paradiese:
„Luise."
Und es flüstert die Quelle der Wiese:
„Luise."

Gesammt-Stimmen.
Wahr sprach unsrer Fürsten Geist!
Dieser Quell ist nicht verwaist,
Seiner Hoffnung Sinnbild heißt:
„Luise!"

Der Himmel gab einen der gesegnetsten Sommertage zu dem Fest, es konnte sich im Freien ausbreiten, wie es beabsichtigt war. Der Weihgesang wurde von den Sängern und Sängerinnen des Königlichen Theaters, einschließlich dessen Gesammt-Chor, unter Seidel's Leitung ausgeführt auf einer laubschattig geschützten, eigens dazu bereiteten Erhöhung. Die Bethmann, obschon sie wegen ihrer Halsgeschwulst — Folge einer zu unrechter Zeit von ihr erzwungenen Mitwirkung im Singspiel — nur selten noch auf der Bühne sang, hatte einen Gesangstheil übernommen; sie entzückte durch den Reiz des seelenvollen, zur Verkünstelung nicht geeigneten Tons und den einfach herzigen Vortrag. Ich stand zur Seite des erhöhten Raums, und die Bethmann trat zu mir heran, sich zu bedanken für die Erfüllung ihrer Bitte. Weiter trafen wir fürerst nicht zusammen, denn nach dem Beenden des Gesanges war sie von Vielen umdrängt, und ich zog mich zurück.

Auf einem breiten Wege unter dem Laubdach alter Bäume stand die Mittagstafel für fast fünfhundert Personen. Gleich den Andern, die mithalfen zu der Feier, war ich Gast Flittner's, saß der Bethmann — deren mindestens vierzehn Jahre jüngerer Ehemann wegen leichten Unwohlseyns daheim blieb — grad gegenüber; sie grüßte schweigend mit anmuthiger Bewegung des Kopfes und der Hand zu mir her. Flittner hatte sich durch Sorgsamkeit sehr aufgeregt, wurde in seiner Jubellaune aufgeregter, was sich dermaßen steigerte, daß er nicht mehr zurechnungsfähig war und

sich beseitigte, wonach die Bedienung der Gäste in auffällige Unordnung gerieth. Als die zahlenden Theilnehmer Eis empfangen hatten, fehlte es in der Gastreihe auch der Bethmann; ich besorgte es reichlich durch baares Mittel, und bat den Schauspieler Greibe: er möge es seiner Kunstverbündeten hinbringen. — „Von wem, wenn sie mich fragt?" antwortete er; ich äußerte: „Das Beste ist Schweigen, es kann ja von Ihnen kommen!" und er entgegnete: „Das glaubt sie nicht!" — Erst nachher habe ich erfahren, daß Greibe für sehr geizig galt; er war also mit seiner Antwort im Recht, und der Schauspieler Kaselitz übernahm dann die Sendung. Er hatte mich aber doch verrathen; denn als ich wieder an der Tafel saß, wendeten sich von drüben Geberden an mich, mehr drohend als dankend: die Bethmann wußte wahrscheinlich, daß in jenen Tagen meine Einkünfte für solche Art von Höflichkeit nicht oft zureichten. — Wenn ich bei dieser Begegniß etwas umständlich bin und noch werde, so hat dies seine Ursache für die Zukunft.

Im Jahr 1809 war die Ansiedelung bei der Quelle des Luisenbades noch sehr dörflich, und die Bewohner der vereinzelten Gehöfte feierten die Namensumwandlung ebenfalls, gegen Abend durch Tanz in einer mit Blumenbehängen geschmückten Scheune. Dorthin ging mit einem Theil der Gesellschaft auch die von Alt und Jung umschwirrte Bethmann in lachendster und redseligster Lustigkeit, und ich blieb nicht zurück. Die ländliche Jugend tummelte sich

rüstig und jauchzend rundum; ich weiß nicht, ob ein Bauerssohn die **Bethmann** aufgefordert hatte, oder sie ihn: ich sah sie im Kreise der Tanzenden, und nach ihrem Beispiel tanzten dann Frauen und Männer unserer Gesellschaft mit Bauern und Bäuerinnen. Da trat zu mir eine Dorfschöne und bot sich zur Tänzerin an; ich aber mußte verneinen, weil ich von jeher mich keine Minute im Wirbel zu drehen vermochte, ohne umzusinken: mein Blut will dies noch weniger dulden als das Fahren. — Im Vorüberschreiten zu neuem Tanz hörte ich die **Bethmann** spöttisch fragen: „Ein junger Mann weist ein Mädchen ab?" — und als jenes dreiste Bauernkind mich zum zweiten Mal aufforderte, ward ich von falschem Ehrgefühl ergriffen. Zwar erwähnte ich nochmals, erhärtete sogar, was zu befürchten sey, als nun aber die Kecke erwiederte: „Ei, ich weer' Sie schon wisse hollen!" — soll heißen: fest halten — wagte ich die Dreherei, hoffend, sie werde leidlich zu überstehen seyn. Das war ein verwegener Irrthum; bald schwankte Alles um mich her, und wie derb mich meine markig märkische Tänzerin umfaßte, sie konnte mich nicht „wisse hollen", sie kam selbst außer Gleichgewicht, und ich stürzte bewußtlos zu Boden. Es hatte eine Viertelstunde gedauert, ehe ich wieder bei klarer Besinnung war; als ich dann um mich sah, lag ich auf einem Sopha, von Mehrerern umstanden, und die **Bethmann** bekannte weinend: sie habe das Mädchen angetrieben, sich aber eine solche Wirkung gar nicht denken können. In ihrem Wagen — mitunter des

Weges mit mir gehend — brachte sie mich nach Hause, und bat wiederholt: ich möchte ihr morgen ja persönlich bezeugen, daß ihr „Uebermuth“ verziehen und ohne weiteren Nachtheil gewesen sey.

Durch mein erstes, ob geringfügiges, doch ein wenig in das Ungewöhnliche schweifende Zusammentreffen mit Friederike Bethmann wird schon aus der Frauen Art erklärlich, daß sie mir nun freundliche Zuneigung bewies, die bald zu offenherziger Vertraulichkeit gedieh, mit der sie nicht selten in unbefangenster Freimüthigkrit über ihre früheren, den übereinkömmlichen Sitten nicht immer gemäßen Verhältnisse sprach. Hat sie dabei gewiß — besonders einem jungen, durch Sorgen ernst gestimmten Freunde gegenüben — Manches verschwiegen oder umschleiert, bemerke ich doch schon jetzt, daß gar Vieles, was vielgezüngelte Gerüchte mit Zusätzen verbreiteten, theils sich entschuldigte, theils ausgleichend sich rechtfertigte bei feurigem Gefühl einer begeisterten, von begeisterter Anerkennung begleiteten, einst auch im hohen Grade mit äußerem Reiz begabten Schauspielerin. Aus vollster Ueberzeugung darf ich hinzusetzen: die edle Natur entwich in ihr auch da nicht, wo sie von ihrer rasch auflodernden Leidenschaftlichkeit überwältigt war. Ein stürmisches Blut konnte sie nicht verleugnen, wie noch im Jahre 1809 stadtkundig wurde. Ihre Tochter, Minna Unzelmann getauft, war aus frevler Absichtlichkeit bei Mitwirkung in der Oper „Sargines“ am 17. December ausgepocht worden; die Bethmann eilte in putzlosem Winteranzuge auf die Bühne und entführte

während der Darstellung vor den Augen der Zuschauer die von Einzelnen Mißhandelte, dabei mit Heftigkeit anzeigend: nach solcher Kränkung werde weder sie noch ihre Tochter jemals wieder die Berliner Bühne betreten. Hausshaft — nur um ihre Abreise zu verhindern — war die Folge, und anfangs half kein Zureden; sie beharrte bei ihrem Entschluß, auch wenn sie — um ihre eigenen glühend ausgeschleuderten Worte zu gebrauchen — „niemals wieder Braten essen sollte.“ Dergleichen Zornausbrüche bei Schauspielerinnen und Schauspielern sind jedoch so vergänglich wie Seifenblasen; der gescheidten und ausweglichen Vermittelung Iffland's war es meist zu danken, daß sie am 27. December, ehe sie als „Lady Macbeth“ wieder auf der Bühne erscheinen sollte, im Trauergewande eine von Iffland bevorwortete Abbitte aussprach. Vom Beifallsgruß empfangen, im Beifall entlassen, mit ihm in der genannten Rolle überschüttet, hatte sie den glänzendsten Friedensschluß, und nach der Darstellung sah ich sie in ausgelassenster Fröhlichkeit; die Tochter aber schickte sie den Wienern.

Nach Hinweisung auf den Ursprung einer Bekanntschaft, die mich mit bedeutsamen Zeitgenossen zusammenführte und meine Lebensansichten erweiterte, rufe ich mit Wehmuth einen mir gleichsam Vorüberschwebenden herbei: Ferdinand von Schill. Ich lernte ihn persönlich kennen, nachdem er am 10. December 1808, wenige Tage nach dem Scheiden des letzten Franzosentrupps, in Berlin einzog. Der einigste Jubel und die reichlichsten Zeichen der Würdigung seines

Heldenthums verherrlichten den Empfang. Auf Anordnen der städtischen Behörde war ihm und seinen Offizieren ein Frühmahl bereitet; von dort sandte er mir den Lieutenant Faber, den fleißigsten Berichterstatter für meine Zeitschrift, mit der Botschaft und dem Wunsch, an ihrem Kreise Theil zu nehmen, was ich nicht unterließ. Schill dankte mir mit Wärme hauptsächlich dafür, daß ich durch ein etwas gefährliches Mittel den Hülfsgriff ermöglichte, mehrere, mich bestürmende Offiziere, die sich aus der Gefangenschaft befreiten, ihrer Absicht gemäß nach Colberg zu befördern. Wie es bewerkstelligt wurde, das ist leicht zu errathen, wenn man bei meiner jugendgluthigen Theilnahme für Befreiung des deutschen Vaterlands die beanspruchte Geübtheit meiner Hand in Betracht zieht. Anmerken muß ich es aber, weil ich mit solchen paßlich Beförderten später auch noch in wunderlicher Verwickelung zusammentreffe.

Schill besuchte mich ein paar Mal, und war vertraulich genug, um meinerseits glauben zu dürfen, ich könne mich seiner urtheilend erinnern. — Als er über die von ihm meist auf Glücksrechnung unternommenen Kreuz- und Querzüge sprach, wieß seine Rede bei anmuthigem Lächeln darauf hin: Dergleichen sey ihm am behaglichsten gewesen, das müße ihm schon im Blute liegen; sein Vater habe ja bereits in oesterreichischem Dienst unter Maria Theresia eine Freischaar geworben, die bis zu Ende des siebenjährigen Krieges gegen Preußen focht; daneben wäre er aber so von Bewunderung für den „alten Fritz“ erfüllt worden, daß er sich bemühte, in des großen Königs Nähe zu

kommen, und es sey dem Vater endlich gelungen, als Oberstlieutenant dem preußischen Heer anzugehören. — Kurz vor der unheilvollen Schicksalswendung durch das verheimlichte Unternehmen von Berlin aus war Schill ersichtlich davon ergriffen, das Volk ringsum sey in Bewegung, sich gegen die Gewaltherrschaft Napoleon's und der von ihm den Deutschen aufgezwungenen Schergenfürsten zu erheben. Meine Erfahrung vom Jahre 1806 hatte mich ungläubig gemacht für den Wirkungswerth augenblicklicher Aufwallungen einer erhitzten Menge, und Schill's Hoffnungen blieben deshalb mir unerreichbar. Da ließ er mich eines Morgens ersuchen, sogleich zu ihm zu kommen, es war Ende März 1809. Ich fand bei ihm zwei Dorfschulzen aus Westphalen, die eifrig berichteten, das ganze Reich des „grufligen" Königs Jerome sey in brausender Gährung, in mancher Gegend schon blutiger Aufstand, es bedürfe nur eines Führers, um der Rettung, der Befreiung gewiß zu seyn. In auflodernder Begeisterung schien dies für Schill zu umfassend wahr; sehr beklommen hörte ich Alles mit an, nur zuweilen ein fragendes Wort einwerfend. Meine Bedenklichkeit hatte jedoch weder Umsicht genug noch Recht zum Widerspruch, auch nicht einmal schickliche Gelegenheit dazu, denn die beiden Sendlinge blieben bei Schill, und ich — sah ihn nicht wieder.

Nun hatte eben Oestereich den neuen Kampf gegen Napoleon begonnen, es verbreiteten sich übertriebene Nachrichten von Siegen des Erzherzogs Karl, von Volksbewaffnung in Hessen, auch weiterhin; das hat Schill's Liebe zum preußischen Königshause

und Vaterlande plötzlich über alle Bedächtigkeit hinaus gesteigert zu seiner verwegen eigenmächtigen, in ihrem Zweck doch zu preisenden That, von der ich erst durch die Zeitungen Kunde erhielt. — Man hat gesagt und drucken lassen: Schill sey durch die, ihn allerdings überschüttenden Zeichen und Beweise der Verehrung zur Ueberschätzung seines Werths und zu Irrungen des Hochmuths getrieben worden: so ist es nicht, so darf man ihn nicht wägen. Er fühlte sich erhoben von des Dankes Fülle, aber auch bedrückt, ihn so nicht verdient, dafür nicht genug gethan zu haben, mehr thun zu müssen. Deutlich ergab es sich aus meinen Gesprächen mit ihm: er wollte sich eigentlich nur der nach seiner vorgefaßten Meinung schon vorhandenen Bewegung hingeben. — Was etwa nebenher noch von Einfluß war, ist mir eben so räthselhaft als den Geschichtsforschern; doch darf man immer darüber einig seyn, daß Schill im Nachruhm seines kraftvollen Muthes und Edelsinns den Deutschen ein Unvergeßlicher bleiben wird.

Jetzt blicke ich auf das Ende des Jahres 1809 in Gedenkniß des freudigen Gefühls am 23. December, der das Königspaar und seine Umgebung wieder heimisch werden ließ in Berlin. Mein Freund Reimann, bis zum ihn bald ereilenden Tode krank, wie ich schon mittheilte, blieb geschieden vom Hofkreise, dem ich durch ihn vor dem Kriege genähert war. Innerste Scheu vor Zudringlichkeit verwehrte mir jede Selbstbemühung, um an mich zu erinnern: ich habe die Königin Luise nicht mehr gesehen. Doch vergönnt

ist es mir gewesen, ihrer Geburtsfeier, nach dem Wiedereinzuge in Berlin der ersten — und letzten — ein schlichtes Gedicht zu widmen. Es geschah auf den Wunsch und im Namen des Fürsten Wilhelm von Sayn-Wittgenstein, der meine Feder etwa schon einen Monat früher in Bezug auf seine Spaßjagd gegen die Oberhofmeisterin von Voß in Anspruch nahm. Für diesen Ober-Kammerherrn hatte ich in der Folge Mancherlei auszuführen, ihm aber hinsichtlich späterer Staatshändel auch Manches zu verweigern, mich dann im Jahre 1819, nach einer zum unerläßlichen Freimuth reizenden Unterredung über die damaligen, durch ihn geleiteten Mißzustände, mit entschiedenen Worten von ihm zu trennen. — Der Fürst kam zu mir Mittwoch am 7. März 1810, und ersuchte mich, für den 10. März, den Geburtstag der Königin, zur Ueberreichung eines Veilchenkranzes, mit Perlenschmuck durchzogen, um eine Ansprache, die der bereits unterrichtete Kapellmeister Himmel musikalisch begleiten werde. Die Zeit bis zum Sonnabend war eine sehr kurz gemessene, am 8. März Nachmittags in der fünften Stunde trug ich jedoch zu dem benannten Tonmeister die folgenden, auch erst hier gedruckten, mir abenteuerlich gewordenen Verse:

Gesammt-Stimmen:

Nicht gleich sind alle Tage der Zeit,
Nicht alle gewinnen sich Ewigkeit,
Doch ruhe Vergänglichkeit nimmer:
Was rings von Herz zu Herzen glüht,
Aus allen Seelen weiter blüht,
Das leuchtet der Menschheit immer,
Ist Sternvermächtniß
Dem Weltgedächtniß.

Einzelne Stimmen.

So ist's mit diesem Tage!
Wir feiern innigtief
Ihn, der in's Erdenleben
Vom Himmel Dich berief;
Ihn, der dem besten König
Und seiner Völkerschaar
Durch Dich das Erdendaseyn
Beglückt so himmelswahr.

Ein Dankgebet wird schallen
Durch's ganze Preußenland,
Es steigt aus Andacht Allen
Zu Gott als Liebespfand.
Wie nahe von den Deinen,
Ertönt's im Echo fern:
In treuer Liebe einen
Den Deinen All' sich gern.

Noch schmückten sich die Fluren
Nicht mit des Frühlings Pracht,
Doch zeigten sich die Spuren
Von Ankunft seiner Macht.
Denn Veilchen sprachen leise:
„Für Sie sind früh wir hier!"
Und reihten sich im Kreise
Alsbald zum Kranze Dir!

Wechselnde Stimmen.

Mehr sprachen die Veilchen,
Was sagten Sie noch?
„Es war nur ein Flüstern,
Wir hörten es doch!"
Die Veilchen haben von Dir geträumt —
„Von Dir allein!"
Dann sehnlichst Dein gedacht —
„Nur einzig Dein!"
Und sind für Dich nun ungesäumt
Zu Blüth' und Duft erwacht —
„Für Dich allein!"

Einzelne Stimme.

Hat nur bescheid'nen Glanz
Des Frühlings Morgenblüthe,
Du nimmst den schlichten Kranz
Gewißlich an mit Güte.

Gesammt-Stimmen.

Die Blumen, sie eilen
Bald ohne Verweilen
Dir alle entgegen,
Um Dir sich zu streuen,
Um Dein sich zu freuen
Auf Wegen und Stegen.

Mehrere Stimmen.

Wir feiern in Demuth den ewigen Tag
Mit Dem, was der Frühling zu geben vermag,
Geweiht durch des Vaterlands Segen!

Gesammt-Stimmen.

Ob Zeiten sich wechselnd bewegen,
Als heilig Vermächtniß
Im Weltgedächtniß
Wird feiern den ewigen Freudentag
Ein liebend Volk ewig mit Herzensschlag,
Geweiht durch des Vaterlands Segen!"

Wie gesagt, am 8. März 1810 Nachmittags in der fünften Stunde trug ich diese Verse, ohne zu vermuthen, daß sich auch damit Abenteuerliches verbinden solle, zum Kapellmeister Himmel. Ich fand ihn unter Gästen bei Champagner in solcher, ihm nicht seltenen Berauschung, die weder für das Lesen von Versen noch zum Beschaffen der Musik geeignet war. — „Weiß schon, weshalb Sie kommen, aber jetzt setzen Sie sich zu uns!" rief er mir überheiter entgegen; dazu war ich nicht gestimmt, und brauchte nur ein Viertelstündchen, um genau zu wissen, vorläufig sey mit dem Kapellmeister nichts anzufangen. Im Nebenzimmer suchte ich vertraulich zu werden mit seinem Diener, und dessen Schlußerklärung lautete: „Augenblicklich ist nur zu laviren; ich will ihn sobald als möglich zu Bett bringen, seyn Sie etwa zwischen Acht und Neun bei Wege." — Pünktlich war ich da; Himmel schlief, der Diener

durfte ihn nicht wecken, versicherte aber: „der Herr Kapellmeister wird noch heut arbeiten“, bat mich dann, um Elf wieder „bei der Hand zu seyn“, und gab mir den Hausschlüssel, den ich nahm, weil ich jedenfalls mich schuldfrei stellen mußte. Kurz vor Mitternacht stand endlich der Erwartete vor mir, setzte sich nach wenigen gewechselten Worten an das Pianoforte, schrie dem Diener zu: „Marsch im Sturmschritt! Patschke geweckt, er soll die Nacht hierbleiben!“ und mir ward der Auftrag: „Lesen Sie gefälligst!“ Patschke war der Notenschreiber, und ich begriff, daß es mir nicht besser werden sollte als ihm. Ich las; Himmel rief: „Nochmals, bitte!“ und es begann Seinerseits ein Singen, Tönen und Schreiben. Wenn ein Notenlinien-Blatt gefüllt war, empfing es der herbeigeholte Notenschreiber; ich aber hatte jeden einzelnen Theil der Verse mehrmals zu lesen, sollte über die Sangwirkung gleich urtheilen, schützte mich bestens mit der Unfähigkeit zu raschem Auffassen im Tongebiet, hatte mich jedoch über den Einklang des Wort- und Tonausdrucks zu freuen. Die hastige Berührigkeit hin und her dauerte, mit eingezwängter Ruhe bei ermunterndem Kaffee, richtig bis in die sechste Morgenstunde; dann erhielt der Diener die Liste der Sänger und Sängerinnen, denen die Stimmen-Auszüge gebracht werden sollten, mit Angabe, wann Probe sey. Mir äußerte Himmel zum Abschied: „Kommen Sie auch wieder, schlafen aber erst aus, wie ich thun werde nach dieser Notenjagd!“ — Bei der Probe war ich zugegen; die Musik zeichnete sich aus durch leichtflüßigen Wohl-

klang, und hat als Morgengruß des Geburtstages ihrem Zweck gedient. Weiteres habe ich darüber nicht erfahren, und ließ nun erst die Verse drucken. Wer hätte ahnen können, daß sie bestimmt waren für die letzte erlebte Geburtsfeier einer Königin, die in alle Zukunft hinaus als Vorbild fürstlicher und weiblicher Tugenden in Verehrung bleiben wird.

Vom mir werthen Gedenken an die früh Verewigte trenne ich, wie im Leben, so auch hier mich schwer, will es demnach mir wohlthuend im Gedächtniß bewahren, daß — noch sechs Wochen vor ihrem Hinscheiden zum Jenseits — an jener Stätte, der sie ein Jahr zuvor ihren Namen gewährte, ein Erinnerungsfest zu weihen war. In ganz ähnlicher Weise, wie vor elf Monaten der neuen Taufe, wurde dem Halbjahrhunderts-Ereigniß der Wiederherstellung des Quellbrunnens durch Friedrich den Großen am 6. Juni 1810 ein Feiertag bereitet, ebenfalls mit Gesang und allem Zubehör. Nur hinsichtlich meiner erwiesenen Unfähigkeit ging ich der Aufforderung zum Tanze vorsichtig aus dem Wege: ich hatte davon für alle Zukunft genug. — Seidel dichtete wieder die Musik zu meinen Versen, die endlich auch gern von Diesem und Jenem, der es nicht unwillig thut, gelesen seyn möchten, sich also hier einschieben.

„Die Quellen.

Zur Halbjahrhundert-Feier des jetzigen Luisenbrunnens.

Gesammt-Stimmen.

Was sich im Busen der Erde bereitet,
Drängt die Natur uns zum Lichte hervor,
Wie eine liebende Mutter geleitet
Sie zu den Kindern die Gaben empor,

Und festlich, im Blüthengewande geschmückt,
Vertheilt sie, was fruchtet, erstarkt und entzückt.

Eine Stimme.

Sie wirkt auch in grundlosen Tiefen,
Wo Kräfte Jahrtausende schliefen,
Sie schlingt durch den Erdball das wogende Band,
Und reichet der Allmacht geschäftig die Hand.

Wechselnde Stimmen.

Wenn des Frühlings warmer Regen
Die erstarrten Keime weckt,
Und des Sommers mächt'ger Segen
Mit Gewitterfluth erschreckt;
Wenn der Herbst in Nebelstreifen
Weinend noch die Fluren näßt
Und der Winter Silberreifen
Um den Bau der Erde preßt,
Athmet Natur durch verwittert Gestein
Sorgsam die heilenden Stoffe sich ein.

Gesammt-Stimmen.

Denn nichts ist verloren! —
Das Wechselnde gährt,
Das Todte ernährt,
Und schwebet und lebet,
Von Neuem geboren:
Denn nichts ist verloren!

Einzelne Stimmen.

Daß der Athem nicht verfliege,
Zieht sie in der Klüfte Schoos,
In der kühlen Felsenwiege
Eingesog'ne Kräfte groß;
Sie empfangen ohne Hadern
Von dem innern All Tribut,
Schweifend durch metall'ne Adern
Bricht sich Bahn die edle Fluth.

Gesammt-Stimmen.

Wo der Berg den Aether spüret,
Schwellt sie rastlos sich hinauf,
Wo der Schlund die Nacht berühret,
Treibt sie schaffend ihren Lauf.

Zwei Stimmen.

Und reichlich mit heilenden Kräften gemischt
Durchsprenget sie sprudelnd die hemmenden Flächen,
Sie winket aus Quellen und rufet aus Bächen,
Daß hold sie den lechzenden Pilger erfrischt.

Gesammt-Stimmen.

Mag, eh' seine Tage schwinden,
Jeder sich den Heilquell finden
Für die Schmerzen, für sein Leid!
Daß, erquickt vom Wundertranke,
Jeder ihm Genesung danke,
Bleib' auch dieser Quell geweiht.

Wechselnde Stimmen.

Wenn des Morgens Flammenröthe
An dem Himmelsdome wallt,
Und des Hirten Weidenflöte
Durch belebte Fluren schallt,
Lock' ihn rieselnd zu Dir hin,
Währenð seinen heitern Sinn.

Wenn in heißer Mittagsfülle
Lastbeschwert der Wand'rer keucht,
Keines Wölkchens Sonnenhülle
Ihm die Feuerstrahlen scheucht,
Trink' er, löschend seine Gluth,
Für den fern'ren Weg sich Muth.

Wenn dem Schnitter nach der Hitze
Nun der Abend kühlend winkt,
Und er auf bemoostem Sitze
An der Quelle niedersinkt,
Stärk' ihn, daß mit festem Schritt
Bald er froh zur Hausfrau tritt.

Wenn die Nacht im Mondesschleier
Tiefe Schwermuth zu Dir führt,
Keines Traumes Friedensfeier
Mild das wunde Herz berührt,
Sorge, daß vereint ihr klagt,
Gramesweh nicht tiefer nagt.

Gesammt-Stimmen.

Und die Allmacht, ohne Bann
Im Verwandeln und Erhalten,
Bete andachtsvoll nun an,
Wer sich Kraft und Trost gewann
Durch der Quellen Himmelswalten!"

Im vorsichtlichen Bestreben, den Anforderungen der Familienbedürfnisse genügen zu können, trieb mich

meine Neigung in den Jahren 1807 bis 1810 auch zu Dichtungsversuchen für die Bühne. Ich schrieb den Schwank: „Die selige Frau“ — irrthümlich anfangs von mir „Lustspiel“ genannt — das Schauspiel: „Lieb' und Friede“, jedes in einem Aufzuge, und das Trauerspiel: „Ein Tag des Schicksals“, in fünf Aufzügen. Als jedoch nach der Befreiung von den französischen Aussaugern die künstlerischen Aufträge sich wieder mehrten, blieben die Handschriften im Kasten des Arbeitstisches, und wie von dort sie zum Gebrauch für die Darstellung kamen, dies entwickelt sich fernerhin, weiter dann auch, wie eben das nie Lastlose meines Lebens ihm das Rastlose förderte.

Während so mannigfacher Geschäftigkeit kämpfte ich fortdauernd mit stürmischen Wallungen und Ausbrüchen meines Bluts, wobei sich wieder Wunderliches einmischte. Gar oft habe ich dessen gedenken müssen, als vor mehr als dreißig Jahren durch die „Seherin von Prevorst“, bei dem Einwirken des achtungswerthen Dichters und Arztes Justinus Kerner, in Tagesblättern und Büchern sehr viel die Rede war vom „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige.“ — Daß ich in der frühesten Jünglingszeit dem Glauben an solches „Hereinragen“ anhänglich war, davon gab ich Zeugniß mit meinem Versuch, durch Hungerpein Uebersinnliches zu entdecken. Obschon damals der mir wohlwollende Pastor Martini mich derb vernünftig zurechtwies, völlig hatte es nicht geholfen, und ich würde die Möglichkeit einer Begegnung unseres Seelenvermögens mit der Weltseele, überhaupt geheime

Verwandtschaftszüge des Allgeistigen, auch noch jetzt nicht unbedingt leugnen: wir haben ja sogar in der sogenannten todten Natur für uns noch unlösbar räthselhafte Beziehungs- und Anneigungskräfte: sie dienen und herrschen unzweifelhaft im ganzen All. So lange sich aber die Ereignisse aus irdischem Zusammenhange erklären lassen, soll man wenigstens nicht eine Grenze überschreiten wollen, die wir nicht kennen, um uns dann als wahrhaft Erkanntes vorzuspiegeln, was eben nur Spiegelfechterei der Einbildung ist. — Diesen Vor- und Nachbehalt zum Schutz mir stellend, werde ich nun die allerdings etwas seltsamen Begebnisse mittheilen.

Vertraut und innig geworden war der Umgang mit dem Leihbibliothekar Kralowsky und seiner Gattin, die vierzehn Jahre älter als ich, aber noch eine schöne Frau war, eine gebildete und rechtliche nächstdem. Etwa zwei Jahre schon hatte ich ihren Abend-Unterhaltungen mich angeschlossen, immer vertraulicher; da wurde ein junger Mann in diesem Kreise Besucher in allen Tagesstunden. Er hieß Gützlaff, war Pflegesohn, oder — wie man sagte — „natürlicher" Sohn des sehr reichen Doctor August Friedrich Pallas, der, zufolge des Geschwätzes über ihn, zu den Sonderlingen gehörte, und seinen jüngeren Bruder, den durch seine Reisen wissenschaftlich berühmten Peter Simon Pallas überlebte. Jener bewohnte ein burgähnliches dreistöckiges, nach beiden Seiten breites Eckhaus am Dönhofsplatz; nur der genannte junge Mann, ein Diener und seine

Frau waren Mitbewohner, und das große, altersgrau gewordene Gebäude, dessen Thüren sich selten öffneten, machte den Eindruck des Oeden. Gützlaff, den der Doctor Pallas gerichtlich zu seinem Vorzugs-Erben bestimmte, war etwa fünf- oder sechsundzwanzig Jahr alt, hatte Viel und Vieles gelernt, ohne feste Wahl des Lebensberufs; seine ganze Erscheinung gab etwas Scheues und Dunkles kund, auf den Gesichtszügen lagen die Schatten einer mürrischen Gesinnung, und meist wortkarg, antwortete er, kam es zum Gespräch, fast immer nur kurz und abgerissen, so daß ich mich von seinem Wesen nicht angemuthet fühlte. Offenbar ging es ihm ebenso mit mir, und erst nachträglich erfuhr ich den Wahngrund, den ich in meiner Unbefangenheit nicht geahnt hatte. Gützlaff hegte eine heftige Leidenschaft für die Frau des Hauses, er hielt mich, ohne alle Ursach, für den beglückten Nebenbuhler, und ich war, ohne daß ich es wußte, der von ihm erbittert Gehaßte. Zuweilen vernahm ich Klagen darüber, daß er, bei Besuchen der Leihbibliothek — wo die Frau mithülflich war — zum steinernen Gast geworden, durch langes Verweilen geschäftstörend und sehr lästig wurde; doch betheiligte ich mich dann nur mit der Bemerkung: ich fürchte, Gützlaff ist gemüthskrank, und es möchte wohl rathsam seyn, Nachsicht mit ihm zu haben. Allmälig mußte es mir jedoch auffallen, von ihm oft und immer öfter gehässige Aeußerungen zu hören, die gegen mich gerichtet schienen, ohne daß es sich gradhin behaupten ließ.

An einem Vormittage begegnete er mir in der Nähe des Academiegebäudes; ich zog meinen Hut, ihn grüßend, und blieb stehen, er aber drückte seinen Hut mit der Faust tiefer in's Gesicht und schritt hastig weiter. Betroffen und verwundert sah ich ihm einen Augenblick nach, dann ging ich, gedankenvoll in mich vertieft, meines Weges.

Am Abend jenes Tages befand ich mich in dem Unterhaltungskreise bei Kralowsky, Gützlaff war nicht gekommen, und es wurde auch nicht nach ihm gefragt. Zwischen Elf und Zwölf wollte ich in Gesellschaft des Kammergerichtsrath v. Grävenitz und des Geheimschreibers Lange das Haus verlassen. Unser Wirth begleitete uns mit einem Licht, schloß die Hausthür auf, und ich war der Erste, der hinaustrat, wich aber plötzlich zurück und verlor das Bewußtseyn. Wie mir in der Folge erzählt wurde, hatten die Begleiter vor dem Hinsinken mich geschützt, dann in das Zimmer zurück und nach dem Sopha getragen, wo ich wie leblos lag bis gegen ein Uhr oder darüber hinaus. Die Freunde holten unterdeß ihren und meinen Arzt für die Familie herbei, den Hofrath Schulz, der noch anwesend war, als ich wieder zu mir kam, und dies auf eigne Weise kundgab. Die Augen aufschlagend, sah ich, wie Frau Kralowsky mit einem Wachsstock in den zitternden Händen ihrem Manne leuchtete, der aus einem Arzeneifläschchen zählend Tropfen in einen Löffel fallen ließ. Schulz hatte Aether verordnet, die Frau mußte mit der Flamme zu nahe gekommen seyn, denn ich sah ein

laufendes Feuer, dessen sich das Ehepaar zu erwehren suchte; der Arzt sprang auch als Helfender hinzu, und dies zusammen wirkte bei dem gefahrlosen Spuk dermaßen, daß ich meine wiederkehrende Besinnung mit Lachen anzeigte. Das wandelnde Feuer war bald gedämpft, und nun wurde ich über meinen Zustand und dessen Anlaß befragt, konnte aber nur berichten: Als ich zum Hause hinaustrat, stand Gützlaff todtenbleich vor mir, zugleich wehte es so grauenhaft kalt zu mir her, daß mich ein Schrecken ergriff, und von da an weiß ich nicht, was geschehen ist. Auf die Frage: ob ich die Nacht bei den Befreundeten zubringen, oder nach Hause wolle? wünschte ich das Letztere, weil meine Eltern ein nächtliches Ausbleiben nicht gewohnt waren, ich nächstdem mich auch stark genug fühlte, heim zu gehen, was aber der Arzt nicht zugab, sondern in seinem Wagen mich bis zu meiner Wohnung begleitete. — Nach einigen Stunden des Schlafes war ich mit mir noch nicht im Behaglichsten, saß aber bei der Arbeit, als Kralowsky und Schulz zu mir kamen; sie erkundigten sich über mein Befinden, sprachen von dem gestrigen Unheil, und dann sagte Kralowsky: „Wir bringen eine, in Verbindung mit dem Vorgefallenen uns wunderbar erschütternde Nachricht, die Ihnen doch bald bekannt seyn würde. Gützlaff hat sich gestern Abend bei Charlottenburg in's Wasser gestürzt, und der Leichnam ist bereits hereingebracht." Nächstdem erzählte man mir, der bei sich unfriedliche junge Mann habe nach Italien reisen, der alte Pflegevater Pallas dies aber nicht geneh-

migen wollen; er hätte die nöthigen Reisemittel verweigert mit der Bescheidung: „Mein Gott, ich bin ja so alt! in kurzer Zeit bist Du frei und Herr eines Vermögens, daß Dir gestattet, Deinen Neigungen zu folgen. Bis dahin wirst Du mich aber nicht verlassen, da Du weißt, daß Du mir in meinen letzten Tagen unentbehrlich bist.“ — Wahrscheinlich faßte Gützlaff den Reiseplan, um sich bei dem Kampfe mit sich selber zu helfen, und die Verzweiflung kam zur Uebermacht, als die Reise unmöglich wurde.

Das hier berichtete Erlebniß verführte selbst meine Freunde, dem „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige“ gläubiger zu werden, ja es für bestätigt zu erachten; ich jedoch war und bin anderer Ueberzeugung auf Grund meines eigenthümlichen — in Vorbemerkungen schon angedeuteten — Körperzustandes während der bezüglichen Zeit. — Nach karger Kost von Jugend auf plötzlich hineingezogen in die Fülle, mitunter für sie „gepreßt“, um mein Etwas von dichterischem Wesen steuerwillig zu machen, ward die Eßlust von reizenden Genüssen überstürzt; meine gute und tapfere Natur mußte sich thatkräftig durchhelfen. Das that sie in fast geregelter Zwischenruhe durch jene Blutstürze, die noch vor meinem dreissigsten Jahre wichen, dann später nur noch ein Mal mich an sie erinnerten auf freiem Felde. Bevor sie erfolgten, plagte mich aber eine drang- und spukvolle Aufregung, die im Gesteigertsten oft durch die wunderlichsten Scheinbilder bethört wurde. Ich entsinne mich, mehrmals, wenn ich Abends nach Hause kam, von

diesem Zustande überwältigt worden zu seyn, und daß ich dann, auf dem tiefdunkeln Hausflur gegen die Wand geworfen, meine ganze Gestalt bis auf jeden Knopf — man trug sie damals von Metall — wie in Beleuchtung sah, wodurch die Blutentleerung für die Nacht oder den folgenden Tag sich gleichsam meldete. In der Spannung und dem Andrange dieses körperlichen Zwiespalts befand ich mich an jenem Morgen, als mir Gützlaff begegnete: sehr begreiflich, daß ich über sein auffallendes Benehmen nachdachte, mich in allerlei Muthmaßungen, was er wolle und beginne, versenkte, daß dann im Zusammentreffen meines aufrührerischen Körperzustandes mit diesem Sinnen, vielleicht Befürchten, mir am Abend die Einbildungskraft das in meinem Innern entstandene Schreckbild vorspiegelte. Wenn die unklare Erregung eines Menschen sich seiner ganz bemächtigt, bis zur Alleinherrschaft, dann werden ihm die Gebilde der grübelnden Innerlichkeit oft so deutlich, daß er sie nicht mehr als nur gedanklich auffaßt; Gedanke und Vorstellung wachsen mehr oder minder ineinander, nehmen die Formen dessen an, was er sich denkt: es entstehen Erscheinungen und Eindrücke, die mit dem Erwachen des klaren Bewußtseyns augenblicklich verschwinden. In jenem Wahngebilde, bei dem der mich in meiner Erregtheit treffende kalte Luftzug nach dem Oeffnen der Hausthür gewiß nichts Wunderbares hat, verkörperten sich die nicht zu verscheuchenden Gedanken an Gützlaff, und traf dies mit seinem Tode zusammen, kann es höchstens beweisen, daß die aus meinem Sinnen her-

vorgegangene Schlußfolge eine richtige war. — Noch eine erklärende Herleitung ließe sich hier anfügen, sie gehört jedoch mehr einem Ereigniß an, das ich erst bei Zukünftigem mitzutheilen habe, sey deshalb aufgespart.

Vom Unergründlichen, das man gern ergründen möchte, und sich dabei meist im Kreise der Meinungen herumdreht, lenke ich wieder ein zur offenbaren Wirklichkeit, in der sich meine Stellung zu dem nun durch seine Schriftstellerei von Gefahr bedrängten Friedrich von Cölln überraschend wendete. — Er wurde im Herbst 1808 zur Untersuchung gezogen, in Schlesien verhaftet und nach der Festung Glatz gebracht. Man beschuldigte ihn neben Anderem hauptsächlich: „finanzielle Staatsgeheimnisse, die ihm als eidverpflichteten Rath an der Ober-Rechnungskammer hätten amtsheilig seyn sollen", verrathen zu haben. Um zu beweisen, daß man die als straffällig erachteten Aufsätze von anderem Standpunkte betrachten müße, berief sich Cölln auf das ihm von der preußischen Censur noch vor dem Kriege ertheilte „Imprimatur", und nannte, da die Handschrift nicht zu erlangen war, Buchholtz, Heinsius und mich als Zeugen, daß er sich die Druck-Erlaubniß einholte, er mithin dem Gesetz gegenüber gerechtfertigt sey. Wir — mit einander bekannt, wie ich schon erwähnte — wurden durch den Kammergerichts-Assessor Wollank gerichtlich befragt; Buchholtz und Heinsius erklärten, nichts davon zu wissen, was ich den Umständen nach nicht bezweifelte. Ich aber hatte das „Imprimatur"

gesehen, die Angabe Cölln's zu bestätigen, that es, der Wahrheit gemäß, in genauer Schilderung mit aller Bestimmtheit auch in den Nebendingen, so daß ein vollständiges, etwas malerisches Zeugniß in die gerichtlichen Verhandlungen einzuschreiben war.

„Zu Anfang des Jahres 1806 befand ich mich eines Abends bei dem Professor Theodor Heinsius; man gab den Mädchen der von ihm und seiner Frau geleiteten Erziehungsanstalt ein schlichtes Tanzfest; ältere Personen hatten Spieltische. Da ich weder tanzte noch bei der Spielkarte zu gebrauchen war, unterhielt ich mich jetzt mit Diesem dann mit Jenem, oder einsam bei meinen Gedanken. Es war schon spät geworden, als der Kriegsrath von Cölln die Zahl der Gäste vermehrte. Wenig in Form und Schliff des Gesellschaftlichen geübt, nahm er aus seinem langen blautuchenen Mantel — er selbst war eine hohe Gestalt — ein Papierbündel, warf es auf den nächsten Tisch, dann den Mantel gleichfalls, und dabei sagte er: „Endlich hab' ich für meine finanziellen Abhandlungen das Imprimatur, es hat lange genug gedauert!" — In meiner Wißbegierde erlaubte ich mir die Frage: ob ich, bei der Gesellschaft einstweilen fast unbetheiligt, zum Zeitvertreib das Manuscript durchblättern dürfe. „Wenn Sie sich langweilen wollen, in Gottes Namen!" sagte er, löste selbst den Bindfaden, zeigte mir am Anfang und Ende das „Imprimatur" — der Unterschrift nach hieß der Censor „von Hittel" — gab mir dann das Mauuscript und trat zu dem Professor Buchholtz, der eben an

der Thür des nächsten Zimmers sichtbar wurde. Ich blätterte, las die Ueberschriften der Abtheilungen, und in diesen Einzelnes, wovon ich mir wenigstens eine Spur von Begriff zutraute, bis mich die beiden sehr anmuthigen Töchter des Banquiers oder Rentiers Marcuse wegen meiner Absonderung neckten, eine mir das Manuscript wegnahm, es jedoch sorgfältig zusammenband, und mich dann in das Tanzzimmer trieb. — Daß Buchholtz und Heinsius von dem Manuscript Kenntniß nahmen, oder im Gespräch ihnen eine Mittheilung zugekommen sey, ist mir nicht erinnerlich."

Einen so genauen Bericht gab ich zu der Verhandlung, das „Imprimatur" war demnach festgestellt, der Haß gegen Cölln aber in den drei Jahren dermaßen mächtig um sich greifend geworden, daß mein Zeugniß selbst den sehr gutherzigen, als gemüthlicher Tonsetzer bekannten Wollank mißstimmte, ich seinem zweifelsvollen Zwischenreden zum Schluß freundlich erwiedern mußte: „Lieber, eine Wahrheit, sey sie Ihnen unangenehm, bleibt doch eben eine Wahrheit!"

In Bezug der Gesammtanklage wurde Cölln zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilt, er verschaffte sich jedoch bald nach dem Richterspruch Gelegenheit, von Glatz zu entkommen. Eine Zeit lang wußte man nicht, wo er sich verberge, und ich selbst war mit ihm bisher nicht nochmals in Berührung gewesen, hatte seit seiner Entgegnung für meine Zeitschrift gradaus keine Zeile von ihm gesehen, jedoch erkannt, daß eine nicht

unterzeichnete Zusendung, die weiterhin einzuschalten ist, von ihm seyn müsse.

Etwa ein Jahr später, nachdem ich von seiner Flucht gehört und gelesen hatte, wurde ich in einer Nacht von meiner Mutter geweckt, und sie meldete mir etwas verstört, daß Jemand vor dem Hause mehrmals „Professor Gubitz!“ gerufen habe, bald hörte ich auch selbst den halblauten Ruf. Es war noch nicht zwei Uhr Morgens und draußen tiefes Dunkel; ich warf mir ein Gewand um, öffnete das Fenster und erhielt auf meine Frage: wer da sey? mit gedämpfter Stimme die Antwort: „Ein Bekannter! Um Gotteswillen, öffnen Sie nur schnell das Haus!“ In unserer Wohnung war Alles wach geworden, und man wollte erst lange berathen: ob man öffnen solle, ob nicht. Ich hatte jedoch wenigstens so viel gesehen, daß nur ein Einzelner unten stand, und so ging ich, von den Hausgenossen auf ihr Verlangen begleitet, hinab, schloß das Haus auf, und herein trat eine lange Gestalt, schlug den Mantel etwas zurück, daß ich den Kopf sehen konnte, und fragte: „Erkennen Sie mich?“ — „Herr des Himmels, Sie in Berlin?“ rief ich aus. — „Still!“ bat er; „führen Sie mich in Ihr Zimmer, Sie sollen rasch beruhigt seyn!“

Es war Friedrich von Cölln! — und als ich nun mit ihm allein war, erzählte er:

„Sie wissen, daß ich der Festungshaft entflohen bin. Ich hatte mir in Glatz wegen einer Kränklichkeit die Erlaubniß eingeholt, unter Beaufsichtigung zweier Unteroffiziere die Landecker Bäder zu besuchen,

und meine Wächter ließen sich verleiten, etwas mehr Wein zu trinken, als ihre fünf Sinne vertragen konnten, so daß die von mir beabsichtigte Flucht gelang. Sie werden mein Verfahren nicht besonders lobenswerth finden, wenn man aber zu wählen hat zwischen langer Gefangenschaft und der Freiheit, da kommen Augenblicke, wo man bei der möglichen Selbsthülfe nicht nach allzu strenger Moral handelt. Ich kam glücklich nach Böhmen und von da nach Sachsen. In Leipzig hielt ich mich auf, um schriftstellerische Verbindungen mit Verlegern anzuknüpfen. Einer derselben entdeckte mir, daß er in wenigen Tagen ein Werk versenden wolle, welches die früheren Verhältnisse des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg in Hannover und Braunschweig schildere und gewiß großes Aufsehen machen werde. Es gelang mir, die einzelnen Bogen zu bekommen: es war eine das Privatleben Hardenberg's betreffende Schmähschrift. Da unterhandelte ich mit dem Verleger und schloß so mit ihm ab, daß, wenn ihm die Kosten und der höchste Gewinn, den er durch Verkauf der ganzen Auflage erzielen könne, gezahlt werde, er das Buch gar nicht ausgeben, sondern sämmtliche Exemplare zur Vernichtung ausliefern, auch den Verfasser durch eine erwirkte Summe vermögen wolle, dieser Vernichtung beizustimmen und sich zu verpflichten, die Sache für immer als abgethan zu betrachten. Jetzt sandte ich" — erzählte Cölln weiter — „ein Exemplar an den Staatskanzler, berichtete ihm, was geschehen, suchte auch dabei meine Angelegenheit zum Besseren zu wenden. Der Staats-

kanzler ging auf diese Abmachung ein, das Buch ist ausgeliefert und vernichtet, und mir sandte der Staatskanzler einen Kabinets-Paß, lautend auf einen Kaufmann Schulze, als welcher ich nun nach Berlin zurückgekommen bin mit einem auch im Paß erwähnten Bedienten — der jedoch ein ehemaliger preußischer Unteroffizier ist, der den Feldzug in Spanien 1810 mitmachte und ebenfalls Ursache hat, einstweilen unter anderem Namen nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Wir sind gestern Abend spät in Charlottenburg abgestiegen und ich habe mich unter Mehreren auf einem gewöhnlichen Charlottenburger Wagen nach Berlin bringen lassen. Hier sehr bekannt, muß ich mich aber vorläufig verbergen, und im Ueberlegen, wem ich mich wohl mit Sicherheit anvertrauen könne, fielen endlich Sie mir ein. Sie haben mich auch als Gegner offen und ehrlich behandelt, mir durch das Zeugniß hinsichtlich des Imprimatur in Wahrheit genutzt, und ich hoffe, Sie werden mir meine Bitte um ein paar Tage Aufenthalt in Ihrer Wohnung und Beihülfe zur Vermittelung in Betreff meiner Zukunft nicht abschlagen."

Indem er das Letzere sprach, hatte er zugleich die zur Beglaubigung des Mitgetheilten dienenden Papiere, auch den Kabinets-Paß, auf dem Tische, an dem wir standen, ausgebreitet, wodurch sich alles Gesagte bestätigte. Ich versprach, die dem Staatskanzler zu machende Anzeige zu besorgen, und beherbergte Herrn von Cölln in meiner Behausung, so gut es sich thun ließ.

Aber schon am nächsten Vormittage verwickelte sich das Abenteuer noch in Etwas. Ich sah einen mir bekannten Polizei-Beamteten mehrmals auf- und abschreiten vor dem Hause, während er dies stets im Auge behielt. Ich ging hinab und sprach mit ihm, erfuhr auch bald den Zusammenhang. Stahl, der sogenannte Bediente, war in Charlottenburg verhaftet worden, weil er sich über seine Person nicht ausweisen konnte, sondern nur angab, er sey mit dem Kaufmann Schulze gekommen, der jetzt in Berlin bei dem Professor Gubitz wohne. Das klang der Behörde bedenklich und man spürte nach. Der Polizei-Beamtete, gegen den ich mich so weit äußerte, als es rathsam war, nahm meinen Vorschlag an, mit mir zum Polizei-Präsidenten zu gehen. Diesem legte ich den Kabinets-Paß vor, und verbürgte mich, daß er binnen vierundzwanzig Stunden vom Staatskanzler den nöthigen Bescheid haben werde. Nun eilte ich sogleich zu dem, mir wegen zeitschriftlicher Aeußerungen über ihn freundlichen Fürsten Hardenberg, meldete ihm das Geschehene, und empfing von ihm ein Schreiben an Herrn von Cölln, aus dem hervorging, daß der König über die Zukunft des Mißliebigen nachsichtig entschieden habe. Es war ihm — mit Recht — als ein für ihn günstiger Beweis angerechnet worden, daß er französischen Behörden einen von ihm geforderten Diensteid verweigert, sein Einkommen geopfert und dadurch offenbar ein Zeichen von Vaterlandsliebe gegeben habe.

Cölln wohnte damals vier Tage bei mir, und

als bleibendes Erinnerungszeichen an jene Zeit schenkte er mir den von ihm gefälschten, noch in meinem Besitze befindlichen Paß, womit er sich von Landeck weiter half. Die obwohl absichtlich veränderte ungewöhnliche Handschrift blieb noch deutlich genug die seinige, und nachdem ich voraus bemerkte, die Angabe der Blessur ist richtig — Cölln hatte in einem Duell an der rechten Hand einen Finger verloren — hat man dort buchstäblich zu lesen:

„Vorzeiger dieses, dem vom löblichen Infanterie-Regiment Grawert verabschiedeten Hauptmann von Keller, wird auf sein Verlangen, da er in seine Heimath nach Detmold in Westphalen und von da in die Grafschaft Mark zu reisen gesonnen, dieser Reisepaß ertheilt. Gedachter Hauptmann v. Keller ist großer Statur, 40 Jahr alt, an der rechten Hand blessirt. Da derselbe seinen Weg durch die Kayserlich Königl. Oesterreichischen Staaten nehmen will, so kann die Reise-Route hierin nicht vorgeschrieben werden.

Glatz, den 16. Mai 1810.

Sr. Königl. Majestät von Preußen
wohlbestalltes Gouvernement der v. Blumenthal."
Stadt und Festung Glatz.

Das Siegel des Gouvernements ist ebenfalls gefälscht, erkennbar vermittelst einer Prägung durch Brodteig; beglaubigt und besiegelt haben diesen Paß Behörden in Teplitz, Peterswald, Altenburg und Gera.

Nach Cölln's Wiederanstellung, die im Büreau des Staatskanzlers erfolgte, und deren Beweggründe in dieser Schilderung enthüllt sind, blieb ich mit ihm wohl

im Umgange, doch konnten wir, wegen der Art seiner übernommenen Geschäfte, wobei er sich, nach meinem Dafürhalten, zuweilen unfreier Schriftstellerei hingab, nie recht zusammen stimmen. In Etwas erklärt seine damaligen Auffassungen eine Schilderung preußischer Zustände im Frühjahr 1811, wovon die Handschrift Cölln's mein Eigenthum ist. Daß er in diesen zwei Briefen aus und über Berlin von sich selber spricht, mag nicht irren noch verwundern; im Allgemeinen eröffnen sie aber, neben dem Absichtlichen und der Selbsterhebung, Cölln's Ansichten — stellen ihn so hin, wie er beurtheilt seyn wollte. Auch sind die Aeußerungen mitunter noch heute nicht ohne Zeitbetheiligung, und deshalb schließen sie sich hier um so dienlicher an, weil sie zugleich belehrende Rückblicke auf die Vergangenheit gewähren:

„Erster Brief.

Nach drei Jahren sah ich nun Berlin zum ersten Mal wieder, und war erschrocken über die großen Veränderungen, welche hier stattfanden. — Von den zehn Ministern vor dem Kriege fand ich eigentlich nur einen, den Staatskanzler, statt einer Menge von Generalen, Stabs- und Subaltern-Offizieren, welche sonst die Straßen anfüllten, und Soldaten, welche an den Straßenecken nach Verdienst umherlugten, vernahm ich nur die Töne der Hörner, welche die modernisirten Voltigeurs auf dem Dönhofsschen Platz versammelten, der um deshalb noch der lebhafteste ist, weil hier der Staatskanzler wohnt, vor dessen Thür sich die Supplikanten und die Equipagen der Staats-

räthe begegnen. Die Wilhelmsstraße, ehemals der Sitz der Großen, ist öde und leer. — Das Opernhaus, wo die Pär'sche Oper Achilles gegeben wurde, war zur Hälfte leer — man fand das Legegeld zu hoch. Vordem erhielt man mit Mühe Einlaß. Nur das Schauspiel-Theater ist noch immer der Centralpunkt, wo sich die schöne, gebildete und gemeine Welt versammelt. Hier ist denn auch noch wie sonst der Ort, wo das Militair sich durch Gewaltstreiche auszeichnet, da es auch noch heute außer dem Gesetz und ohne Polizei sich von seinem militairischen Geist ohne Geist impulsiren läßt. Die wilden Ausbrüche hat man ganz kürzlich, wie bekannt, wieder erfahren, und man hofft, der König werde endlich diesen Uebermüthigen den Kappzaum anlegen. — Wenn es wahr ist, wie man versichert, daß der größte Theil des Militairs nach Hause geschickt und die Städte mit Bürgergarden besetzt werden sollen, so dürfte sich das Publikum Glück wünschen.

Eine auffallende Erscheinung ist auch die hohe Religiosität, welche man hier affektirt und der die Tagesblätter unausgesetzt huldigen. Ja ich hörte sogar neulich den Redakteur des sich zur Ruhe neigenden Abendblatt behaupten: der tiefe Sinn der Apokalypse scheine dem Zeitgeist zu entsprechen. Adam Müller, der berühmte Gesetzgeber, setzt die Kirche über die Regierung, und unser Erbadel ist ihm schon von Gott selbst eingesetztes religiöses Justitut. Alles lebt in der Idee, von Fichte bis auf Heinrich v. Kleist, den cidevant „Prometheus“, und nur der „Beobachter

an der Spree" befaßt sich noch mit der gemeinen Wirklichkeit. Wehe der Religion, wo Religiosität Mode wird! —

An der Spitze der Universität steht der bekannte Schmalz, der alle Staatsbürger in rohe Producenten verwandeln will und allen Nationalreichthum nur in Kartoffeln, Grütze, Mastvieh und Dergleichen findet. Der berühmte Thaer spricht immer noch viel von Wurzelwerk und der Mast von Hammelschwänzen, und Buchholz hat sich plötzlich zum Verfechter der neuen Regierung erhoben und widmet seine Intelligenz der Apologie der neuen Finanz-Einrichtung, wovon er, unter uns gesagt, gar nichts versteht. — Sonderbar ist's, daß bei allem Idealisiren in Berlin keine Tagesblätter fortkommen. Der „Hausfreund" geht ein, aber wie gesagt, der „Beobachter an der Spree", der ein Freund vom Realisiren ist, zählt die meisten Leser. — Der „Freimüthige" sieht sich oft genöthigt, vergessene Anekdoten aus den „Vertrauten Briefen" und „Feuerbränden" aufzufrischen. So erzählte er vor Kurzem die Anecdote über den Heroismus des Kommandanten Herrmann in Pillau, die nicht einmal wahr ist, und die in den „Vertrauten Briefen" steht.

Das einzige lesenswerthe Buch, welches über den Staat seit einem Jahre erschienen, ist: „Das brittische Besteurungs-System, dargestellt mit Hinsicht auf die in der preußischen Monarchie zu treffenden Einrichtungen von Friedrich v. Raumer." (Berlin,

bei Sander, 1810). In diesem Buche findest Du die richtigsten Ansichten und vernimmst einen Praktiker, dem die Theorie nicht fremd, und der eben so weit vom Physiokratismus als von dem Zwang-System alter cameralistischer Plusmacher entfernt ist.

Die Herrn Buchholz, Schmalz, Adam Müller sollten sich doch ja nicht mit dem Staat befassen, denn es fehlt ihnen die erste Bedingung, um darüber etwas Verständiges zu sagen: sie kennen ihn nicht.

Sonderbar ist es, wie die Regierung nach dem Kriege fast alle Ideen realisirt hat, die Cölln (auf den Alle schimpfen) in seinen Schriften theils ausgesprochen, theils angedeutet hat. Das Faktum ist richtig. Er verdammte das Kabinet, es ist metamorphosirt; er schlug einen Staatsrath vor (sechstes Heft der „Feuerbrände"), er ist da; er trug eine Menge neuer Ideen über die Umschaffung des Militairs vor: sie sind alle ausgeführt, sogar die Montirungen. Er wollte die Thor-Accise abgeschafft wissen und die Visitationen an die Grenzen verlegen: es ist erfolgt. Er behauptete, der Bauer müsse sein Brod so gut versteuern wie der Bürger. Es ist befohlen worden — und so durch alle Rubriken.

Worin liegt der Grund? Cölln sprach den Zeitgeist aus, dies verdroß die literarischen Krämer, weil ihnen dazu der Muth fehlte. Darum schimpften sie, und dann wollten sie der Regierung schmeicheln, die den armen Cölln, man weiß heute noch nicht warum, einsperrte und criminalisirte.

Zweiter Brief.

Du willst mehr von den Gesetzen unsres Staatsraths unterrichtet seyn. Wohlan! — Nach dem Frieden von Tilsit ging es dem preußischen Staat wie einem unheilbaren Patienten; von allen Seiten strömten die Aerzte herbei und überfüllten ihn dermaßen mit Recepten, daß er beinahe daran erstickt wäre. Aber die sämmtlichen Staats-Quacksalber waren nicht im Stande, die wahre Lebenskraft, Geld, hervor zu zaubern, darum schleichen sie sich, Einer nach dem Andern, sacht davon. Ungeachtet Schmalz unaufhörlich schrie: Geld sey ein Phantom, nur die Sachen wären Realität, ungeachtet Adam Müller sogar die Personen in Geld umschuf, ungeachtet Buchholz in seinem Wortspiel, „arithmetische Staatskunst" genannt, vorschlug, den Sachwerth des Geldes zu erhöhen, ungeachtet Andere meinten, Papiermünze sey ein Beweis von hohem Patriotismus, so fährt Napoleon (der vom Gelde sehr solide Ideen hat) dennoch fort, die Contribution baar zu verlangen. — Die Finanz-Section des Staatsraths, die ganz und gar mit Schülern von Adam Smith, Kraus ꝛc. besetzt war, versetzte sich nach England in der Idee, und verfügte eine Einkommensteuer, vergaß aber, daß man erst ein solches Einkommen haben müsse, um davon ohne Noth an den Staat etwas abzugeben, und daß die Mehrheit jetzt höchstens ein Auskommen habe, welches zu beschneiden, id est bereits zu veraccisen sey. Viele solche Rathgeber träumten auch von einer Kopfsteuer, bei der sie eximirt werden müßten.

Der brave Stein verfiel sogar in unsrer frech sinnlichen, nur nach Geld und Genuß schnappenden Zeit darauf, die Tugend in ihrer Reinheit wieder zurückzuführen. Es ist nicht zu leugnen, daß im Jahre 1810/1811 vielerlei organische Gesetze erschienen, welche der bürgerlichen Freiheit unter die Arme griffen: die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die Freiheit der Exporten und Anderes mehr. Aber die Dinge waren ohne Zusammenhang, weil dem Staatsrath ein Präsident fehlte, weil er gesetzgebend und auch verwaltend war, weil der Adel und die Privilegirten sich mit Erfolg opponirten, weil man immer noch, bald hier bald da, einen Antagonismus unter den Gewalten verspürte. Man merkte wohl, es stecke eine neue Staatsform in der Geburt, aber es war, als könne sie nicht zur Welt kommen.

Es war dem Staatskanzler, dem Freiherrn von Hardenberg, vorbehalten, eine neue kräftige Staatsverfassung ins Leben zu rufen. Dieser Veteran, häufig verkannt, ja verleumdet, konnte vor dem Kriege für das Allgemeine wenig wirken, denn seine Kraft war durch die übrigen Minister und das Kabinet gelähmt. Was er that, geschah im Besonderen zum Besten seines Departements in Franken, wo heute noch von Allen sein Name ruhmvoll genannt wird. Jetzt ist er dadurch an die Spitze der Gesetzgebung und Verwaltung getreten, daß der König die letzten Enden aller Staatsdirektion in seine Hände gelegt hat. Dies Gesetz verdient eine nähere Entwickelung. Es ist darin endlich die große Staatsmaxime befolgt, Ge-

setzgebung und Verwaltung von einander scharf zu trennen. Jene erfordert — bedächtige Berathung, diese schnelle Ausführung. Man mag es wohl überlegen, neue Gesetze zu geben, sind sie aber da, so mögen sie strenge executirt werden. Sind Gesetzgebung und Verwaltung demselben Organ anvertraut, so erfolgen Berge von Gesetzen, denen die tüchtige Ausführung fehlt.

Der Staatsrath ist jetzt nur gesetzgebend, nicht verwaltend. Ihm ist die Deliberation über alle neue Gesetze und Verwaltungs-Normen übertragen; ihm legen die Departements-Chefs Rechnung ab von ihrer Verwaltung. Er schlichtet divergirende Meinungen und Streitigkeiten der verschiedenen Departements-Chefs, insofern sie die Sache betreffen. Er verhandelt Staatssachen, die ihm vom Könige aufgetragen werden. Sein Wirkungskreis dehnt sich nur auf das Innere aus; äußere, diplomatische Angelegenheiten bleiben ihm fremd. Der Staatskanzler ist sein immerwährender Präsident.

Alle anderen Staats-Organe sind verwaltend. Das erste ist das Kabinet. Es ist das unmittelbare Organ, um den Willen des Königs auszusprechen, ohne gesetzgebend zu seyn. Es kann nur die vom Staatsrath vorgetragenen Gesetze sanctioniren, verwerfen oder suspendiren. Ehemals bestand es nur aus Secretairen, die keine Verantwortlichkeit kannten; jetzt ist der Staatskanzler erster Kabinetsrath des Königs, außer ihm trägt noch ein Rath und ein Adjutant dem König im Kabinet vor. Die Sachen, welche hier ein-

gehen, sind gesondert in Militair= und Civilsachen. Jene sind entweder connex mit der Staatsverwaltung oder rein militairisch. Nur die letzteren werden vom Adjutanten dem Könige vorgetragen, ehe sie dem Staatskanzler mitzutheilen, alle übrigen müssen ihm zur Einsicht zugesandt werden, um zu bestimmen, ob er solche selbst dem Könige vortragen oder dem anderen Rathe zutheilen will. — Durch diese Bestimmung ist nun zwar die Diversität der Meinungen unschädlich gemacht worden, welche in dem ehemaligen Kabinet statt fand, wo Departements des Innern, des Auswärtigen und des Krieges völlig isolirte Organe waren; ich fürchte aber dennoch, daß unter der Rubrik von reinen Militairsachen zu viel verstanden werden möchte, das der Aufsicht des Staatskanzlers entzogen werden wird. So lange das Militair ein von dem Uebrigen scharf getrennter Stand bleibt, der seine eigenen Gesetze, seine eigene Polizei, seine eigene Criminal=Justiz hat, so lange der König mehr Werth darauf setzt, erster Chef der Armee als der Staatsverwaltung zu seyn, so lange der Feldmarschall über den Staatskanzler rangirt, so lange bei feierlichen Gelegenheiten das Militair zur Rechten des Thrones steht, so lange das Militair nicht dahin kommt, nur eine bewaffnete Bürgerschaft zu seyn, so lange kommt Preußen im Innern nicht zur Ruhe, und der permanente Streit zwischen Civil und Militair hört nicht auf. — Es ist nicht abzusehen, warum nicht alle rein militairischen Sachen dem Kriegs=Departement übertragen worden sind, welches unter Aufsicht

des Staatskanzlers steht. Welch einen Contrast wird es gewähren im Kabinet, unmittelbar nach den wichtigsten Staatssachen den Militair-Rath vortragen zu hören: ob die Unteroffiziere künftig die Degenkuppeln über oder unter dem Rocke tragen sollen!! — War zu Friedrich's Zeiten das Militair das Fundament des Staates, so ist es jetzt doch nur, bei veränderten Zuständen, eine kostbare Zugabe, deren Belästigung zu vermindern ist, ohne dabei der Kampfbereitschaft zu schaden.

Was ich eben so wenig zweckmäßig finde, ist: daß dem Staatskanzler das Departement des Inneren und der Finanzen speziell übertragen ist. Dies scheint mir zu viel. Wo soll der Staatskanzler die Zeit hernehmen, dem Allgemeinen und auch dem Besonderen zu genügen? Er ist das neutralisirte erste Staats-Organ, das erste lenkende Princip. Er muß viel repräsentiren, er muß Allen zugänglich seyn, dem Fürsten und dem Bürger; er ist es auch, mithin bleibt keine Zeit übrig für das Besondere.

Uebrigens ist dies organische Gesetz in Hinsicht der Trennung der Geschäftszweige vortrefflich und gegen die Grundlage nichts zu sagen. — Aber eine höchst nöthige Einrichtung und bessere Organisation der Volks-Repräsentation für die Gesetzgebung ist bis jetzt noch nicht erschienen, und wäre nun das Erste, woran gedacht werden müßte. — Die früheren preußischen Regenten wurden durch ihre Vasallen eben so beengt, als alle andern deutschen Fürsten. Ja als Friedrich Wilhelm der Große seine Domainen an Oekonomen

verpachten wollte, waren die Stände so übermüthig, dagegen zu protestiren, weil es sonst üblich war, daß Edelleuten aus ihrer Mitte (Amtshauptmänner) die Administration anvertraut wurde. Bei dem Bestreben, diese Anmaßung einzelner Vasallen zu bekämpfen, verloren die sogenannten Stände größtentheils ihre Stimme in Landes-Angelegenheiten. Aber eine Monarchie ohne Stände ist wie ein Baum ohne Aeste.

Weg mit allem Feudal-Nexus und Vasallenwesen! Dagegen versammle man in jeder Provinz den intelligentesten Theil des Volks in einen Provinzial-Rath und lasse ihn dem Staatsrath in die Hände arbeiten. Aus den kleineren Kreisen müssen sich Erfahrung und Verständigkeit in den größeren Kreis, aus dem Grunde bis zur Spitze des Staates ausbreiten."

Mag Manches in Cölln's Aeußerungen, die zugleich ein Bild des preußischen Staatswesens und der Umschaffungen vor funfzig Jahren sind, irrig seyn, oder mag man Anderes für überwunden erachten — ich meine nicht überall mit Recht — so ist doch darin meist gesunde Schlußfolge zu spüren, wie denn überhaupt Kenntniß und Einsicht ohne Standeshochmuth Herrn von Cölln nicht abzusprechen sind. Das habe ich auch in jenen Jugendtagen, wo ich auf Antrieb vom Hofe zu Königsberg und meines vom Unglück des Staats erregten Gefühls politischer Schriftsteller werden mußte, nie verkannt. Ich war empört von den Schmähungen, die Cölln während der bittersten Noth seines Vaterlandes gegen dasselbe in die Leserwelt

schickte und hatte nur den Zweck, dies durch Beleuchtung ableiten zu helfen, so weit ich es mit meinen geringen Kräften vermochte. — Daß ich übrigens die aus der Theilnahme an jenen Zeitkämpfen gewonnenen Erfahrungen später für den Fortschritt gerechter Allgemein-Verhältnisse zu benutzen strebte, hat man mich durch willkürliche Maßregeln und Hemmungen verschiedener Art hart genug empfinden lassen — was auch nicht verborgen bleiben wird.

Nach seiner Anstellung im nächsten Beamtenkreise des Staatskanzlers Hardenberg besuchte mich Cölln zuweilen, ich jedoch, stets ohne Zeit und Neigung zu Rücksichtsbesuchen, kam nur einmal auf seine Einladung zu ihm, und dann im Dezember 1819, als er krank war, und mit mir zu sprechen begehrte. Er wünschte meine Vermittelung in einer ihn bedrückenden Familienangelegenheit, äußerte, daß er seinen Tod für nah erachte, und als ich von ihm ging, sagte er mit fast heiterem Tone: „Nun, meiner Leiche werden Sie doch folgen?“ Ich erwiederte leichthin: „Wer wird solche Gedanken hegen, und was kann darüber ein Sterblicher dem andern versprechen!“ — Er starb im Jahre 1820 und ich war bei seinem Leichengefolge.

Urtheilte ich milder über Cölln, als es von Mehreren in der öffentlichen Nachrede geschehen ist, glaube ich mich der Wahrheit um so näher, weil ich vom Beginn unserer funfzehnjährigen Bekanntschaft an nie mit ihm mich befreunden konnte; ich gab stets dem Wort Freund einen nicht gewöhnlichen Inhalt,

und für mein Empfinden hatte Cölln in lockerer Weltansicht zu sinnlichen Hang.

Um bei den vielen Persönlichkeiten, denen meine Lebensverhältnisse begegnen, die Schilderung möglichst zusammen zu halten, habe ich mit Manchem gleich abzuschließen, so hier mit dem Verfasser der „Vertrauten Briefe“ und „Feuerbrände“, der nur nochmals zu nennen ist, wenn ich von dem einstigen Referendarius Tschoppe — nachherigen Geheimen Ober-Regierungsrath von Tschoppe spreche, — den mir (1817) Cölln zum Hülfsarbeiter meiner Zeitschrift: „Der Gesellschafter“ empfahl, und mit dem ich widerwärtige Begebnisse hatte zur Zeit der sogenannten „demagogischen Umtriebe“ — unrühmlich ihm, und noch Höherstehenden auch!

In für mich ungetrübter Erinnerung erhebt sich mir aber der freundschaftliche Umgang mit dem in aller Hinsicht schätzenswerth volksthümlichen Dichter Langbein, muß ich freilich zugleich mit Wehmuth zurückschauen auf seine Armseligkeit. Dies ist das richtige Wort, denn meine Mittheilung wird erweisen, daß die Bezeichnungen „arm“ und „selig“ sich nicht zu scheiden brauchen, bei des genannten Dichters Anspruchslosigkeit auch ihm oft vereint bleiben konnten. Im Jahr 1805 wird es gewesen seyn, als ich ihn in der Leihbücherei Kralowsky's zum ersten Mal sah. — Ich bin ein kleiner Mann, nur fünf Fuß drittehalb Zoll hoch — ein paar Striche mehr sind den Schuhsohlen anzurechnen — dennoch überragte ich körperlich den Dichter Langbein fast um eine Kopf-

länge, was begreifen läßt, daß ihm sein Erbname nicht angenehm lautete. In seinem Wesen schüchtern und scheu, war wohl eben dadurch bei alltäglichen oder ihm gleichgültigen Dingen seine Sprache fast stotternd, bei Erwärmung der Gedanken und des Gemüths ward sie jedoch flüssig und gelenk. Doch ließ sich auch dann der sächsische Anklang vernehmen, was der Gewohnheit nach nicht anders seyn konnte, denn er war in Radeberg bei Dresden geboren und hatte bis zum vierundvierzigsten Jahre in Sachsen gelebt. Bei unserm ersten Begegnen schien er mir nahe daran, ein Funfziger zu seyn, und daß er nicht besonders vom Glück begleitet wurde, bezeugte mir schon der Rührung erregende Ausdruck seines Antlitzes. Kralowsky nannte mich ihm, mir ihn; muthmaßlich war ich Neunzehnjähriger ein Unbekannter für Langbein, daß er es mir nicht war, erfuhr er aus unserm Gespräch, indem ich mit ihm ging bis nach der Kronenstraße, wo er in einem dritten Stockwerk, im Dachraume wohnte. — Die Baulust veränderte in Berlin fast alle Häuser, zu denen sich meinerseits Erinnerungen hinwenden; die kleinen Fenster der Wohnung Langbein's in einem schlichten, völlig unveränderten Hause könnten mir aber noch jetzt — im Jahr 1867 — das Wahnbild vorspiegeln: die Vergangenheit wäre nur Traum, ich sey ja im Ehedem, dürfte nur die drei Treppen hinaufsteigen, um wieder, fern unliebsamer Erkenntniß, in paradiesischer Genügsamkeit und gesegnetem Vergessen nichts zu wissen von Lebenstäuschungen!

Zum zweiten Male kamen Langbein und ich in Näherung als Gäste des Buchhändlers Maurer bei einem Fest in der Freimaurer-Loge „Zu den drei Weltkugeln". Wir blieben nebeneinander, unterhielten uns über schriftstellerische Zustände, Schicksale und Erfolge; als ich dabei sein einfach sinniges Gedicht: „Die Stationen des Lebens" erwähnte, veranlaßte unser Bewirther — der „Meister vom Stuhl" und Verleger eines auch von mir mit ein paar Liedchen begabten „Gesangbuch für Freimaurer" war — daß es von anwesenden Sängern vorgetragen wurde. Zumeist durch den, irdisches Ziel der höheren Fügung demüthig unterwerfenden Schlußgedanken innig berührt, und mit der Stimmung des Entsagens, gestanden Langbein und ich uns gegenseitig, daß uns ärmliche Verhältniße beschränkten, da rief er bewegt aus: „Dann hab' ich den Muth, Sie zum Abendtisch einzuladen auf schmale Dichterkost, nicht auf Nectar und Ambrosia, die nur ideal in der Phantasie sättigen!" — Nebenher sey hier eingeschaltet, daß es ein Irrthum wäre, wollte man, weil mein Name zu finden ist in jenem „Gesangbuch für Freimaurer", mich zu ihrem Brüderorden zählen; ich habe mich mit dem Geheimwesen niemals verständigen können, und zuweilen an verschiedenen Personen den Einfluß der Freimaurerei sehr bedenklich gefunden.

An dem mir bestimmten Abend trat ich ein in die nur dürftig ausgestattete Wohnung Langbein's; aber Alles war so reinlich und sauber, daß es, zumal weil ich aus strenger Winterluft in ein mäßig erwärm-

tes Zimmer kam, freundlichst anheimelte. Seine Frau, mehr noch als ich ihm über den Kopf gewachsen, war sogleich in sächsischer Behäbigkeit zuthulich, mich von Hut und Ueberrock zu befreien, und bald waren wir Drei in traulichem Gespräch: bei der Frau glücklich eingeleitet vermöge der von Langbein ausgehenden Hindeutung, daß ich von Geburt ebenfalls ein Sachse sey. Wir saßen da im ernsten Gespräch und heiterem Geplauder seelenvergnügt bis eine Stunde nach Mitternacht bei einer Flasche Wein, einem Teller mit Schnitten vom Braten nebst Brod und Butter — daheim hatte ich an Feiertagen auch nicht mehr. — Solch Zusammenkommen wurde allmälig in kürzeren Fristen wiederholt, und ich fühlte die Pflicht, dafür zu sorgen, daß sich die Kosten des, wenn auch stets so einfachen Mahls theilten. Mühsam eroberte ich die Erlaubniß zum Beschaffen des Weins; immer hatte ich eine Weile zu sparen, ehe ich den Gulden erübrigte, der damals für eine Flasche leichten französischen Weins zu zahlen war, und diese Flasche wurde von mir im Dunkel des Abends mitgebracht. So knapp und schonend zugemessen der Wein floß, er half doch zu mancher drolligen Belustigung. Unter Anderem mußte der Flaschen-Inhalt, auf sieben Glas geschätzt, zu zehn Glas — zwei für die Frau gerechnet — reichen: denn Apoll und die neun Musen sollten einzeln ihr Lebehoch empfangen. Das wurde rundum ausgeführt, und Jeder von unserer Dreiheit, die zögernde Frau nicht ausgeschlossen, hatte dazu ein zeitgemäßes Reimsprüchlein zu ersinnen. Im Zwist

darüber: ob auch die Tanzmuse unsre Weihe verdiene, war eines Abends das letzte Glas unwillkürlich geleert, und ich rief muthwillig aus:

„Kein Wunder, sehen wir das Glas schon leer:
Versfüße geben nicht zum Tanz sich her!"

Dieses flüchtigen Scherzes wurde weiterhin zuweilen gedacht, wenn wir den Spaß erneuerten, uns dann auch der Tanzmuse erbarmten nach meiner Bemerkung: sie könne mich beschuldigen, nur deshalb sey ich ihr abhold, weil mir das unruhige Blut alle Kreisdreherei versagt habe. — O wie oft mahnten mich Wirren und Kämpfe im Zeitendrang an jenes Tischchen, wo sich begehrungslos Zufriedenheit mit geistiger Ermunterung vereinte! — überhaupt an jene Tage, wo mir der Strebsinn alle Lebensverhältnisse noch in dem rosigen Anschauen Geßner's malte!

Obwohl Langbein nicht beredsam war über seine Schicksale, erfuhr ich doch Einzelnes aus seinem Jugendwalten, von der Fürstenschule in Meißen und dem Studiren in Leipzig an bis zum Kanzelisten-Amt in Dresden, erfuhr nächstdem, daß nicht nur Mißstimmung über die ihm auferlegte juristische Thätigkeit ihn von dort vertrieben habe. Die Verwandten seiner Frau wollten die Heirath hindern, er sah sich gezwungen, die Geliebte zu entführen, und entführte sich zugleich selber der Juristerei, deren verwickelte, oft mit sich selbst hadernde Wortgewalt seinem einfach natürlichen Wesen zuwider war. Mit genugthuendem Behagen trug er mir aus dem Gedächtniß sein Gedicht vor: „Abbildung der Gerechtigkeit", das die ihm

erwünschte Trennung vom Gerichtsgeschäft erklärt, und hier eingefügt sey:

„Du dort mit der Augenbinde
Spielest ehrbarlich die Blinde
Mit bekannter Weiberlist;
Denn wie kannst Du blind errathen:
Ob des Klägers Schöpsenbraten
Feister als Beklagtens ist!

Doch Du weißt es auf ein Härchen,
Also ist es auch kein Märchen,
Was von Dir manch Vöglein singt:
Daß Du Deine Binde rückest,
Wägend nach den Spenden blickest,
Wie Dir Hinz und Kunz sie bringt.

Aber lüftest, feine Dirne,
Schlau Du manchmal Dir die Stirne,
Auf den Ohren bleibt Dein Tuch;
Denn Du scheinst oft taub und hörest,
Wenn Du X in U verkehrest,
Nicht der Unterdrückten Fluch.

Hörst nicht Sprache deutscher Leute,
Deine Red' ist d'rum noch heute
Solch ein kauderwälscher Ton,
Als wär'st Du mit Hark' und Besen
Tagelöhnerin gewesen
Bei dem Thurm zu Babylon.

Tändle nicht gleich einem Kinde!
Wirf nur vollends weg die Binde:
Denn Dein Ohr soll offen seyn!
Höre zu, wie Männer sprechen,
Die ihr Deutsch nicht radebrechen,
Und wie sie sprich deutsch und rein!"

Die Schlußaufforderung wäre noch heut zu beherzigen, denn gar oft müssen sich viele richterliche Vorladungen und Urtheile erst in's Begreifliche übertragen lassen. — Den dickleibigen Gesetzbüchern war Lang-

bein auch nicht gewogen, denn ich sah bei ihm ein altes juristisches Handbuch, auf dessen Titel er geschrieben hatte:

„Zu viel Gesetze sind Joch
Dem schlichten und ehrsamen Bürger,
Für Unrecht hat stets da ein Loch
Des Rechtes verschmitzter Erwürger."

Mit seiner Entführten, jetzt mit ihm gealtert, lebte Langbein in glücklicher, doch kinderloser Ehe, und diesen Mangel beklagte er nicht: er war ihm eigentlich von Jahr zu Jahr lieber, denn die Ansprüche der Erziehung und ihre Schwierigkeit steigerten sich immer schneller. Niemals mit der französischen Freiheit und Gleichheit einverstanden, hegte er die Ueberzeugung, das auch hierin nachgeäffte Franzosenthum werde sich nun im Gesammten an den Deutschen bestrafen, „indem künftig die Niederen schlechte Herren, die Höheren sich und Allen schlechte Diener seyn würden." — Die Frau, antheilsvoll für ihres Gatten Dichtungen, befleißigte sich der achtsamsten Pflege für den von ihr herzlich geachteten Mann, die sorglichste Sparsamkeit konnte aber doch zuweilen die Noth nicht abwehren. Romane, die Langbein schrieb, halfen mit dem mäßigen „Honorar" — ein Wort, das oft mehr Anweisung auf Ehre als auf Geld ist — nicht allzeit aus; auch war im Buchhandel bis zum Frieden 1815 wenig Berührigkeit bei dem fortwährend erneuerten Kriegsgetümmel. Da schien es ein willkommenes Ereigniß, als der Buchhändler Maurer im Jahre 1808 den Antrag machte: daß Langbein Balladen

dichten und ich dazu Holzschnitte geben möge. Für Ausführung dieses Planes vollendete Langbein nur drei Gedichte, und erhielt für jedes, zufolge des Uebereinkommens, drei Friedrichsd'or. Zu der ersten Ballade: „Der Gewittersturm", den Untergang eines Brautpaars am Hochzeitstage bei einer Lustfahrt auf dem plötzlich wildstürmenden See schildernd, entstand auch das erste Bild; dann betrachtete Maurer das Unternehmen in Hinsicht auf die Zerspaltung Deutschlands doch als zu gewagt, und ich blieb im Besitz dieser Jugendarbeit. —

Jetzt habe ich den Erinnerungen an Friederike Bethmann mich wieder zu nahen, womit zugleich das sonstige Schauspielertreiben mehr in Beziehung kommt. — Bald nach jenem ersten Zusammentreffen war ich, der bis dahin niemals eine Schauspielerin besuchte, dies überhaupt mit wenigen Ausnahmen unterließ, fast alle mir frei gebliebene Abende — selbst wenn die Bethmann auf der Bühne beschäftigt gewesen — in ihrer Gesellschaft. Meist waren der Mann, ihre Freundin in jeder Noth und Gefahr, Frau Liepmann, in der ersten Zeit oft noch Varnhagen und ich beisammen. Doch ist mir auch der auf dem Sopha sich pflegende unbehülflich dicke Mops unvergeßlich: denn wie spät die Unermüdliche aus dem Theater kam, das feiste und träge Thier führte sie stets noch in's Freie, und ich mußte, wenn der Herr Gemahl irgendwo bei dem ihm schwer entbehrlichen Kartenspiel saß, willig oder nicht willig ihr Begleiter

seyn, um den vierfüßigen Liebling in Bewegung zu bringen.

Während meines sechsjährigen Umgangs, von 1809 bis 1815, dem Todesjahr der Künstlerin, lernte ich bei ihr nächst Varnhagen unter Anderen deutlicher Zacharias Werner kennen, dann Kotzebue und Friedrich Schulz, „Theater-Schulz" genannt, weil sein ganzes Sonderlings-Daseyn im Bühnenleben aufging. Nur dieser Vier gedenke ich voran, weil sie meinem jetzigen Bericht noch mit angehörig sind, und bemerke, als durchgängig, daß die Bethmann gern ihre alten Kunstgenossen bei sich sah, selber aber für die Gesellschaften der Reichen gesucht und mit ihrem Benehmen selbst in den höchsten Kreisen heimisch war, ohne sich dort behaglich zu befinden. Ich hörte sie einmal sagen: „Wenn man dort allerdings bestrebt seyn muß, Gedanken und Gefühle so abzuschleifen, daß sie ihr conventionelles Passirgewicht haben, angenehm ist's nicht!" — und ähnliche, zuweilen auch verstärkte Aeußerungen waren nicht selten.

Einen schlimmen Spätabend verursachte Varnhagen, doch wurde ich zum Mitschuldigen durch unvorsichtige Willigkeit. Er hatte viel Rühmens gehört von der Darstellung unserer Freundin in „Nina, oder Wahnsinn aus Liebe", diesem ursprünglich französischen „Schauspiel mit Gesang" von d'Arien, und verführte mich, mit ihm vereint die Bethmann zu bereden, sich nochmals zu zeigen als „Nina", ein Gebilde, von dem ich in jenen Tagen gar nichts wußte. Sie weigerte sich; mit der sachten klugzün-

gelnden Geläufigkeit seiner Beredung drang aber Varnhagen öfter auf sie ein, ich war ihm gefälligst verbündet, sie gab endlich nach, und mich überfiel im Theater peinlicher Schreck. Sie belebte die Irrsinnige seelenvoll meisterhaft, ihre mit Recht gepriesene Geschicklichkeit im Anziehen und Schminken vermochte jedoch nicht so viel, um den hier völlig unerläßlichen Eindruck einer ersten Jugendblüthe auch nur annähernd zu gewinnen: die Erscheinung mußte den Zuschauern widersprechend seyn. Obwohl sie Beifall zollten, die Bethmann sich in dieser Hinsicht durchweg nicht zu beklagen hatte: ihr Empfinden bezeugte einen so gewaltigen Unterschied mit der Aufnahme ihrer „Nina" vor zwanzig und mehr Jahren, daß sie gleichsam über sich und ihre Nachgiebigkeit empört war. Begreiflich mußten bei ihrem Verdruß gegen sich selber Varnhagen und ich eindringlich mitbüßen, nicht nur an jenem Abend: wir hatten später noch gestachelte Fortsetzungen zu spüren, wobei sie ihre eigene Unbesonnenheit keineswegs schonte. — Andererseits war es merkwürdig, wie täuschend sie auf der Bühne auch das Aussenwesen des Jugendlichen — wenn auch nicht zurück bis zur mädchenhaften „Nina" — vorzuspiegeln wußte; ich weise darauf hin, daß sie noch im Mai 1815, also kurz vor ihrem Tode, als Shakspeare's „Portia" auftrat, und es gefiel ihr, als ich einmal leicht gesagt die Worte hinwarf: „Jungseyn ist keine Kunst, dem Künstler aber muß das Jungbleiben zur Natur werden." Gewiß kamen ihr die zierliche Gestalt, für Geberden-

und Mienenausdruck feingeübte Beweglichkeit, Spannkraft der Gesichtszüge, und die leuchtenden blauen Augen zu Hülfe. Sie hatte aber auch das Kleidsame umfänglich in ihrer Macht, wodurch sie in solchem Bedarf zuweilen erwählte Rathgeberin der Königin Luise war. Diese Macht umfaßte die Theatertracht wie das Hauskleid; sogar in großer Gesellschaft bewahrte sie des Anzugs Prunklosigkeit, und das Kattunkleid ward an ihr zum gefälligsten Putz. Das Einfache war hier Grundzug, war es zugleich ihrer Kunst bei weitester Vielseitigkeit, die jetzt schwer glaublich zu machen ist. Diese Einfachheit hatte, je nach der gegenständlichen Aufgabe, den zu ihr hingelenkten, den erforderlichen Geist, wurde fest und treu bei dem hochdichterischen Trauerspiel bis zum Lustspiel und übermüthigsten Schwank; sie verleugnete sich auch nicht im Ueberraschendsten und Gewagtesten, was sie im steten, ihr schnell bereitwilligen Selbstschaffen nicht vermied, immer aber zu solcher Einigung mit dem Ganzen brachte, daß es Natur und Wahrheit wurde ohne Spur des Absichtlichen. In ihrer Wirksamkeit konnten die Gestaltungen wechseln vom Thron bis zur Gesindestube: überall dieselbe Sicherheit, überall die Kunst des Ungekünstelten, die Begabung der Natur und Wahrheit mit der eindringlichen Seele. Dies gilt bei der „Braut von Messina“ von der „Fürstin Mutter“ — der sie mit ihren wohlklingenden, aber nur mäßig kräftigen Sprachmitteln aus vollem Gemüth die Schiller'sche Erhabenheit durchwärmte — bis zur „Gurli“, von der „Iphigenia“, „Phädra“, „Lady

Macbeth", „Orsina" bis zu „Minna von Barnhelm", den Iffland'schen Frauenbildern und dem Possenhaften; von der Mozart'schen „Donna Anna", der „Julia" (in der Weiße-Bendaschen Oper) bis zu „Fanchon", der „schönen Schusterin" und dem Knaben „Collin" des Reichardt'schen Liederspiels „Lieb' und Treue".

Ist eine solche Vielseitigkeit — die sich auf mannigfach verschiedenen Ausdruck durch Mienen und Geberden ausbreitete, vom Hoheitlichen und Gewandten bis zum Unbeholfenen, je nach dem Bedingten — ist sie gewiß nicht als Regel, im Gegentheil eher dem Talent für echtes Einleben in dichterische Schöpfung die eigenheitliche Beschränkung anzurathen, bei der Bethmann war dieses Vielseitige ebner Inhalt der Eigenthümlichkeit, die sich selbst in ihrem häuslichen Behaben, in der blitzschnellen Regsamkeit des Begriffs, in stets erkennbaren Reichthum rascher Gefühlswendungen wahrnehmen ließ, wodurch sie ihren Freunden fortwährend gleichsam zur neuen und erfrischenden Bekanntschaft wurde. Die vielfarbigste Wandlungsfähigkeit für Stimmung des Denkens und Empfindens war in ihr so herkömmlich, um sie als angeboren betrachten zu müssen, als den ihr treuesten Besitz, der durch frühzeitig seltsame Leidenschaftskämpfe und bei ihnen gewonnene Erfahrungen, verbunden mit Drang des Lebhaften bis zum Ueberschwenglichen, so zum Ausströmen gedieh, daß sie auch in der Kunst meist nur sich selber zu folgen brauchte, eines langwierigen Forschens und Ergründens gar nicht bedurfte.

Schwierig ist es, von so umfänglich naturwüchsiger Geistesverbindung eine erfaßliche Anschau zu geben; man müßte verschiedene sich auszeichnende Schauspielerinnen in einer Einzigen versammeln können, um die gemüthreiche Macht in Freude und Schmerz, das Anmuthige im Wohlwollenden, das Glühende im Verderblichen, die Keckheit des Uebermuths, den Reiz des Schalkhaften, den Seelen- und Herzensklang im lieblichen Gesange vereint zu haben. Ein Gesammtes der Art setzt aber, neben dem Ursprünglichen, solche Verwickelungen und Gefährden in Verhältnissen voraus, wie Friederike Bethmann sie von den Kindesjahren an abenteuerlich erlebt hatte in Lust und Weh.

Wie auf der Bühne, so zeigte sie auch in der Geselligkeit eine stets wachsame, gelegentlich sehr schlagfertige Geistesgegenwart, und als aufmerksame Wirthin beförderte sie mit geschickter Theilnahme, theils ernst und sinnig, theils heiter und stachelnd die Unterhaltung. Meisterin war sie in der Neckerei, doch nicht immer völlig geschützt vor heftigen Aufwallungen, wenn man augenblickliche Lieblingsansichten, deren Schwäche sie wohl bald selbst empfand, spöttisch belachte und behandelte; von mehreren Zügen solcher Abart will ich nur einen — den ausschweifendsten — mittheilen. Kotzebue, den ich in jener Zeit, als er in Berlin sein „Russisch-Deutsches Volksblatt" herausgab, bei Bethmann's kennen lernte, hatte unter Anderem geäußert: sogar die Frauen müßten im Nothfall Regimente, Infanterie und Cavallerie bilden, um gegen die Gewaltherrschaft Napoleon's mitzukämpfen. Die Bethmann, in ihrer Liebe zur verewig-

ten Königin und in Verehrung Friedrich Wilhelm des Dritten ehrlich-preußisch, ergriff diese Ausrüstung mit Entflammtheit: sie sah sich schon zu Roß an der Spitze einer Amazonen-Schaar, malte Alles so umständlich aus, daß ich mein keineswegs irrig zu deutendes Lachen nicht überwinden konnte. Da kam ich unbeschränkt übel an! So aufgebracht habe ich sie nur dies eine Mal gesehen, und nur dies eine Mal verstieg sie sich — gewiß von mir durch Spottreden gereizt — im Zürnen dermaßen, auch etwas handlich, daß meine brausende Jugend unerträglich fand, was mich heut, einer außer sich gerathenen Frau gegenüber, wahrscheinlich nicht aus der Gelassenheit vertriebe. Ich sprang auf, und nach einer, etwas kräftigen Erklärung wollte ich sogleich mich entfernen; sie aber, flinker als ich, verschloß hastig die Thür, und war dann wie aufgelöst in Reue, Bitten und Thränen, wobei nun ich emsig bemüht seyn mußte, sie zu beruhigen.

Durch die Bethmann ist mir besonders und vorwiegend begreiflich geworden, wie Personen, denen bei ihrer Berufsthätigkeit geistige und gemüthliche Erregung eben so nothwendig als unvermeidlich ist, zuweilen ganz unzurechnungsfähig seyn können. Daß aber auch eine so übungsfeste und beliebte Schauspielerin, die von der Kindheit an auf der Bühne beschäftigt war, oft mit Angst die „heißen Bretter" betrat, hat mir die Bethmann sehr merkbar gemacht. Bei jeder neuen Rolle war sie vor dem Beginn der ersten Darstellung in fieberhaftem Zustande, das „erste Mal" ihr bis zum Kleinsten hin fürchterlich. Als sie eine „Romanze"

von mir in einem Concert des Kapellmeisters Seidel zu sprechen und dieser mich ersucht hatte, die Bethmann zu rechter Zeit aus der Loge nach dem Orchester zu führen, bebte sie bei schwankenden Schritten. Ich hielt auf dem Stufengange ein mit der Bitte, sich zu erholen, sie erwiederte jedoch kurzathmig: „Nur vorwärts, vorwärts! Bei jedem Neuen werd' ich in Gedanken an das Publikum krank, und nur Stümpern geht's anders!“ — War aber die gefürchtetste neue Darstellung vorüber, dann zeigten sich Munterkeit und Muthwillen wieder obenauf, und ich hörte meist den Ausruf: „Ach, warum kann ich nicht gleich nochmals spielen, jetzt könnt' ich's viel besser!“

Sie noch ganz und gar zu sehen im Ursprünglichen freiester Unbefangenheit, mit der die Bindungen der bürgerlichen Verhältnisse von ihr betrachtet wurden, hatte ich im Jahre 1814 volle Gelegenheit. Bethmann litt an der Gicht und reiste nach dem Bade; sie aber ließ sich einfallen, während der Abwesenheit ihres zweiten Ehemannes den ersten, Unzelmann, auf vier Wochen täglich zum Mittagsessen einzuladen; um ihn jedoch nicht allein als Gast zu haben, bat sie mich, der zweite Gast zu seyn für dieselbe Zeitlänge. Bei meiner erforderlichen Arbeitsamkeit konnte ich mich nicht verpflichten zu beharrlicher Annahme dieser Einladung, doch saß ich mehrmals als Vierter in dem kleinen Kreise: denn nur noch Frau Liepmann war zugegen. Da lüftete sich eine Fülle von Hinweisungen auf eine abenteuerliche Vergangenheit! Vorwaltend webte sich immer

wieder andauernd die Jugendgeschichte des ehemaligen Ehepaars in das Gespräch, wobei ich umständlich erfuhr: wie hart der Stiefvater Großmann sie behandelte, es ihr also nicht zu verargen sey, daß sie sich von dem „närrischen Wildfang“, dem Unzelmann, habe entführen lassen. „Großmann setzte uns von Frankfurt am Mayn nach“, erzählte sie, „kam aber erst in Mainz an, als wir schon getraut waren; doch mußten wir unter polizeilichem Zwang umkehren, und einstweilen noch bei der Truppe in Frankfurt bleiben. Jetzt hatte ich bald Zeugnisse genug von der Wandelbarkeit der Männer, denn Dieser da — ich sag's ihm in's Gesicht — er ist mir nicht mit dem besten Beispiel vorangegangen. Er flatterte und flunkerte überall umher, war alltäglich verliebt und allwöchentlich in eine Andere, endlich sogar in die „Frau Rath“, die Mutter Goethe's, die ihn so beherrschend gängelte, daß ich nichts ohne ihren Einfluß thun durfte. Ich war eine siebzehnjährige unbedachtsame Frau, eitel auch, und meinte: zieht er Dir Eine vor, die hübscher ist als Du, so wäre das zu begreifen, aber die Frau Rath! — Das blieb mir unerklärlich, und um so mehr fatal, als sie sich in jede unsrer Angelegenheiten mischte. Zufolge dessen erhielt unser Sohn Carl bei seinen Vornamen wider meinen Willen in Bezug auf Goethe auch den Vornamen Wolfgang.“ — „War dem Carl in Weimar sehr favorable!“ fügte Unzelmann ein, bestritt jedoch Einzelheiten nicht, bestätigte sein fortgesetztes Sünden-Verzeichniß mit heiterer, mitunter französirend gespitzter Laune, berichtigte nur:

‚,Die Neigung zur Frau Rath war natürlich durchweg intim spirituell; sie imponirte mir durch warme Empfänglichkeit für das Theater, so wie vermöge ihres gesunden, penetranten Urtheils!" und ich bemerkte: nach meiner Ansicht sey dies der richtige Aufschluß. — Als die Bethmann sich nicht stören ließ in zuweilen verfänglichen Andeutungen verschiedener Richtung, wonach sie in ihrer Jugend nirgends eine haltbare Stütze gehabt, sagte dazwischen Unzelmann lachend: „Höre, Friederike, unser Leben ist nun einmal nicht mit der moralischen Elle zu messen, und wir wollen nicht weiter untersuchen, wer am meisteu dieser Elle immer fünf Viertel gegeben hat." — Er sprach vorzugsweise und redselig von ungewöhnlichen Theater-Begebenheiten, und hinsichtlich auf in Hamburg Erfahrenes gerieth er einst sehr in Eifer darüber, daß bei seinem Abgange von dort ein „Kritikaster" habe drucken lassen: „Herr Unzelmann verbrauchte mehr als seine Gage und hatte für die Bezahlung ein sehr untreues Gedächtniß." — „Dreißig Jahre ist's her, ich kann's aber dem naseweisen Federfuchser noch heute nicht vergessen, denn um meine Finanzen durfte er sich nicht bekümmern!" rief Unzelmann in Erhitzung aus. — „Beruhige Dich nur und verzeih's ihm", fiel die Bethmann mit ihrem schelmischen Gelächter ein; „seine Frechheit hat ja Dein Gedächtniß nicht verbessert und Dich niemals und nirgends am Schuldenmachen gehindert." — „Das hab' ich dem insolenten Kerl zum Possen gethan!" entgegnete Unzelmann in trockener Selbstbefriedigung.

Die Aeußerung der Bethmann hatte vollständigsten Grund, denn sie mußte mehrmals dem von ihr geschiedenen Gatten aus der Klemme helfen. — An einem Sonntage war ich zu Mittag Gast, da wurde ein Brief gebracht; sie öffnete ihn, las, gab ihn mir, und stand auf. Das Schreiben kam von Unzelmann und brachte folgenden Inhalt:

„Liebe Friederike!

Ich habe zu Abend ein paar Freunde bei mir, und jetzt läßt mir Dallach*) sagen: er werde das Essen nicht schicken, wenn ich nicht wenigstens einen Theil der alten Schuld bezahlte. Das wäre schrecklicher Blam! Du gutherzige Seele schick'st gewiß zwanzig Thaler Deinem

pauvren Unzelmann."

Die „gutherzige Seele" hatte auch ohne Wort und Verzug zwanzig Thaler geholt, und sie wurden der Botin eingehändigt.

Während jener vier Wochen hielten sich bei dem Mittagstisch in ähnlicher Weise alle Gespräche; sie zeugten von der vollblütigen Ungebundenheit der Schauspieler zur Zeit des Aufschwungs der deutschen Bühne, einer Zeit, die ich mit Bewußtseyn nur in ihrem Endgange erlebte. Bei aller Leichtfertigkeit und genußlustiger Ausschweifung bewieß man jedoch dem Kunstberufe die innigste Liebe und den thätigst anstrebenden Ernst. Vergißt man nun nicht, daß noch bis zu Anfang unsres Jahrhunderts die Schauspieler, mit

*) Derzeit „Restaurateur" ersten Ranges.

wenigen Ausnahmen, im Gesellschaftlichen der Familienkreise fast gar nicht heimisch werden konnten, dann ist unter ihnen selbst und in leidenschaftlichen Verhältnissen mit Andern ihr freies, ungezügeltes Treiben, so wir ihr offenherziger Gleich- und Uebermuth kaum auffallend. Man hütete sich auch nicht ängstlich vor dem Erwecken der auf dem Standpunkt des Herkömmlichen mißtönenden Erinnerungen und Geständnisse; ich will nur einen Zug beifügen von einem Freiherausreden, das mich, den scheuen jungen Mann, damals höchlich erstaunen ließ. — Caroline Döbbelin, mit besten Gründen zu den ersten Schauspielerinnen Deutschlands gezählt, war nach der Vorstellung zum Jubelfest ihrer Funfzigjahrs-Thätigkeit (1812) noch in der für die Feier von Friederike Bethmann eingeladenen Gesellschaft, zu der auch ich gehörte; als sogenannter „Max Helfenstein“ hatte ich wieder zu thun gehabt mit Inschriften zu Geschenken, mit Vor- und Nachreden. Bei dem Abend- oder eigentlich Nachtessen machte der Champagner-Punsch die Offenherzigkeit überströmend: die Jugendfährlichkeiten waren im leichten Anfluge paradiesischen Rausches nicht mehr zu verschweigen, und nächst Unzelmann — er fehlte hier ebenfalls nicht — zeichnete sich in Bekenntnissen auch die burschenhaft fröhlich gewordene Döbbelin aus. Sie schilderte ihre Vorzeit und erzählte mitteninne frischweg: „Zu Ende der Siebziger des vorigen Jahrhunderts hatte ich einen mir treuen Geliebten, dessen Stand und Verhältnisse die Heirath nicht erlaubten, und wir

setzten uns darüber hinweg. Nach einer zweiten Folge unseres Umgangs sollte ich als „Elfriede" wieder auftreten, das verehrte Publikum lärmte jedoch wie unsinnig, so daß ich zitternd und bebend mich vergeblich bemühte, zur Rede zu kommen. Der Vorhang mußte herunter, der Lärm aber blieb derselbe mit dem untermischten Geschrei: „Döbbelin vor!" Der Vater, auch von Schreck und Furcht überwältigt, mußte endlich hinaus und begann seine Rede im gewohnten Pathos: „Geschätztes, gnädiges Publikum! Tugend kann straucheln, Tugend kann fallen" — „aber nicht zwei Mal!" schrie eine gewaltige Stimme vom Parterre her, und jetzt dröhnte das Haus von unbändigem Gelächter. Der Vater wartete den rechten Augenblick ab, und sagte nur noch: „Einem so venerablen Publikum wird bei so herrlicher nnd hochherziger Laune die gnädigste Nachsicht nicht mangeln!" Der Vorhang ging wieder in die Höhe, ich wurde in die Scene geschoben, obschon ich die Thränen nicht zu unterdrücken noch zu verbergen vermochte, und nun ließ man mich spielen, anfangs bei schauerlicher Grabesstille, aber bald ermunterten mich die Zeichen der sonstigen Gunst." — Nach Erzählung dieses Ereignisses sagte der gar zu gern stichelnde Unzelmann: „Hättest Dich vorsichtig erst mit Irgendwem sollen copuliren lassen, Caroline!" — die Bethmann aber kicherte vor sich hin, und wird gewußt haben weshalb. — Beiläufig nur will ich bemerken: daß die Döbbelin geistvoll und auch lieben Gemüths war, was gewiß dadurch bekräftigt ist, daß ein sehr gebildeter, wohlhabender und nie

verheiratheter Mann länger als dreißig Jahre, bis zu ihrem Tode, ihr treuer Freund, und nach ihrer Erblindung ein beharrlich sorgsamer Führer war.

Zeuge von zürnender Aufwallung der Bethmann wurde ich auch eines Vormittags in Gegenwart Iffland's. — Im Herbst 1813 hatte sie sich geweigert, die „Elvira" in Müllner's Trauerspiel: „Die Schuld" zu übernehmen. Sie sagte: „Eigentlich bin ich für die Rolle zu alt, kann mich nicht erwärmen an dem Stück, weiß mich nicht hineinzufinden." — Müllner war von Iffland aufgefordert worden, „ein Trauerspiel zu dichten, das den ganzen Abend fülle", und obwohl jene als „Schicksals-Tragödie" bezeichnete „Schuld" der Gesinnung Iffland's nicht behaglich seyn konnte, er fühlte sich doch durch seinen Antrieb zum besten Fördern der Darstellung noch mehr verpflichtet, als dies in aller Hinsicht überhaupt bedingt ist. Er blieb also unerschütterlich dabei: die Bethmann müsse sich zur „Elvira" bequemen, auch schon deswegen, weil er dem Dichter die Rollenbesetzung überlassen hatte. — Nach meiner Ansicht war die Bethmann im Unrecht, ihre Erscheinung auf der Bühne immer noch so weit täuschend, um ihrer Kunst als „Elvira" nicht hinderlich zu seyn; in ihrer Abneigung schickte sie aber wiederholt die ausgeschriebene Rolle zurück, und wurde in der andauernden Gereiztheit wirklich krank. Sie befand sich in der Genesung, als ich sie eines Vormittags besuchte, nachdem sie mir hatte sagen lassen: es sey ein Brief von Zacharias Werner angekommen,

Der wolle nun katholischer Priester werden. Auf dem Sopha ruhend wieß sie mich zu ihrem Schreibtisch, und eben las ich den Brief, da wurde Iffland gemeldet. Sogleich wollte ich fort, sie aber rief aus: „Bleiben Sie, er quält mich dann gewiß weniger!“

Iffland, selber schon krankhaft, fragte nach dem Befinden „seiner Freundin Bethmann“, wandte sich danach sogleich an mich, um mir mitzutheilen: wie es mit dem Einstudiren eines meiner bühnlichen Jugendversuche stehe; ich hielt diese Wendung für eine höfliche Andeutung: ich sey nun abgefunden, griff also nach meinem Hut. Aber Iffland, rechts und links blickend, äußerte: „Ich glaube kaum, daß hier Geheimnisse obwalten; es wird nicht schaden, wenn Sie unsere Mühsale nah genug kennen lernen.“ — Dann setzte er sich und entwickelte: wie er den Theaterverhältnissen und dem Dichter verantwortlich sey, die „Elvira“ eine der höheren Tragödie mächtig gewordene Künstlerin erfordere, zugleich fähig, sich in die der deutschen Bühne ungewöhnliche Versform einzuleben. „Ich weiß bei unserm Theater“ — so ungefähr schloß er diesen Vortrag — „Niemand, der hier so an richtiger Stelle wäre als Sie, liebe Bethmann, und Sie werden es meinem pflichtgemäß sorgsamen Eifer zu Gute halten, wenn ich erkläre, an meine Ueberzeugung und an mein Wort gebunden zu seyn.“ — Die Bethmann hatte schon Allerlei dazwischen gesprocheu, wovon sich Iffland nicht unterbrechen ließ; jetzt aber sprang sie erglüht auf und lief unter Ausbrüchen ihrer Empfindlichkeit im Zimmer hin und her. Es

kamen Vorwürfe über frühere Mißhelligkeiten zu Wort, Iffland erwiederte nur: „Ruhig, ruhig, werthe Freundin! Denken Sie an ihre Erholung, und betrachten wir abgesondert das Jetzige!“ Da sie jedoch fortwährend Klagen anbrachte, äußerte endlich Iffland, mit zu mir gewendet: „Das Schauspielhaus ist für den Director ein wahres Zuchthaus, worin man ihn für Alle straft!“ — „Aber nicht für Alle bessert!“ redete die Bethmann hitzig ein; Iffland lachte darüber innigst laut auf, was bewirkte, daß auch sie mitlachen mußte, wie ich begreiflich schon gethan hatte. Diesen Augenblick benutzte Iffland, indem er sagte: „Ich habe, liebe Bethmann, in unserm Zwiespalt ganz den Director vergessen, ich spreche als Künstler zur Künstlerin, als Freund zur Freundin, und Sie werden es dem Künstler und Freunde, der hier offenbar das Rechte und Gute erbittet, nicht verweigern, das Rechte und Gebührende zu thun.“ — Bis dahin hatte ich versucht, mich mit Werner's Briefe zu beschäftigen, wurde jedoch von Iffland's letzter Rede so bewegt, daß ich ausrief: „Gewiß, gewiß!“ — aber schon hatte die Bethmann seine Hand ergriffen bei den, wie in heiterer Erschütterung hervorbrechenden Worten: „Iffland, Sie sind es werth, daß man nachgiebt, ich spiele die mir widrige Elvira!“ — und sie wurde vortrefflich gespielt!

Die Schauspielerinnen sind in der Regel sehr mit sich selber im Unfrieden, wenn sie empfinden, daß sie von den jugendlichen Bühnengebilden sich trennen müssen, und ich durfte mir gestatten, gelegentlich auch

hierin der Bethmann offensinnig zu seyn. — Sie war meines achtungsvollen Bewunderns ihrer Kunstschöpfungen gewiß, nannte nicht selten meine Anerkennung eine überschwengliche, und dies werde ich weder bestreiten können noch wollen. Auch solchem Zugeständniß sey der Maßstab nicht entzogen, sondern durch ein Beispiel in Etwas ersichtlich. An ihrem Geburtstage, zwei Jahre vor ihrem Hinscheiden, besorgte ich die Anordnung, daß sie am Morgen zwischen Blumengehegen nach dem Wohnzimmer zu gehen hatte, und schickte ihr folgende Verse:

„Der Sänger am 24. Januar 1813.

Romanze für Friederike Bethmann.

Zu der Freiheit wollt' ich fliehen,
Sehnend in die Ferne ziehen,
Als der letzte Stern verblich;
Morgensturm durchzog die Saiten,
Doch mich mußte Friede leiten,
Denn ich dachte stets an Dich.

So ward Phantasie das Leben,
Allem war der Ton gegeben
Aus des Herzens Festesklang;
Seelenathem weckte Lieder,
Doch der Schall giebt matt nur wieder,
Was mir aus den Welten drang.

Kosend sprach es in den Fluren:
„Mit des Frühlings Blüthenspuren
Schmücken gern wir Ihre Bahn;
Was wir haben, ist Ihr eigen:
Kann sich Kunst als Herrin zeigen,
Ist Natur ihr unterthan."

„Uns'res Eises eb'nen Flächen" —
Haucht' es traulich aus den Bächen —
„Werd' Ihr Pfad des Daseyns gleich!
Ihr kannst Du ein Bild hier finden:
Wie sich Ström' in Ströme winden,
Einet Sie der Künste Reich!"

Hoch herab vom Felsenhange
Sprach es: „Ihr, die im Gesange
Werth dem Erzesklang geraubt,
Soll doch unser Gruß ertönen,
Hebt Sie auch zum Himmelsschönen
Höher noch als wir das Haupt.“

Aus dem Wald voll deutscher Eichen
Fühlt' ich Säuseln mich erreichen:
„Grüße Sie!“ so rief es hier;
„Ihren Ruhm schließt kein Jahrhundert,
Länger noch wird Sie bewundert,
Sie lebt länger noch als wir!“

Ueber die crystall'nen Hügel
Dehnte seine Lichtesflügel
Jetzt der Gott der Sonnenzeit;
Strahlen, die in Farben tauchten,
Und der Lüfte Stimmen hauchten:
„Ja, Ihr lohnt Unsterblichkeit!“

Als mich dieser Ruf durchklungen,
War dem Diesseits ich entschwungen,
Doch ich dachte immer Dein!
Nur die Sprache fühlt' ich schwinden,
Denn mein Wünschen, mein Empfinden
Schloß die Erde nicht mehr ein.“

Als ich am Abend kam, wurde ich mit den Worten empfangen: „Herr Gott, was waren Sie Verschwender in Blumen und Lobrede! Ich bedanke mich aber schönstens, denn es thut einem alten Weibe doch wohl, behandelt zu werden wie ein junges Mädchen.“

Was ich hier mittheilte, wird es beglaubigen, daß ich bei verschiedenen Gelegenheiten über ihre früheren Umgangsgefährnisse Einzelnes erfuhr, wobei sie manche Warnung anknüpfte. Während eines vertraulichen Gesprächs sagte ich einmal: „Wollen Sie mir das Unbescheidene an einer Frage verzeihen?“ Sie antwortete: „Ohne Rückhalt heraus damit!“ und ich er-

zählte: „Höchstens funfzehn Jahr' konnt' ich seyn, ich war noch Gymnasial-Schüler in Wittenberg und in der Ferienzeit nach Berlin gelaufen, die Eltern zu besuchen. Nur ein paar Mal hatte ich Sie von der Gallerie aus auf der Bühne gesehen, und nun ging ich eines Morgens sehr früh, weil ich dann den ganzen Tag im Holzschnittt arbeiten wollte, nach dem Thiergarten. Auf dem Wege, der von Kemper's Hof nach der Charlottenburger Chaussee führt, sah ich einen reitenden Offizier und neben dem Pferde eine Frauengestalt in ganz weißem Morgenkleide; sie hielt bittend und beschwörend den Zügel fest" — „Das war ich!" fiel sie mir in die Rede. „O, ich erinnere mich des Entsetzlichen, es wird mir nie aus dem Gedächtniß kommen!" Dabei brachen Thränen hervor, und sie verbarg das Gesicht an der Sophawand; ich bat nun verlegen um Entschuldigung. „Nein, nein, es ist so gut!" sagte sie, nach kurzem Zögern hinzufügend: „Der Mann war Herr von Quast, und ich gestehe frei, er war meine einzige Liebe, die mich völlig überwältigte. Damals — ich hatte eine Sommerwohnung im Thiergarten — marterte er mich ohne Grund durch Eifersucht; ach! er brauchte sie nur als Mittel, sich von mir zu trennen. An jenem Morgen überfiel mich die erste Ahnung davon, ich war außer mir, und in meiner Verzweiflung dachte ich an nichts, als ihn zurückzuhalten!" — Später hatte ich den Beweis, dies Geständniß, das ich nicht weiter führen will, müsse Wahrheit seyn. Jener Offizier, den ich nie gesehen habe, starb plötzlich nach einem Sturz mit dem Pferde,

und wochenlang war nun mit der Bethmann kaum zu sprechen; sie kam in den ersten Tagen nicht aus dem Weinen heraus, und ich muß es ihrem Manne nachrühmen, daß er sich dabei gescheidt und wohlwollend zu benehmen wußte.

Bei jenem Gespräch schilderte sie mir umständlicher ihre Jugendtage, und wie Dies und Jenes eben eine solche Folge haben mußte; in meinen flüchtigen Aufzeichnungen finde ich aber nur noch eine Schlußbemerkung der Bethmann bewahrt. Sie sagte: „Glauben Sie mir, einem leidlich hübschen Mädchen, das unerfahren in die Wirbel des Lebensstromes gerissen ist, wird es, zumal bei dem Theater, gar schwer gemacht, endlich so viel Verstand zu haben, um das Herz nicht allein herrschen zu lassen, und glauben Sie auch, mit der Frauen Seligkeit ist es zu Ende, wenn sie mehr bedenken müssen als empfinden, sich mehr zu hüten als sich hinzugeben haben."

Unsere Freundschaft befestigte sich auch dadurch, daß ich einen ihrer Söhne zum Schüler annahm und mich angelegentlichst mit ihm bemühte. Friedrich Unzelmann hat sich bekanntlich in der Holzschneidekunst ausgezeichnet, ist aber frühzeitig gestorben. Er gab mir Zeugniß zu der Erkenntniß, daß die Bethmann eine sorgsame Mutter war, die im Eifer für ihre Kinder auch zuweilen das Maaß überbot.

Wie anmuthig sie im häuslichen Vorhaben seyn konnte, erhellt aus mehreren meiner Andeutungen; besonders ist mir aber der Eindruck von Weihnachtsabenden bei ihr geblieben. Da wurden die Freun-

dinnen und Freunde — zahlreich waren sie nicht — versammelt und nicht sehr kostspielige Geschenke durch das Loos vertheilt, Auch der „Theater-Schulz“ war zugegen, jener Mann voll Kenntniß und Schrullen, unbedingter Verehrer der Bethmann, nächstdem alter Hagestolz, zu dessen Eigenschaften die Sauberkeit nicht gehörte. Ihm wurde stets ein aushelfendes Kleidungsstück zugedacht, und daß es bei dem Loosen an den Bestimmten kam, wußte man immer einzurichten. Dem Witz und Muthwillen der Bethmann diente er zuweilen als Zielscheibe; ich will davon ein Zeugniß beibringen. In einer Carnevalszeit sprach man von Redouten, Schulz äußerte: „Ich war noch nie bei einer Redoute; ach, Madam Bethmann, ich bin den Berlinern eine stadtkundige Person, rathen Sie mir zu einer Maske, worin man mich nicht erkennt!“ — und die Befragte antwortete augenblicklich: „Lieber Schulz, ziehen Sie reine Wäsche an, da kennt Sie kein Mensch!“ — Ihre Keckheit, der sich aber durch den heiteren Ton stets etwas Gutmüthiges beimischte, traf noch vorzugsweise den oft ausfälligen, noch öfter gar wunderlichen Zacharias Werner mit seinem Glauben an Hexen, Gespenster und mannigfachen Wahn. Ich beschränke mich hier auf die Abschiedsworte vor seiner, dem stärkeren Katholisiren gewidmeten Reise nach Italien: „Reisen Sie mit Gott!“ sagte die Bethmann, indem sie ihm ein Glas Wein kredenzte; „wir haben unterdeß Zeit zu überlegen, ob Sie größer sind als Dichter oder als Narr!“ —

Nur in Abrissen konnte das von mir Mitgetheilte bestehen, und ich will hoffen, es gebe doch durch Theilnahme mit eigener Ein- und Ausbildung das Gesammtbild einer Erscheinung, die ich aus den Begegnissen mit ihr nur eben so wechselnd zu schildern weiß, wie ihr Wesen sich wechselnd zeigte. Daß aber, trotz aller Ueberschreitung des Gewöhnlichen, bei der Bethmann eine edle Natur — ich wiederhole diese Bezeichnung — Grundzug war und blieb, das ist meine entschiedene Ueberzeugung. Mir lebt sie geehrt im Andenken, was ungehemmt ist von Nebenbeziehungen, die etwa nach den Gesetzen des Herkömmlichen nicht zu billigen sind, ich auch nicht billigen, wohl aber durch bedrängnißvolle Umstände bis dicht zum Unvermeidlichen entschuldigen möchte. In Hinsicht auf gesunde, mit Natur und Wahrheit, mit Geist, Gemüth und Witzlaune verbündete Kunst ist Friederike Bethmann das allseitig Vollendetste, was ich je gesehen, und überhaupt als anmuthig seelenreiche Frau lebt sie in meinen Erinnerungen unvergeßlich ausgezeichnet.

Von den Genannten, die mir bei dem Umgange mit der Bethmann zur Beschau kamen, sey jetzt des „Theater-Schulz" etwas weiter gedacht: er naht im Zeitverlauf wohl noch meinem Wege. Der närrische Kauz war von der Kindheit an ein zerfahrener Schwärmling für die Bretterwelt, sollte sich aber der Rechtswissenschaft befleißigen; ihm half, wie schon erwähnt, sein Schul- und Universitäts-Genosse Stägemann, der ihn mit anhänglicher Gutmüthigkeit vor dem Versinken schützte: denn Schulz verhinderte sich durch seine Schauspiel-

sucht jede feste Stellung. Als Referendar nach Brandenburg geschickt, häufte er stets Reste auf Reste im Geschäft, versäumte die Termine, denn er konnte in keiner Woche das Berliner Theater entbehren, und bestürmte Stägemann, ihm von dort nach der Hauptstadt zu verhelfen. Es glückte, und Schulz that nun als Jurist in Berlin ebenso nichts wie in Brandenburg. Da spannte ihn Stägemann unter seiner Leitung zum Hülfsarbeiter im Ministerium ein; auch da machte er sich unnütz, und sein Gönner ließ es bewerkstelligen, daß Schulz lebenslang sein geringes Gehalt behielt, „als ausgezeichnet durch Unbrauchbarkeit", wie oft sein Beschützer wohlwollend sagte; denn ob es auch spöttisch klingt, es ist eben nur Gemüthswitz, ein Ausdruck, mit dem vielleicht ein Inhaltstheil von „Humor" übersetzt wäre. — Lebenslang beschränkte sich nun Schulz fast gänzlich darauf, die Berliner Bühne zu beurtheilen, bald in diesem, bald in jenem Tagesblatt, zuletzt — nach meinem Ausscheiden wegen Sorge für den „Gesellschafter" — in der „Spener'schen Zeitung". Daß der kleine Aufsatz Goethe's: „Die Berliner Dramaturgen" sich meist auf Schulz bezieht, mag für dessen Sachkenntniß sprechen; im Persönlichen war er seiner Neigung und Abneigung nicht Herr, was ziemlich Jedem nachzusagen ist: das Mehr oder Minder kommt jedoch dabei in Wägung. Gewiß aber hatte sich Schulz zu einem Berliner Eigenwesen ausgeprägt; „originell" konnte man ihn nach der Bürger'schen Deutschung in „Urselbst"

nicht nennen, eine Sonderlichkeit war er unzweifelhaft. —

Mit Zacharius Werner ist auch vorzurücken, nicht nur durch das Wiedersehen bei der Bethmann. Ihm darf man wohl das „Urselbst“ zugestehen, denn dies Wort schließt die Ueberspanntheit nicht aus, und ich kann diesem Dichter und Glaubenswandler auch noch näher kommen als durch den persönlichen Umgang allein. Es fand sich Gelegenheit, eine Reihe langer Briefe zu kaufen, die Werner in den Jahren 1796 bis 1804, also bis zur Zeit seiner Berufung von Warschau nach Berlin, an seinen Freund, den Justizrath Peguilhen schrieb, an Denselben, der nach eigenwilliger Lebenskürzung des Heinrich von Kleist durch Vertheidigung des Selbstmords schriftstellerische Kämpfe erregte. Einer jener Briefe, bezeichnet mit „Königsberg, den 5. December 1803“ enthält Werner's Bekenntnisse über Staat, Religion und Kunst sehr umständlich; man entdeckt sein geistiges Gähren und Bezwecken, weshalb eine Beifügung sich rechtfertigen wird, um so gewisser, als dabei Manches auch hinsichtlich unserer Gegenwart noch zu beachten ist. Werner schreibt seinem Freunde:

„Der Staat ist eine Verbindung, die einer gegebenen Menschenmasse es möglich machen soll, ihre höchste Bestimmung zu erreichen. Sie isolirt diese Masse, um sie veredelt der ganzen Menschheit wiederzugeben, und zu diesem Zwecke muß sie ihr freien Spielraum ihrer Kräfte, Genuß ihrer Rechte, kurz Alles verstatten, was Du besser als ich

weißt und worüber ich nicht salbadern will. Nur die unterstrichene Stelle bitte ich Dich nicht zu vergessen, sie führt Dich darauf, daß der Staat die Pflanzschule der durch ihn begrenzten Menschenmasse für die gesammte Menschheit seyn soll. Nun ist aber der Egoismus der Tod alles gemeinnützigen Wirkens einerseits, so wie anderseits die Erbsünde des nicht höher gebildeten Menschen. Der Staat, wie er seyn soll — Pflanzschule höherer Humanität — nimmt den Menschen wie er ist, als sich isolirendes Wesen, verbürgt ihm vollen Genuß seiner Persönlichkeit. Nachdem er ihn also mittelst seines eigenen Egoismus angelockt hat, führt er ihn durch Bildung von Stufe zu Stufe, bis zu der höchsten, wo der am Höchsten gebildete Mensch wieder seinem Egoismus freiwillig entsagt, sich bloß als Theil des Ganzen betrachtet, in dieser hohen Idee seine volle Befriedigung findet, so den edelsten Zweck der Natur, die nichts Isolirtes duldet, mit Willkür befördert, und auf den höchsten Punkt geräth, wo das, was er als Nothwendigkeit dulden muß, bei ihm Freiheit wird. Dieses Gemälde, wovon eine wohlorganisirte Ordens-Verfassung die Miniatur-Copie oder besser das Modell darstellt, ist in meinem dramatischen Werk („die Söhne des Thales“) mit so viel Klarheit bezeichnet, als es mir möglich war, und darum ist mir das Ding lieb. — Doch ich gehe weiter. Der Staat ist Pflanzschule der Menschen-Veredlung, wie wirkt er auf den ihm untergebenen Koloß, wie tödtet er dessen Unsittlichkeit und dessen Egoismus? Dadurch, daß er ihm ein sittliches Ideal — Kant nennt's das höchste

Gut — aufstellt, und also Moral, und dadurch, daß er ihm den Sinn für das Unendliche der Natur und ihrer Gesetze öffnet, das heißt: daß er ihm Religion giebt. Jene, die Moral, lehrt ihn zu immer höherer Selbstveredlung nach dem vorgesteckten Ziele streben, wogegen ihm die Religion zeigt, wie er als Mitglied des Unendlichen sich seines Egoismus entäußern, Theil des Ganzen seyn und sich unbedingt dessen ewigen Gesetzen ergeben muß. Wenn Dir diese Gegeneinanderstellung nur etwas den Blick auf den himmelweiten Unterschied zwischen Moral und Religion leitet, so bin ich schon zufrieden. Aber, obgleich wesentlich verschieden, so arbeitet doch jene dieser vor; der Mensch muß erst Sinn für etwas Höheres — das Ideal — haben, ehe er ihn auf das ihn umgebende Unendliche richten kann; sonst läuft er unausbleiblich Gefahr, in diesem Chaos zu ersaufen: der Mensch, als ein Gefäß, muß von dem klaren Wasser der Moral erst ausgespült seyn, ehe der köstliche Wein der Religion in ihn gegossen werden kann. In meinem dramatischen Gedicht war jenes die Function des „Tempelordens“, dieses das höhere Geschäft des „Thales“. — Alle Bemühungen des wohlorganisirten Staates, dem Menschen Moral und Religion zu geben, würden scheitern, wenn nicht in seinem Innern Grundkräfte wären, die auf jene beiden köstlichen Polarsterne hinweisen. Diese Grundkräfte sind Vernunft und Phantasie, die uns beide auf das Höchste unsrer Bestimmung hinweisen, wogegen das, was man so gewöhnlich Verstand nennt, nur der

Knüppel und Stecken ist, uns durch dieses niedere Erdenleben zu leiten. — Die Vernunft giebt uns Moral; die Natur hat uns aber noch eine andere Grundkraft verliehen, die, wo nicht höher denn aller Menschen Vernunft, doch höher als aller Menschen Verstand ist, nämlich die Phantasie. Diese ist die Grundkraft des Menschen, sich als Theil des ihn umgebenden unendlichen Ganzen und — wenn ich es plump sagen soll — als Theil der Gottheit zu fühlen. Durch diese Hypothese erläutert sich die Wahrheit von unendlich vielen Dingen, die ewig wahr und doch ewig unbegreiflich sind. Vernunft und Phantasie, wovon jene uns die Gottheit in uns ahnen, diese uns unmittelbar als Theil der Gottheit — oder der Natur, durch die sich die Gottheit geoffenbart — uns fühlen läßt, sind also die höchsten Kräfte, Moral und Religion die höchsten Tendenzen der Menschheit. Auf die Moral weiset die Philosophie, die Wissenschaft, die aus den Gesetzen unsres Selbst die Eigenschaften des Ideals, der Gottheit, und die Grenzen der uns umgebenden Welt herleitet. Diese Wissenschaft kann und muß demonstrirt werden, da sie von der Vernunft, der Kraft abhängt, die sich in Begriffen oder eigentlicher in Ideen äußert. Phantasie dagegen ist das Gefühl bis zur Anschauung des Unendlichen gebildet, ist Religion. Diese ist also lediglich Gefühlssache, auch stellt sie uns kein Ideal auf; sie kann also weder demonstrirt werden noch uns zum Pflichtbegriff bringen, und wird sie von aufgeklärten Pfaffen dem Pflichtbegriff untergelegt, so heißt

das eben so viel, als ob Gefühle uns zu Handlungen treiben sollen, ein Absurdum, ein gebrechliches Fundament, worauf kein vernünftiges Moralsystem gebaut werden kann. Eine religiöse Moral ist eine Contradictio in adjecto! — Obwohl wir aber ein in uns liegendes Gefühl haben, daß wir Theile des Unendlichen sind (Phantasie), so ist doch von dieser bis zur Anschauung des Unendlichen (Religion) noch ein Saltus, der nur durch ein Mittelglied ausgefüllt werden kann. Um das Unendliche anschauen zu können, müssen wir ihm zuvor eine Gestalt geben, und diese Gestalt des Unendlichen ist das Schöne, und die Gestaltung des Unendlichen ist die Kunst. Die Kunst qua talis ist also lediglich Sache des Gefühls, der Verstand concurrirt bei ihr gar nicht, sie ist bloß aus der Phantasie abgeleitet. Jedes Kunstwerk ist ein Symbol des Unendlichen nach den Gesetzen desselben geregelt, um es der Phantasie zur Anschauung — nicht dem Verstande zum Begreifen, überhaupt ein fatales egoistisches, aller Poesie entgegengesetztes Wort! — darzustellen. Von Begreiflichkeit im strengeren Sinne kann bei der Kunst schon deshalb nicht die Rede seyn, weil bei dem Begreifen man das Begriffene so zu sagen aus dem Unendlichen heraushebt, der Zweck der Kunst es dagegen ist, selbst den individuellesten Gegenstand und mit ihm das Gemüth des Beschauers in ein Verhältniß mit dem Unendlichen zu versetzen, beides, sowohl den Gegenstand als den Beschauer, ins Unendliche zu versenken. — — Am begreiflichsten muß das zum Beispiel bei der Musik werden,

die keineswegeſ ein bloßes Appendix der Dichtkunſt (wie der alte Kant irriger Weiſe geglaubt hat), ſondern ganz von ihr independent, etwas Höheres, ja die höchſte aller Künſte eben deshalb iſt, weil bei ihr gar nichts zu verſtehen iſt, und ſie, ſo zu ſagen, das Univerſum mit uns in unmittelbaren Rapport ſetzt. — Wenn die Sehnſucht, verbunden mit dem Bewußtſeyn freier Gemüthsthätigkeit, der höchſte Effekt eines ſchönen Kunſtproducts und zugleich der Zweck der Natur iſt, die alles Einzelne immer als Theil für's Ganze benutzt und aufzulöſen ſucht, ſo wirſt Du die Weisheit der Natur bewundern, die zwiſchen uns und das Univerſum drei große Leiter geſetzt hat, nämlich 1) die jedem Volk anklebende und jeder Religion mehr oder minder zum Grunde liegende Idee eines Mittlers; das heißt 2) die Liebe, die uns bewegt, uns mit dem Univerſo thätig zu vermiſchen und 3) den Tod, der uns drängt, uns am Ende in's Univerſum leidend dahinzugeben und aufzulöſen, demſelben Univerſum, das ich in der Parabel in einem zweiten Theile den Heiland aus den Wäßern mit vielem Grunde nenne. Dieſen Dreien, der Menſchheit angeborenen Grundkräften liegt die höhere Liebe, oder die Sehnſucht, in's Unendliche zu zerfließen, zum Grunde, und ſo wird Dir das Räthſel klar werden, warum der wahre Religiöſe zugleich rein wollüſtig iſt, item der Künſtler. Die Natur hat es an ſich, in ihre gröbſten Hüllen immer das Edelſte zn verſenken, und der eigentliche Tod iſt ganz gewiß das Non plus ultra der Wolluſt. — Es iſt ganz natürlich, man

kann die Gesetze des Universums anschauen, nicht ohne einen Mittler, wohl aber ohne einen Gott zu bedürfen; auch ohne diese Idee werden Dir die Gesetze des Universums klar werden, ist das nicht der Fall, wohl, so setze Dir einen Gott. Du kannst auch religiös seyn ohne ihn, nicht aber ohne Mittler. Willst Du aber dem gewöhnlichen Wortsinn nach unsterblich seyn, so ist die Göttlichkeit der Religion nicht in Dein Herz gedrungen, Du hast keine Idee von der Wonne, Dich ins Unendliche zu versenken, Du bist irreligiös, auch von dem innersten Wesen der Kunst entfremdet. — Ob nach allem diesem Religion etwas dem Menschen entbehrliches, Kunst ein bloßes Spielwerk geschmackvoller Schwächlinge, oder ob nicht vielmehr beides dem Grundwesen des Menschen eingeimpft ist, überlasse ich Deiner eigenen Beurtheilung."

„Weil aber der religiöse Sinn für's Unendliche, so nothwendig er ist, im täglichen Treiben mehr oder weniger verloren geht, so muß es Priester, so muß es eine Kirche geben, das ist das Hauptthema meines ellenlangen Briefes, das ich nach dem Vorhergesagten nur ganz kurz berühren kann. — Priester ist Jeder, der den Sinn für's Unendliche hat, und ihn in Andern aufregt. Nicht bloß der Geistliche, der Künstler, auch der Staatsmann, der Held, der König sind in diesem Sinne Priester, und ich frage Dich auf's Gewissen: zeigt Dir die Geschichte einen großen Minister, König oder Kaiser, ohne einen hohen Grad schaffender Phantasie? Der Radikalfehler der jetzigen Generation aber ist, daß, so wie sich die Einzelnen

isoliren, dies auch — ihrer Schutz- und Trutzbündnisse ohnerachtet — bei den Staaten der Fall ist; eine unvermeidliche Folge der einseitigen Verstandes-Kultur, die uns vom Ganzen isolirt, auf Kosten der Phantasie, die uns mit dem Ganzen amalgamirt. Diesem, den Einzelnen vom Einzelnen, und das Volk von den Völkern isolirenden egoistischen Zeitgeiste muß entgegengearbeitet werden; immer ist eine Opposition nöthig gewesen und noch, diese kann aber nicht vom Stoffe des Zeitgeistes seyn, sonst könnte sie ihm nicht entgegenwirken; sie muß vom Sinn für das Unendliche, von der Ueberzeugung, daß Jeder bloß Theil des Universums und nichts mehr ist, durchdrungen seyn, muß also die bestmöglichste religiöse Gesellschaft, mit einem Worte: die Kirche seyn. In diesem Sinne sagt mein Erzbischof im zweiten Theile:

„Die Kirche ist das große Gleichgewicht
Vom Schicksal hingestellt zur ew'gen Brustwehr,
Daß nie der Menschenherrscher sich vermesse,
Das Heiligthum der Menschheit anzutasten."

„So ist die Kirche Legatus natus der Menschheit, die geborene Oppositions-Partei gegen Uebermacht und Egoismus, gegen Kronen und Jakobiner-Mützen. So ist sie, ihrer Grund-Idee nach, immer gewesen; daß sie in rohen Zeiten roh war, ist wahr, aber es war theils eine Nothwendigkeit, weil auf den rohen Ast barbarischer Völker ein roher Keil gehörte, zum Beispiel Ketzer, die alle Katholiken verbrennen wollten, dem Gesetze der Nothwehr zufolge natürlich von den Katholiken selbst verbrannt werden mußten; theils war es ein Fehler der Kirche, daß sie, die

eo ipso dem Zeitgeist entgegen arbeiten sollte, sich herabließ, sich ihm zu accommodiren; aber ein zufälliger Fehler ändert so wenig was im Wesen der Sache als der besoffene Pfaffe am Altar der Heiligkeit der Communion etwas benimmt. Daß vollends die Kirche sich unter den weltlichen Arm der Monarchen und der Völker, denen sie sich kraftvoll entgegensetzen sollte, schmiegte, war ein unverzeihlicher Fehler, den sie und die Menschheit gebüßt haben; denn sage mir: würde es zur französischen Revolution gekommen seyn, deren die Menschheit schändende Greuel doch offenbar zu gar nichts geführt haben, wenn die Kirche hätte kraftvoll dazwischen treten können, zwischen Monarch und Volk, und würde die Kirche, wenn sie noch Macht hätte, nicht allen Unfug der privilegirten Stände, namentlich des Adels, über den Du so klagst, wie mit einem Zauberschlage bannen können, durch ein Machtwort?!—„Ha, ha!“ sagst Du, „um uns Pfaffen-Despotismus zu geben!“ — Wer sagt Dir das, daß der Priester des Heiligsten ein Pfaffe seyn muß; schlecht genug für Staat und Kirche, daß er es war! Ein Pfaffe ist ein Priester, der dem Egoismus, dem Zeitgeiste opfert, nach dem Vorhergegangenen eine contradictio in adjecto: in meiner Kirche giebt's nur Priester, nicht Pfaffen! —

Aber, fragst Du mich, was haben Deine Priester, die Beschauer des Heiligsten, mit dem weltlichen Regiment zu thun, so antworte ich Dir: als Beschauer nichts, aber als Priester, als wirkende Heroen, die den ersten Zweck der Natur, Vertilgung des Egois-

15

mus, befördern sollen, sehr viel. Ob sie, wenn sie echte Religiosen sind, es gerne thun, sich mit den Greueln der Menschheit gemein zu machen, ist eine andere Frage, aber sie müssen es thun, denn wer soll der Menschheit helfen, als die Edlen, die Besseren; wer soll den Egoismus ausrotten, als die Einzigen, die von seinem zerstörenden Gifte nicht durchdrungen sind; und können Diejenigen, die, um ein Bild zu brauchen, auf einer lichtvollen Wolke über der Menschheit schweben, so gern sie auch den Blick zu Gott emporheben möchten, es mit ansehen, wenn die von allem Heiligen entfremdete Menschheit sich unter ihnen erwürgt, könnte die Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, zum Beispiel es mit ansehen, daß Millionen Menschen geopfert werden sollen, damit ein Artillerie-Lieutenant die ganze Welt beherrsche, oder ein christliches Judenvolk einen neuen Stapelplatz zum Schachern erhalten soll? — Wenn also die Kirche und nur allein die Kirche (die vom Egoismus entfremdete Gesellschaft der Besseren) die Welt beherrschen soll, so muß sie Kraft haben; die Kirche muß durch die isolirten Staaten ein Vereinigungsband ziehen, den Sinn für Religion. Um das thun zu können, muß sie aber existiren, nicht blos wie jetzt, in den Köpfen der Besseren, sondern durch eine förmliche, wenn gleich Anfangs kleine und unscheinbare Verbindung. Dieses ist der mir vorschwebende religiöse Orden, der keinen neuen Religions-Cultus erdenken, sondern nur den schlummernden Keim der Religion wecken soll. Diese Gesellschaft müßte selbst Religion haben, ich sage

Religion, das heißt nicht eine bestimmte, nicht diese oder jene Religion, sondern Sinn für's Unendliche und das lebendige Gefühl, daß man nur Theil desselben, nur für dasselbe da ist. Jeder wäre Priester, Jeder Glied der Gemeinde. Träte ich zum Beispiel auf und schilderte den katholischen Glauben, den ich für den besten halte, weil mir die, jeder Religion zum Grunde liegende Haupt-Idee eines Mittlers am herrlichsten darin ausgedrückt scheint, so träte vielleicht ein Anderer nach mir auf, und belebte den Bund durch die Aufstellung indischer Mythen, die in jedem Grundwesen Mann und Frau zugleich, und also die Idee der alles belebenden Liebe aufgestellt haben; ein Dritter bete meinetwegen mit den Parsen das Feuer an. Jede religiöse Ansicht würde tolerirt. Träte aber Jemand auf und sagte: es ist nichts mit dem ganzen Universum, ich bin nur für mich geschaffen, nur ein isolirtes Wesen, mein Wohlseyn ist mein erstes und letztes Ziel; kurz, spräche er so, wie jetzt alle Völker, mehr oder minder verblümt, leugnete er alles Göttliche im Menschen, so könnte er alles Mögliche seyn, nur nicht Mitglied unseres Bundes. — Die Folge eines solchen religiösen Bundes ist nun doppelt; 1) Proselytenmacherei, weil man sich für das Heilige nicht interessiren kann, ohne Freunde zu werben, die sich mit uns dessen freuen, wie Liebe, Freude, Kunst, kurz jedes Edlere im Menschen Genossen sucht. 2) Intoleranz, ich sage Intoleranz, gegen alles Gemeine, Platte, Unheilige, nicht um dessen Anhänger mit Feuer und Schwerdt auszutilgen, sondern zu wirken, damit sie

der Menschheit nicht schaden. — Sprich nicht von Fanatismus, sondern frage Dich selbst, ob Du gegen einen impertinenten Bengel tolerant bist? Und was ist ein Solcher gegen einen Schriftgelehrten, der das Volk irre führt! Was dem Ganzen schadet, das sind ein, zwei oder drei Kerls, die von allen für Coryphäen des Geschmacks gehalten werden, und doch vom Wesen der Kunst weniger verstehen als ein altes Weib; diese Orakel und Consorten führen die Menschen irre, sie sind die Schriftgelehrten, gegen die unser Herr Jesus (und nicht gegen die Zöllner und Sünder) die Geißel führte, eine Scene, die Dir zeigen könnte, was der von den dummen Anti-Schlegelianern so dumm verachtete heilige Zorn ist."

Daß in diesem ob auch wohlgemeinten Hirngespinnst eines Ordensgewebes die katholischen Grundlagen in Betracht kamen, wird eben so wenig zu bezweifeln seyn als die Thatsache, wie sehr man sich damals mit allerlei Ordensgeflecht beschäftigte, was uns sogar Goethe in seinem „Wilhelm Meister" umständlich genug bemerken läßt. Das Hinneigen zu Dem, was im Mittelalter, im Jugendwalten des Romantischen, der dem Bilderdienst verknüpfte Allgemeinglaube war, ist überhaupt der „romantischen Schule", der Werner sich anschloß, fast allgemein eigenthümlich, und sein Eingehen zum Katholischen wird aus den mir vorliegenden Briefen noch erkennbarer durch spätere Aeußerungen, als er bereits in seine Dichtung: „Die Weihe der Kraft" sich vertiefte.

Am 22. Februar 1806 berichtet er an Peguilhen aus Berlin: „Nächstdem melde ich Dir, daß ich ein Schauspiel für die hiesige Bühne schreibe, das bald fertig ist, und will's Gott, noch diesen Sommer gespielt werden wird. Sein Gegenstand ist Dr. Martin Luther! — Das war noch ein Mann, ein ganzer Mann! Sieh, der kämpfte auch für die Freiheit, aber er war selber frei. Glaube übrigens nicht, daß ich darum weniger katholisch bin als sonst. Luther war es gewiß auch im höheren Sinne! Dieser Luther soll übrigens für die Quartaner das seyn, was die „Thales-Söhne" für die Tertianer in der Religion waren, und das „Kreuz an der Ostsee" für die Secundaner ist. Für die Primaner kann ich nicht schreiben, denn die lesen keine Komödien mehr." —

„Die Weihe der Kraft" mit dem Werner'schen Luther kam nun auch schon am 11. Juni 1806 auf die Bühne, und die erste Veranlassung zu diesem Glaubensdrama hatte bei seiner Anwesenheit in Berlin — Schiller gegeben. Er fragte Iffland: „Haben Sie nichts zu lesen für mich, etwas Neues im Manuscript vielleicht?" — Kurz zuvor hatte Werner „Die Söhne des Thales" als „Ordensgemälde in fünf Akten" eingeschickt, und bei Iffland lag dies Werk; jetzt griff er danach, und Schiller empfing es. Am nächsten Morgen ward dieser von Iffland besucht, der den damals schon bedenklich kränkelnden Dichter fragte: „Wie haben Sie geschlafen, und wie geht's Ihnen heut?" — „Ganz gut", antwortete Schiller; „geschlafen hab' ich aber gar

nicht! Wegen Ihres Manuscripts bin ich die ganze Nacht wach geblieben. Von wem ist's?" — „Von einem gewissen Werner", entgegnete Iffland. — „Von einem gewissen Werner?" sagte Schiller nicht ohne empfindliche Betonung; „das ist Ihr Mann, an Den müssen Sie sich halten, wenn Sie etwas für die Bühne haben wollen. Ich mag nicht verbürgen, daß dies Stück bei der Darstellung Effekt machen wird; aber fordern Sie ihn auf, einen Glaubenshelden in einem andern Stücke zu schildern: Niemand kann es besser als er!" — Iffland erzählte dies in einer Abendgesellschaft des derzeitigen Kabinetsrath Beyme, durch diesen ward Werner's Wunsch, nach Berlin versetzt zu werden, betriebsam unterstützt, und im October 1805 erfüllt. Ein Unrecht gegen Iffland wäre es aber, wollte man glauben, er habe sich nicht schon vor jenem Gespräch mit Schiller, der im Mai 1804 in Berlin war, um Werner bekümmert. Dieser meldet am 30. April 1804 seinem Freunde Peguilhen: „Huray*) hat an mich geschrieben des Inhalts: Iffland habe ihn nach dem Verfasser der „Thales-Söhne" gefragt und ihm den Auftrag gegeben, bei mir anzufragen: ob ich nicht übernehmen würde, für das Berliner Theater zu schreiben; Schiller erhielte für jedes Stück 100 Ducaten, in dem Verhältniß würde Iffland mich vielleicht auch stellen, dabei könnte ich dann ex post

*) Daniel Huray, erst Regisseur, dann Director der Bühne in Danzig.

nach Jahr und Tag das Stück noch an Verleger verkaufen; ich dürfte nur durch einen Wink meine Meinung bekannt machen, und Iffland würde sich sodann gleich mit mir in Unterhandlungen einlassen."

Welche Forderungen Werner — zu seinem Vermögen von 12000 Thalern — in Bezug auf Orts- und Amts-Veränderung beantragt, wird aus demselben Briefe ersichtlich: „Ich müßte bei der Berliner Theater-Direction mindestens einen Posten von 600 Thalern Fixum (ohngerechnet dessen, was ich mir etwa durch Schriftstellerei machte) haben; dieses Gehalt aber wird, glaube ich, nur dem Theater-Dichter Herklots zu Theil, der — —*) doch noch lebt und leben wird. Wäre ein anderer Posten von der Art, bei dem wenig oder nichts zu thun wäre, vacant, so wär's ein Anderes. Aber unter 600 Thaler Fixum kann ich in Berlin nicht füglich leben, auch ist Berlin ein im Grunde fataler Ort für Den, der dort nicht locker leben kann. Ja, wer unverheirathet ist, aber Du kennst meine Lage! Mein Rath ist also der: Du nähmst Gelegenheit, Ifflanden kennen zu lernen, und mit ihm von mir zu sprechen. Du detaillirtest ihm gütigst meine Lage und Wünsche, sähst was zu thun wäre, um mir 600 Thaler Fixum zu verschaffen durch einen faulen Posten, gleichviel ob er bei der Theater-Direction oder nicht, hoch oder niedrig betitelt wäre, wenn er mir nur ein nicht precaires Fixum und sorgenfrei Leben

*) Eine ungeziemende Aeußerung gegen Herklots ist hier weggelassen.

verbürgt; denn habe ich das und Muße, so kann ich arbeiten für's Theater, selbst wenn ich Laternen-Inspector wäre.“ — Aus Warschau schrieb er am 11. Juni 1804: „Uebrigens freue ich mich wirklich ganz herzlich, wenn ich daran denke, nach Berlin zu kommen und mit Dir, rechtschaffenem Kerl, zu weinen und zu lachen, wie sich's trifft. Aber zwei Hauptbedingungen sind: 1) daß ich dabei nicht verhungere; 2) daß es ein Faullenzer-Posten ist, denn soll ich keine kommode Tage haben, so bleibe ich in Warschau, wo ich schon das Terrain kenne.“ — Am 4. September 1805 meldet er, noch von Warschau: „Was meine Versetzung nach Berlin betrifft, so ist solche so nah, daß ich tagtäglich der bestimmten Marschordre entgegensehe. Als was ich in Berlin angestellt werden soll, weiß ich selbst noch nicht, habe aber allen Grund zu vermuthen, daß man mich einstweilen zu einem Stück Geheimen Secretair mit circa 600 Thaler Diäten machen wird.“ —

Nach Berlin hatte Werner seine dritte Frau mitgebracht, von zwei Frauen war er bereits geschieden, und wenn man sein Leben und Treiben beobachten, davon hören konnte, ließen sich diese Scheidungen ohne vieles Forschen begreifen. Ueber Liebe und Ehe herrschte in ihm die sinnlichste Leichtfertigkeit, die sich auch nicht den Schein des Sittlichen zu bewahren wußte. Darüber mögen wenige Andeutungen zugleich seine Aufrichtigkeit bezeugen. — Im Jahre 1798 war ihm eingefallen, sich von Warschau nach Bialystock, wo sich damals Peguilhen befand, versetzen zu lassen. Ihm schrieb nun Werner unter Anderem: „Wenn

man nach Bialystock in Gesellschaft eines schönen Weibes käme, und sie weder als Frau noch als Maitresse präsentiren wollte, wären Eure Zirkel wohl aufgeklärt genug, um dieses niedliche, sehr gut erzogene Weibchen — eine halbe Deutsche und halbe Engländerin, keine Tyrannin, aber auch nicht wie meine Vorige!!! — um dieses Weibchen, sage ich, darin als Madame X oder Z zu produciren, und mit ihr unverheirathet zusammen zu wohnen? Jedoch bitte ich im ganzen Ernst, über dieses Räthsel, was hier noch ganz ein Geheimniß ist, weder von Diesem noch von Jenem Aufklärung zu verlangen, da beides mich sehr compromittiren würde". — Dies hätte er allerdings zu fürchten, denn Werner war derzeit verheirathet, bald danach geschieden, ein Jahr später (1799) wieder verheirathet, 1801 abermals geschieden, und im Juni 1802 berichtet er verspätet aus Warschau: „Ich bin mit meiner dritten Frau, einer hiesigen Schneiderstochter, Malgorszata Mankviatovska, seit dem September vorigen Jahres verheirathet. Meine Frau ist stockpolnisch, 19 Jahr alt, und macht mich unendlich glücklich." — Es dauerte jedoch nicht lange mit dem Unendlichen, auch diese Ehe wurde aufgelöst nach kaum vierjährigem Bestande, und dem nun sechsunddreißigjährigen Werner hatten bereits drei Frauen gern entsagt. Hinsichtlich der Dritten schreibt er an den Freund: „Erlaß mir die traurigen Details; das aber kann ich Dir schwören, daß die Scheidung von meinem innigst geliebten Weibe (das Scheidungs-Erkenntniß ist schon heraus) vielleicht die einzige gute Handlung

meines Lebens und das schwerste Opfer war, was ich je brachte.“ — Die „Details“ wurden sehr offenkundig. Werner überließ sich während seines Aufenthalts in Berlin den sinnlichsten Genüssen, und dies zu dulden, verweigerte das Gefühl der schönen dreiundzwanzigjährigen Frau, die ich gesehen, aber nicht näher gekannt habe. Urtheilsfähige versicherten mir jedoch, daß sie sich durch Selbstbildung auszeichnete. Bei den Versuchen, Hülfe zu finden gegen das wüste Betragen ihres Mannes, das sein Aeußeres merklich veränderte, nahm sich der Staatsrath Kunth ihrer an, und sie wurde dessen glückliche Gattin, wußte sich also in steigende Verhältnisse einzuleben, was jedenfalls zeugt für höhere Geistesfähigkeit, als man bei einer polnischen Schneiderstochter vermuthet. Mit welchem Grunde Werner von einer „guten Handlung“ und vom „Opfer“ sprechen kann, das ist mir unenthüllt, schmerzlich war indeß diese Scheidung dem zwar zügellos leichtfertigen, trotz seiner theilweise unsittlichen Schwächen aber oft von gemüthlichen Stunden wunderlich überraschten Mann. Friederike Bethmann hat mir darüber Einzelnes mitgetheilt, unter Verschiedenem erzählte sie mir in Bezug auf jene Frau: „Als Werner im Jahre 1808 von Berlin abzureisen gedachte, stürzte er eines Abends mit fliegendem Mantel zu uns in's Zimmer, dabei heftig ausrufend: „Sie liebt mich noch, sie liebt mich noch!“ Erst nach Umschweifen ward es uns klar, daß Werner die Kunth meinte, nachdem er bei ihr den Abschiedsbesuch nicht unterlassen hatte, und auf meine

Frage: woran er die noch dauernde Liebe erkannt habe, antwortete er in Verzückung: „Sie begleitete mich bis an die Treppe, und dort sagte sie: Werner, in Rücksicht auf unser sonstiges Verhältniß will ich Dir noch einen freundschaftlichen Rath geben: wasch' Dich, kämm' Dich, denn Du siehst aus wie — —!" Für die, nicht von der Bethmann, nur hier unterdrückte Vergleichung darf man den stärksten Ausdruck gebrauchen, und die geschiedene Frau nicht im Unrecht finden; denn Werner vernachlässigte sich zuweilen so, daß ein ähnlicher Rath nützlich seyn konnte. — Wie nächstdem irgend ein Gedanke seine Gereiztheit wendete oder steigerte, er dann fast unzurechnungsfähig wurde, davon erwähnte die Bethmann noch zwei Beispiele, die entschieden bezeichnend sind. — Eines Tages wurde Werner's Wunsch erfüllt, die Kunstkammer und Gemäldegallerie im Berliner Königlichen Schlosse zu besichtigen, nachdem der Kastellan, in Folge seiner Vermittelung, die Vormittagsstunden, in denen es geschehen könne, bestimmte. Es hatten sich, der Verabredung gemäß, vor dem Schloßeingange bis zu zwanzig Personen zum Beschauen jener Kunstschätze vereint, Werner mitten unter ihnen. In der Gemälde-Gallerie verlor er alle Aufmerksamkeit für Anderes, als er vor einem Heiligenbilde stand, und wenn man ihn rief odet herbeiholte, immer lief er wieder zu demselben Gemälde. Dies dauerte, bis man die Säle verließ, da rief plötzlich Werner auf der Schloßtreppe: „Mein Hut, mein Hut!" Man mußte umkehren, den Kastellan ersuchen, nochmals aufzuschließen,

und nun ging es an ein Suchen, wobei sich der dienstfertige Kastellan berührigst umthat. Endlich kam er wieder herbei und sagte verlegen: „Ich habe zwar dahinten einen Hut gefunden, kann aber nicht glauben, daß es der dieses Herrn sey.“ — „Es ist meiner!“ rief lebhaft Werner, empfing einen sehr abgenutzten Kindeshut, und sprach nun erklärend: „Meine Mutter schenkte ihn mir an meinem sechsten Geburtstage und ich hab' ihn mir aufbewahrt; da nun heut auch ein Jahrestag meiner Geburt ist, sah ich ihn mir an und konnte mich nicht davon trennen.“ — Die Wirkung dieser Sonderbarkeit läßt sich denken, doch verleugnete sie auch nicht ihren Theil ernsten Eindrucks. Alle verließen schweigend den Saal, und unterwegs erst befreite sich das Gespräch von der Befangenheit.

Hat dies Ereigniß einen Anflug vom Uebersinnlichen, ein zweites gehört dem Gegensatz an. — Da Werner gern süßen Wein, genannt Sekt, trank — überhaupt zu den „Gourmands“ gehörte — gab ihm die Bethmann etliche Fläschchen, mit solchem Wein gefüllt, mit auf die Reise. Nach ein paar Tagen, als man kurz zuvor darüber gesprochen hatte, wo Werner sich jetzt befinde, trat er selbst rasch ein. „Aber, mein Gott, wo kommen Sie her? wir glaubten Sie vierzig Meilen von hier!“ sagte die Bethmann, und er antwortete: „Ja, Verehrte, ich war auch schon eine Strecke fort, aber es trieb mich wieder zurück, um zu fragen: wo ist der vortreffliche Sekt zu haben?“ — Er hatte Postgeld verloren, um Sekt

zu holen, kaufte dessen, und fuhr hierauf abermals von dannen.

Einmal wurde ich auch Zeuge von Werner's Hang zum Spukglauben. In einer Gesellschaft, die sich oft zusammenfand bei einer geistig angeregten und anregenden Familie, war Werner mitheimisch geworden. Man schätzte seine dichterischen Gaben, bescherzte aber sein Ueberspanntes und Aufschwärmen in's Haltlose zuweilen durch verabredete Neckereien. Dazu wurde nun besonders der von ihm unerschütterlich genährte Glaube an Wunder, Gespenster und Hexenumtriebe benutzt. Eines Abends hatten sich alle Anderen verbündet zur Erzählung von Geister- und sonstigen Wahngeschichten, denen aber, wenn sie augenblicklichen Eindruck gemacht hatten, stets die natürliche Lösung folgen mußte. Werner hörte anfangs mit behaglichster Achtsamkeit zu, wurde aber allmälig bei jeder handgreiflichen Aufklärung verstimmter, dann erhitzt; als nun aber der Bericht einer Hexensage durch ein höchst spaßiges Erläutern zunicht, und darüber sehr gelacht wurde, gerieth Werner außer sich, schlug mit der Faust auf den Tisch, schrie dabei: „Hexen geben er's!" (örtlich beschränkter Ausdruck für „Hexen giebt es!") verließ wüthig das Zimmer, und es bedurfte mehrmaligen Zuredens, ehe er wieder in jenem Familienkreise erschien.

Im Jahre 1814 oder 1815 war Werner für kurze Zeit nochmals in Berlin; seine Ankunft wurde vorher bekannt, und ich erhielt auf ihn eine Anweisung im Betrage von sechshundert Gulden. Er hatte sie

von dem, meinen Geschäfts-Verhältnissen dankenswerth zuthulichen Buchhändler Cotta empfangen, als Vorschuß in Bezug auf Reise-Berichte für das „Morgenblatt“, die aber ausblieben, und ich sollte nun versuchen, jene Summe einzuziehen, was mißglückte. Um mir wenigstens ein Zeugniß zu verschaffen, daß ich die Angelegenheit betrieben habe, ging ich selbst zu Werner. Nachdem er „alle Forderung schwer überstandener Tage“ von sich abwieß, kamen wir im Gespräch mit dem Erinnern doch zu sonstigem Bestreben, wobei Werner, wie er auch öffentlich gethan hat, seine Dichtungen sammt aller früheren Lebensbewegung verurtheilte. — „Vielfach hab' ich damals gesündigt“, sagte er; „wenn Poesie und Kunst nicht in Demuth und Anbetung dem Höchsten dienen, Dichter und Künstler nicht mit Geist und Herz Priester des Allerheiligsten sind, werden sie den verderblichsten Abwegen nicht entgehen; ich finde dann im Kindesglauben die bessere, die reinere Erhebung, und das armseligste Crucifix erfüllt mich mit tieferer Andacht, als das gepriesenste weltliche Kunstwerk. Bin ich aber etwa deshalb, weil ich den Priesterrock anzog, ein poetisch Abtrünniger, der das Flügelkleid der Poesie verdammt? Nein! in meinem Bewußtwerden vereint sich nichts inniger, als der Begriff von Priester und Dichter. Der Talar des Priesters ward mir geschenkt, über mein Verdienst geschenkt; aber sey er das Gewand der Unterwürfigkeit, der Feier des Heiligen und Ewigen, jenes schöne Flügelkleid ward mir angeboren, es ist anvertrautes, unerschöpfliches Vermächtniß von Oben. Nicht nur

bis zum irdischen Ende werd' ich es pflegend behüten, sondern, wie ich von Gottes Gnade hoffe, auch am verklärten Leibe nicht verloren haben." — Umständlicher sprach er dann über seine früheren „Prunk- und Irrzustände", in deren Schilderung Entzücken und Bereuen nicht selten die schwungvolle Begeisterung mit niederem Ausdruck vermischten. Dies habe ich auch wahrgenommen in einer von mir gehörten Predigt, bei der Werner zuweilen an Abraham a Santa Clara denken ließ, indem er mitten aus dem übersinnlichen Emporschweben in die gewöhnlichste Wirklichkeit herabstürzte: ein Gegensatz, der für einen Mehrtheil des Volkes niemals ohne Mächtigkeit ist. Als er sich über die Theater äußerte, gerieth er gegen dessen „Götzerei und Versumpfung des Erhabenen" in Flammeneifer, wo dann zur Verdammniß die derbsten Beiwörter auch nicht mangelten. Der letzte Eindruck, der mir von seinem Wesen blieb, war jedenfalls der ihm günstigste; denn aus dem Ungleichen der augenblicklichen Stimmungen entwickelte sich mir deutlicher das Gleichgewicht der Ueber- und Abgespanntheit.

Die Veränderungen an seinem Aeußeren waren übrigens bedauernswerth auffällig; seine Gestalt von Mittelgröße schien gegen sonst durch Abmagerung verlängert, das Gesicht mit dem unter starken Brauen düster blickenden Augen war faltiger, das dunkle Haar mehr mit Grau gemischt. Die Sprache aber hatte an Kraft und Volltönigkeit nichts verloren, und die Wandelbarkeit der Mienen war eben so lebhaft im Anreizenden, wie im Abschreckenden, je nachdem er in

der Rede das ihm Werthe oder Widrige berührte. Unvergeßlich ist er mir in dem Augenblick, als wir uns trennten. Wir hatten eben noch über Kunst- und Literaturzwecke gesprochen, da ergriff er meine Hand und sagte mit Würde: „Lassen wir die Moder des Staubes sich im Kreislauf abmüden, und wünschen wir Jedem, daß ihm aus den unvermeidlichen Schmerzen des Irrthums die Kraft erwachse, vom Weltlichen Alles hinzugeben, um durch Glauben und Ahnung das Reich der Unschuld zurück zu empfangen, wie es einst die Menschheit mit dem Paradiese verlor. Auf diesen Segen hoffe ich, und dieser Segen sey mit Ihnen!" — Da stand er innerst angeregt vor mir als Geweihter, der beseligt aufblickte zum Gebiet der Verheißung, und ich leugne nicht, daß der Mann, den ich vordem wegen seiner schwankenden Wunderlichkeit belächeln mußte, mich erschüttert hatte, wonach mir die gerühmte Wirkung seiner Predigten sehr einleuchtend, der Werner von Ehemals und Jetzt zu einem seltsamen Doppelwesen, daneben doch wieder zu einer denkbar möglichen Einheit wurde. — Fühlte er sich durch seine priesterliche Thätigkeit beseligt, so ist dies mit keinem Wort zu verletzen; ein nicht gering zu schätzendes Andenken wird ihm aber — auch bei verschiedenem Urtheil — doch nur bewahrt durch seine Dichterwerke, die er verdammte.

Schon ein paar Mal bin ich in Nachbetrachtung meines Lebensganges an Christian von Mecheln mehr vorübergegangen, als daß ich mir den in seinem Behaben mitunter seltsamen alten Schweizer festgehalten

hätte. Wo ich ihn erwähnte, geschah es mit der ihm schuldigen Dankbarkeit für die mir von ihm eben so wohlwollend als klug bewiesene Theilnahme bei dem Gefährlichen während der französischen Gewaltherrschaft; doch mag es hinsichtlich seiner Eigenthümlichkeit, die theils rührend, theils belustigend ansprach, geziemend seyn, ihn deutlicher hervortreten zu assen, weil auch er beiläufig mit seinem Benehmen das Zeitwesen bezeichnet. — Daß Mecheln ein beachteter Mann war, bezeugen die ihm bei seiner Anwesenheit in Weimar von Schiller am 16. März 1805 gewidmeten Zeilen:

„Unerschöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit
Ist die Natur; die Kunst ist unerschöpflich wie sie.
Heil Dir, würdiger Greis! Für Beide bewahr'st Du im Herzen
Warmes Gefühl, und so ist ewige Jugend Dein Loos."

Hierzu gab der Probst Hanstein in Berlin an Mecheln's achtzigstem Geburtstage — am 4. April 1816 — folgende Nachschrift:

„Im prophetischen Geist hast Du gesungen, o Schiller!
Jugendlich wirket noch heut Mecheln, Dein würdiger Greis;
Denn noch glüht Ihm warmes Gefühl im Herzen für Beide:
In dem Tempel Natur opfert er feiernd der Kunst."

Diese doppelte Anerkennung sey vorausgeschickt, um den Werth Mecheln's zu bekräftigen, was nicht hindern kann, daß, der verdienten Achtung ohne Abzug, auch sein sehr geübt eingreifendes Umsichthun anschaulich werde.

Er war aus seiner Heimath Basel geflüchtet, nachdem er im Kunsthandel, hauptsächlich bei Herausgabe einer General-Landkarte der Schweiz, in Schulden

gerieth, die er weder decken noch Hülfe finden konnte. Nach der Meinung seiner Anverwandten hätte man ihn aus Staatsmitteln unterstützen sollen, weil es damals die beste General-Landkarte der Schweiz war, die für Mecheln zum Unheil, der Gesammtheit aber nützlich wurde. Zahlungsunfähige bei Handelsgeschäften bedrohte die Schweiz im vorigen Jahrhundert noch mit strengen Gesetzen, und der einzige Ausweg war, eine andere Heimath zu suchen. Mecheln wandte sich im Jahre 1803 nach Berlin, wußte mit der unbefangensten Dreistigkeit in dem engsten Kreise des Königs Friedrich Wilhelm III. vertraut zu werden, empfing jetzt aus Gutwillen, dann durch Ueberredung mancherlei Aufträge, bei deren Ausführung er auch meiner gedachte, indem er schon 1805, bald nach meiner dauernden Ansäßigkeit in Berlin, mich umfänglich bei seinen Unternehmungen in Anspruch nahm. Er zeigte bis in das Geringste hinein Sparsamkeit, man darf sagen Geiz, schickte aber alles Erworbene nach der Schweiz; denn seines Lebens Ziel war nur noch, die Schulden dort zahlen zu lassen, um im Vaterlande sein Grab finden zu können, was zum erschütternd Gemüthlichen wurde an seinem Geiz. Er kleidete sich so erkennbar ärmlich, um verleitet zu werden, daß man ihm ein Almosen geben dürfe, und ich sah ihn von 1805 bis 1817, seinem Sterbejahr, stets in demselben Anzuge, der zahlreiche Spuren des Ausbesserns zur Schau trug.

Bis zum Eindringen der Franzosen hatte er eine geräumige Miethswohnung, die ihm nöthig war für

eine Mischmenge von Kunstgegenständen; als er aber nun von der Stadtbehörde zur Aufnahme fremder ungebetener Gäste gezwungen werden sollte, half er sich mit treuherziger Keckheit. Er ging zur Wittwe des Prinzen Heinrich, Prinzeß Wilhelmine von Hessen, die, was ich schon erwähnte, in dem großen Palais viele unbewohnte Zimmer hatte; sie erlaubte auf Mecheln's unwiderstehliches Ersuchen ihm den Einzug, und er nahm eine Reihe von Gemächern in Besitz. Seine schmiegsame Gewandtheit, sich als Gast einzufügen — was er gewöhnlich ausglich mit Schenkung eines Kupferstichs, dessen Abdruck in einer Stufenfolge von Köpfen aus einem Frosch den Apollo-Kopf werden ließ — bewährte er hier ebenfalls, indem er bei der Prinzessin die Beköstigung ermittelte für sich und eine ihn bedienende damals vierzehnjährige Karoline, von Mecheln „der Wolf“ genannt, weil sie nach seiner Meinung nicht zu sättigen war. — Der Winter nöthigte eben auch zur Gegenwehr; als nun die Palaisdiener in ihren Reffs Holz hier- und dorthin trugen, zu Mecheln nicht, beklagte er sich bei der Prinzessin, die dann richtig befahl, auch ihm solle Holz zugetragen werden.

In dieser Palais-Wohnung war er einmal bedenklich krank, die Prinzessin sandte ihren Arzt, und als ich den alten Herrn besuchte, murrte er langweiligst darüber, daß er nicht aus der königlichen Hof-Apotheke freie Medizin erhalte, obgleich es leicht begreiflich war, daß bei einstweiliger Abwesenheit des Hoflagers der Apotheker sie hätte auf eigene Kosten geben müssen.

Vom Bett aus ordnete er während meines Besuchs an, daß „der Wolff" aus einem verschlossenen Schrank etwas herausholen sollte. Das Schlüsselbund hatte er unter dem Kopfkissen, und sichtlich gab er es mit Aengstlichkeit her; dann drehte er sich mühsam nach allen Seiten, um das Mädchen mit Blicken zu verfolgen; nächstdem beschrieb er umständlich die Stelle, wo sie, und nirgends anders, hingreifen solle: man fühlte den Argwohn heraus, es könne ihm etwas entkommen, und seine Anstrengung war bedauerns= und belachenswerth zugleich.

All diese Sorge für irdisch Gut hegte er nur zu dem angedeuteten Zweck, um in der schweizerischen Heimath schulden= und schuldfrei sein Grab zu finden: er hat es nicht erreicht. — Die Prinzessin Wilhelmine starb im Jahr 1808, nach der Wiederkehr des Königspaares wurde das Palais des Prinzen Heinrich zum Universitäts=Gebäude bestimmt: Mecheln mußte ausziehen. In seiner neuen Wohnung, nahe an der Werder'schen Kirche, durchlebte er noch Jahre, starb als Einundachtziger, und da die benannte Kirche einen Begräbnißhof hatte, wurde er in seinem Sarge, wie er gewünscht hatte, dort eingesenkt, wo ihm auch noch keine Ruhestätte gegönnt war. Der Kirche Neubau veranlaßte die Beseitigung des Begräbnißplatzes, und die zuletzt dort beerdigten Särge wurden nach einem Orte außerhalb der Stadt gebracht. — Dies Schicksal Mecheln's hat mich zumeist geschmerzt, und meine dienstwillige Zuneigung für ihn blieb dauernd; denn bei aller Sonderbarkeit im Leben und Betrieb

seiner Erwerbshaft war er ein redlicher, gutmüthiger, hülfsbereiter Mann und Freund, was er mir in der Noth unvergeßlich bekräftigt hat. Seine Schilderung mag aber ein Mitzeugniß seyn, daß man auch bei auffälligen Mißlichkeiten das Verurtheilen nicht vorschnell betreiben soll: denn das Getadelte wird nicht selten bis zum Gegensatz ausgeglichen durch verborgene und doch geltenswerthe Gründe. — Im Gesammten hatte Mecheln das Gepräge einer altschweizerischen Natur bei vielseitiger Bildung, die einer schon zur Zeit unseres Umgangs lautschallig übermüthigen Weltweisheit und ihrer Einbildung, weiter zu seyn als die Erfahrung, nicht nachgiebig war. Sein geistiges Leben nährte sich auf den Wegen der „Pariser-Encyclopädisten", mit denen er in persönlicher Bekanntschaft gewesen, und sie mögen es verursacht haben, daß ich in Gesprächen ihn wiederholt sagen hörte: „Nichts wird jetzt mehr verleumdet als Gott und das achtzehnte Jahrhundert." Wie viel oder wie wenig Wahres in diesem Ausspruch verhüllt ist, mag Jeder bei sich selber vermitteln; doch wird es hauptsächlich darauf ankommen, welchen Richtungstheil des achtzehnten Jahrhunderts man in Betracht zieht, wozu in Etwas behülflich die Versicherung seyn mag, daß Mecheln für die französische Freiheit und Gleichheit sich nicht im Mindesten erwärmen konnte.

In der Erinnerung mich umschauend, naht sich ein anderer Zeitgenosse, E. T. A. Hoffmann. Mit diesem Schriftsteller, dessen Talent ich stets anerkannt habe, ohne daß ich mich an den Spukgebilden seines

berauschten Verstandes ungetrübt zu erfreuen vermochte, bin ich zwar in Begegnung und Umgang, dabei aber niemals in Behaglichkeit gekommen. Es stand fast seit dem ersten Zusammentreffen mit ihm eine Begebenheit zwischen uns, die meinerseits eine Scheu erklärlich macht, und für Hoffmann-Callot, wie man ihn oft nannte, Stoff einer Schauergeschichte in seiner Manier hätte seyn können.

Im Jahre 1806, als die Franzosen das ehemalige Südpreußen in Besitz nahmen, verlor Hoffmann sein Amt bei der Justiz-Verwaltung in Warschau, und ich sah ihn in Berlin zuweilen bei Abend-Gesellschaften. Bis dahin wußte ich nichts von ihm, und habe zu gestehen, daß ich mir ihm gegenüber die oft gehörte Lehre: nach Gesichtszügen lasse sich nur unsicher urtheilen, wiederholen mußte, ohne rechten Erfolg zu spüren. Sein Anblick hatte für mich immer etwas Unheimliches, und nicht für mich allein; sein Gespräch war jedoch meist so sprudelnd geistreich, daß man davon hingerissen wurde, selbst wenn ein Grad vom Schroffen bis zur Giftigkeit bei seinen Aeußerungen selten ausblieb.

In einem der geselligen Kreise machte Hoffmann die Bekanntschaft einer jungen, sehr schönen kinderlosen Gattin eines preußischen Beamten, der, bevor die Franzosen nach der Schlacht bei Jena Berlin erreichten, mit dem Kriegs-Collegium dem Königszuge nach Ostpreußen gefolgt war. Sie lebte in unglücklicher Ehe, und ihr Mann trug im Antlitz Zeichen einer Krankheit, die jeden Widerwillen begreiflich macht. Ihre

Bildung war vernachlässigt, und wahrscheinlich hatte sie ihre frühere Jugend in ärmlichen Verhältnissen verlebt; etwas Bestimmtes habe ich darüber nicht erfahren, auch nie danach gefragt. Natürlicher Verstand bis zu Geist und Witz fehlte ihr jedoch nicht, was Vielen um so annehmlicher seyn mochte, weil sich Alles im Anspruchlosen hielt, sie sich ihres beschränkten Wissens bewußt, dabei zugleich lernbegierig war, immer herzlich mitlachte, wenn sie ihre Unkenntniß in drolligen Bemerkungen verrathen hatte, dann aber jedesmal um Belehrung bat. Diese Frau, welche ich bis dahin nur in einem ihr Tag für Tag zugänglichen Familienkreise gesehen hatte, begann plötzlich, ihre wenigen Bekannten, Frauen und Männer, zu Abend einzuladen, und in einfachster Weise zu bewirthen. Ich selbst folgte nur das erste Mal der Einladung, und fand Hoffmann dort, der sich, wie es mir schien, in der engen Wohnung sehr heimisch benahm, übrigens mit stachelndem Reiz, ich möchte sagen in tollster Laune die Anwesenden, eine geringe Zahl, lebhaft unterhielt, auch die Musik zu Hülfe nahm. Etwa ein paar Monate nachher verließ er Berlin, und wurde Musik-Director in Bamberg.

Schon vor seiner Abreise vernahm ich in der Familie, wo jene Frau sich eine Freundin und oft gastliche Aufnahme fand, sie werde sich scheiden lassen, und mit Hoffmann, sobald dessen Verhältnisse geordnet wären, sich verheirathen. Nicht genau unterrichtet über diese Verhältnisse, wohl aber über die unglückliche Ehe der Frau, hatte jene Mittheilung für

mich nichts Unglaubliches. Ein später auftauchendes Gerücht: Hoffmann sey schon verheirathet, konnte entweder Unwahrheit, oder eine Scheidung hier ebenfalls beabsichtigt seyn, und nächstdem war mir diese Angelegenheit nicht sogleich genau bekannt. In erwähnter Familie wurde sie jedoch bald der Grund zu mehrfacher Verstörung. — Jene Frau war eine Verführte, eine Getäuschte; ehe ihr dies ganz deutlich wurde, vertraute sie sich der Freundin, die das Möglichste that, durch Geheimhaltung sie vor Schmach zu schützen, was indeß nicht völlig gelang, weil doch eine verrätherische Zunge den sorgsam gehüteten Schleier zerriß. Sey er hier möglichst geschont; es ist für das Folgende genug, zu sagen: die Frau gebar einen Knaben, der durch Vermittelung jener Freundin — der Hausfrau im bezüglichen Familienkreise, die ihren Gatten zum Mitwisser des Unheils gemacht hatte — fremder Pflege übergeben wurde. Die in Todesängsten schwebende Mutter hoffte noch immer, sie war und blieb aber verlassen.

Im Jahre 1809 kam ihr Mann nach Berlin zurück und kannte bald durch die verrätherische Zunge, einer alten Jungfrau angehörend, das Vorgefallene, was ihm bestätigt wurde, als seine Frau erklärte: sie könne und wolle ferner nicht mit ihm leben. In welcher Art der Mann sich benahm, darüber erhielt ich keinen zuverlässigen Bericht; es soll leider sein Zorn ihn zu den ärgsten Mißhandlungen, die Frau zur Verzweiflung getrieben haben. Eines Abends hatte sie sich erhängt; dies wurde indeß frühzeitig genug entdeckt,

so daß die Wiederbelebungs-Versuche Erfolg hatten. Die Unglückliche erwachte wieder zu einem traurigen Daseyn! — sie war wahnsinnig, mußte in das Irrenhaus der Charitè; von dort entließ man sie nach zwei Jahren als genesen, doch zerstört an Geist und Körper.

Um den Knaben bekümmerte sich kein Anverwandter, er blieb dem Mitleid jener Familie empfohlen, und da deren Umstände nicht erlaubten, ganz allein für ihn zu sorgen, vereinten sich Mehrere zu diesem Zweck, nachdem vergebens versucht worden war, von Hoffmann Bestimmungen und Unterstützung zu erwirken. So wurde auch ich ein wenig betheiligt, und man entschloß sich, dem Knaben einen Pflegevater zu geben in der Person eines Küsters in Bernau, drei Meilen von Berlin. — Nun aber stellte sich ein seltsames Zeichen dar von der Kraft des Bluts, so daß die Worte des Goethe'schen „Mephistopheles": „Blut ist ein gar besondrer Saft", sich bewährten. Ohne Unterricht empfangen zu haben in der Musik — bekanntlich von Hoffmann leidenschaftlich geliebt — hatte diese eine unwiderstehliche Gewalt über den Knaben. Er folgte, als er höchstens sieben oder acht Jahre alt geworden, herumziehenden Musikanten meilenweit und tagelang, so daß der Pflegevater oft nicht wußte, wo der Davongelaufene sich herumtrieb, und dann nach Berlin kam, ihn hier zu suchen. Selten war er zu finden, kehrte aber gewöhnlich am andern Tage, zuweilen aber erst nach zwei oder drei Tagen aus eigenem Antriebe in das Haus des Pflegevaters zurück, ohne daß ihn die

jedesmalige Bestrafung hinderte, bald darauf wieder davon zu laufen. Zuletzt wußte man aber wenigstens, wo man seiner habhaft werden konnte: er lief immer nach Berlin. Dort spähte er bei dem Opernhause, bis er irgend eine Thür oder ein Fenster offen fand und ungesehen hineinschlüpfen konnte. Dann versteckte er sich innerhalb und nahm Abends die Gelegenheit in Acht, mit dem ersten Andrange der Hereineilenden ein Plätzchen zu gewinnen, wo er Zuhörer wurde und dabei alles Andere vergaß. Wovon er während solcher Ausflüchte lebte, wo er in der Nacht seine Schlafstätte hatte, das blieb meist unerklärt; denn nur wenn ihm Alles fehlschlug, wandte er sich — was aber höchst vereinzelt geschah — mit dem reuigsten Geständniß an einen Bekannten, ihn um Hülfe bittend. So trieb er es bis zum elften Jahr; jeder Versuch, ihn festzuhalten bei dem Schul-Unterricht und im Hause des Pflegevaters, scheiterte, wenn er wußte, daß in Berlin eine neue Musik-Aufführung angekündigt war. Das wußte er aber jedesmal, denn alle Gelegenheiten, sich die Zeitung zu verschaffen, hatte er auskundschaftet. Eines Wintertages nun, als der Knabe die Nacht zuvor stöhnend und fast erfroren im Säulengange an der katholischen Kirche gefunden, in die nächste Wache gebracht, dann zufolge seines Verhörs am Morgen zu der ihm bekannten Familie geführt worden war, kam man im Berathen zu der Entscheidung, ihn für die Musik ausbilden zu lassen, und bald hatte er in Bernau einen Lehrer, bei dem er täglich am Klavier Unterricht erhielt. Seine Ausflüge nach Berlin unterblieben

aber doch nicht, wie es denn durchaus der Zeit und Hoffnung überlassen werden mußte, ob es möglich sey, ihn für den ruhigen Betrieb des Lernens und der Ausdauer dabei zu zügeln. Bis zum dreizehnten Jahr hatte sich in seinem Thun und Treiben eigentlich noch nichts gebessert; — da griff auch hier das Schicksal ein: der Knabe ertrank bei dem Baden in einem See der Umgegend Bernau's.

Gewiß bieten diese Ereignisse in ihrem Zusammenhange Stoff zu einer Schauergeschichte in Hoffmann-Callot'scher Manier!

Leicht begreiflich wird es seyn, daß ich als Mitwisser dieser düsterhaften Begebenheit nicht geneigt seyn konnte zur Geselligkeit mit Hoffmann; ich vermied ihn, indeß war es nicht zu verhindern, daß wir ein paar Mal noch persönlich zusammentrafen, zuletzt im Jahr 1818, hier bei einem Anlaß, wo er mir in eigensüchtig schlimmer Absicht entgegentrat. Darüber ist der Bericht mit seinen mannigfachen Umständen und Verwickelungen jener Nachzeit angehörend, hier schließe in Kürze meine Ansicht über Hoffmann als Schriftsteller.—Er war unzweifelhaft ein Genie, das bei besserer Selbstleitung höheren Werth erlangt hätte; denn es darf wohl gesagt werden, dies Genie litt durch seine eigenen Verzerrungen und Krampfverzuckungen, die sich sogar in Hoffmann's Antlitz tummelten: aus seinen unaufhaltsam unruhig beweglichen Gesichtszügen ließen sich Muster zu Spott- und Hohn-Larven entnehmen. Ein wollüstiger Schmerz, ein Herauswenden der grauenhaftesten Seite des Menschen, ein Schwelgen an einer

Gespenster-Tafel geht — wenn auch nicht völlig ohne Ausnahme — durch das, was er gefühlt und geschrieben. Dem Leser ist's als ob er abendlich an einer Reihe von Wachsgestalten vorüberwandelt, und ich will es nicht verhehlen, daß es mir niemals möglich war, eines dieser Schattenbilds-Werke vom Anfang bis zum Ende zu lesen.

Angenehmer stellt sich innerhalb der Jahre 1809 bis 1811 meinem Rückblicke zuerst noch ein Schauspieler, der durch herzliches Zureden mich hineintrieb in eine Angelegenheit, die zu lange dauernder Plage wurde, aber zugleich die damalige Tagesgeschichte schildern hilft. — Ordne ich die mancherlei Theater-Bekanntschaften meiner Vergangenheit, dann ist Franz Mattausch Einer von den Wenigen, bei denen sich mir kein Gedanke trübt. — Er war im Leben und auf der Bühne nach klarster Bedeutung und Treue „Naturalist". Diese Benennung hat bei einzelnen Inhabern strenger Schulgrundsätze mißwollende Nebenbegriffe, die meist nur einseitig haltbar sind, indem recht schätzenswerthe Gelehrte die Erfolge des von Selbstantrieben genährten Schaffens unterschätzen. Sie reden sich ein, der Naturalist verdränge die Regel, verschmähe das Eingehen auf Geistes- und Wissensforschen, während von ihm doch Beides aus ursprünglicher Schaffungsgabe beseelt und beherzigt wird. Der Naturalist hat entweder nicht das Eingeschulte, oder will es nicht haben, und bei Mattausch war dies völlig so in der einen wie in der andern

Beziehung, was hervorgeht aus seinen Jugend- und Berufsverhältnissen.

Franz Mattausch wurde im Jahre 1764 in Prag geboren; an welchem Tage, das wußte er nicht, was sich leicht erklärt, denn er war Katholik. In seiner Familie wurde der 4. October als Namensfest, der Geburtstag gar nicht gefeiert, und er zweifelte daran, ihn jemals gekannt zu haben. Er hatte arme Eltern, mußte ein Handwerk erlernen, und als er Geselle geworden, wandte sich seine Neigung zum Theater, wo er willige Annahme fand, weil er, bei dem Kirchengesange schon als Knabe betheiligt, durch seine klangvolle Stimme sich auszeichnete. Am 11. Februar 1782 stand er in seiner Vaterstadt zum ersten Mal auf der Bühne als „See-Offizier" in dem Singspiel „Adelheid von Veltheim"; seine geistlichen Vorgesetzten fanden dies aber sträflich, und er sah sich nach vieler Quälerei zur Flucht genöthigt. Auf seinem erwählten Berufswege kam er 1784 zu Veltheim in Baireuth, 1786 zu Schröder in Hamburg, 1789 nach Berlin, wo er sich eine feste Stellung gewann, und, wie das 1792 erschienene „Taschenbuch für Theater-Freunde" mit Recht sagt, „der Liebling des Publikums wurde."

Diesen Andeutungen folge nun, was ich persönlich erlebte mit Mattausch, dem ich bis zum Jahresanfange 1810 niemals in der Gesellschaft begegnet war. Jetzt besuchte er mich wegen eines häkligen Familien-Unheils, womit sich meine Dienstwilligkeit bis zum Abenteuerlichen verwickelte, und in seinem Gemüthswesen nannte mich Mattausch baldigst „Vetter", ob-

wohl sich keine andere Verwandtschaft nachweisen ließ als die der Menschheit insgesammt. Was ihn außerhalb des Theaters betraf, so wußte ich eben nur durch Alltagsgeschwätz, daß Mattausch, der hochgewachsene, kräftig schöne Mann, gleich nach seiner Erscheinung auf der Bühne von vielen Frauen schwärmerisch verehrt wurde, mitunter in jener Ueberspannung aus dem Gefühlseinfluß von Martin Miller's „Siegwart" und Goethe's „Werther." — Ich habe noch eine Frau gekannt, die geständlich in ihrer Jugend den Namen „Mattausch" aus den Theaterzetteln schnitt, und dann dies Streifchen Löschpapier mit dem Kaffee in Wonne einschlürfte, was zu glauben war: denn dieselbe Frau hat noch in ihrem Alter vermöge geförderter und vortheilsüchtig benutzter Einbildungen als „Magnetisirte" wirriges Aufsehen erregt. — Mattausch war aber gegen Zerfahrenheit im Umgange mit dem schönen Geschlecht behütet durch die von ihm lebenslang in Dankbarkeit empfundene Zuneigung einer geistreichen Frau: Marianne Böheim, die dem „Königlichen National-Theater" — so hatte man die damals einzige Berliner Schauspiel-Werkstätte benannt — mit ihrem Gatten angehörte. Joseph Böheim war in Prag geboren, wie Mattausch; diesem ward dadurch gleich nach seiner Ankunft in Preußens Hauptstadt ein Familienkreis geöffnet. Die Frau, derzeit in ihrem zweiunddreißigsten Jahr, als ich sie sah in der Nähe der Funfziger noch schön bei hoher, edel getragener Gestalt, kenne ich als beliebte Darstellerin im Fach der Frauen von Stande, — der „Salonsdamen"

heißt es noch jetzt in gepflegter Fremdsucht. Von ihr wurde Mattausch unterstützt im Aufstreben, und nachdem er sich mit einem Fräulein von Pelkowska verheirathete, gab es in seiner einfachen Häuslichkeit kein Fest ohne das Ehepaar Böheim, von 1810 bis zu meiner Ehe und weiterhin auch selten ohne mich, wieder aus Drang seiner Dankbarkeit, deren Grund sich aus jenem ersten Besuch und dessen nicht unmerkwürdigen Anlaß herleitete.

Im August 1809 war der mit Mattausch durch die Schwester seiner Gattin verschwägerte Hauptmann von Bredow verhaftet worden. Aus dem Militairdienst geschieden, hatte man ihn als Verwalter eines staatlichen, aus königlichen Forsten gefüllten Holzmarkts angestellt, und „er machte ein Haus", wie man herkömmlich sagt. Es wurde erklärlich, weil er nicht ohne Erbthum war, außerdem mit sechs Gespannen auch das Fuhrwesen betrieb, und dabei im Durchschnitt wöchentlich über hundert Thaler in seine Einnahme gebracht haben soll. Als die Franzosen im Herbst 1806 nach Berlin vordrangen, den Holzbeständen wie allem königlichen Eigenthum Beschlagnahme drohte, bewog Bredow, in der Meinung, Vieles für die Folge zu retten, Freunde und Bekannte, keine geringe Anzahl, ihm rasch Holz auf Borg abzunehmen, damit sich der Platz möglichst leere. Dieser Geschäftsumweg war mehrseitig bestätigt, mit dem Einrechnen noch verzögerter Zahlungen auch der Kassen-Abschluß in Ausgleichung. Man beschuldigte ihn aber — in Bezug seiner, obschon durch Zeugen beglaubigten An-

gabe, „daß der Bestand doch nicht völlig abgeräumt gewesen sey, die Franzosen Nachts auf Wagen und Kähnen viele Ladungen weggeholt hätten“ — der Unterschlagung zu eigenem Vortheil, und der bis dahin viel beneidete Bredow wurde gegen Ende des Jahres 1810 zur „Cassation, Unfähigkeit zu öffentlichen Aemtern, fünfjähriger Festungshaft, zu Geldstrafen im Betrage von 20,689 Thlr. 2 Gr. 10⅔ Pf., im Unvermögensfalle noch zu funfzehn Jahren Festungshaft verurtheilt. Ich besitze die Akten, habe genau abgeschrieben, und es bedarf keiner Worte, daß diese Verurtheilung in der Familie — das Ehepaar Bredow hatte sieben Kinder — allen Lebensmuth niederschlug.

Mattausch wandte sich nun im Januar 1811 an mich, um, wie und wo es wirksam seyn könne, zu helfen mit der Feder, die er, nach seinem offenen Geständniß, nur sehr unbehülflich zu führen wisse. Das Kampfgebiet der Rechtswissenschaft ist mir ein sehr fremdes, ich wehrte mich gegen solche Einmischung, doch die schmerzlichen Bitten der Frauen in der liebenswürdigen Familie machten mich widerstandslos, und in Mithülfe einer Darlegung des Hof-Fiskal und Justiz-Commissarius Blume, Bredow's Anwalt, schrieb ich zum Druck und Vertheilen an Personen von Einfluß eine „Vertheidigung des Hauptmanns und Holzverwalters von Bredow gegen das Urtheil erster Instanz; als Manuscript zu betrachten.“ — Dem Censor, dem mir wohlgesinnten Ober-Bibliothekar Biester, bemerkte ich: „Der Aufsatz wird nur deßhalb gedruckt, um dem oftmaligen Abschreiben zu entgehen; er kommt

durchaus nicht in's Publikum." Die Urschrift ist noch vorhanden, und aus der darauf befindlichen Verwahrung Biester's, die zugleich etwas censurgeschichtlich ist, wird einleuchten, daß ich selber verantwortlich wurde. Er schrieb auf die Titelseite zu meinen, nur ihm bestimmten Worten:

„Unter dieser Voraussetzung habe ich das Imprimatur ertheilt. Was zur Vertheidigung eines Klienten dient, bei Personen, die es angeht, oder bei höchst zuverlässigen Menschen, darf nicht sogleich öffentlich gesagt werden. Um Exempelsweise nur Eines zu erwähnen, so würde es Beschwerden und Verdruß erregen, wenn in einer öffentlichen Druckschrift hier gesagt würde, die Franzosen hätten des Nachts mit Gewalt ganze Fuhren Holz weggeholt. Wenn über diese oder sonst irgend andere Aeußerungen nachher Klagen und Unannehmlichkeiten entstehen, wegen der versprochenermaßen nicht sorgfältig verhüteten allgemeinen Bekanntwerdung dieser Schrift, so hat der Hr. Verfasser sich es allein zuzuschreiben, und kann sich nicht auf den Censor berufen.

Biester."

Diese Erklärung empfangen zu haben, mußte ich bescheinigen, bin jedoch über meine Abhandlung, mein einziges Eingreifen in fremde Rechtshändel, nicht angefochten worden.

Hauptsächlich war nun von den Vielen, die mit der Druckschrift um Hülfe ersucht wurden, der Minister von Voß für den Zweck bemüht, und in der Familie Bredow erwachten wieder Hoffnungen. Das

Urtheil zweiter Instanz milderte auch, es lautete aber immer noch drückend genug: neun Monat Festungshaft, nebst 4500 Thaler Geldstrafe, und Bredow wurde aus dem so lange bewohnten Gefängniß der Hausvogtei in der zweiten Hälfte des Juli 1811 nach der Festung Spandau abgeführt. — Jetzt schrieb ich für die Familie, begreiflich auf deren unwiderstehlichen Antrieb, ein, von mancherlei Belegen unterstütztes Gnadengesuch an den gütigen König Friedrich Wilhelm III., dessen mit in Anregung gebrachter Geburtstag — der 3. August — eben ein angenehmes Beiwirken in Aussicht stellte. Vermöge meiner Ueberzeugung, Bredow habe in Wahrheit durch den Willen, Staatseigenthum zu retten, sein Unglück herbeigezogen, außerdem erschüttert von den Wehklagen der Frauen und Kinder, hingerissen von der Lebhaftigkeit, die mich damals Fünfundzwanzigjährigen beherrschte, hatte der Brief an den König eine mitunter etwas zu heiße Art; deshalb war ich bald nach der Absendung hinsichtlich der Antwort nicht ohne schwüle Besorgniß. — Nun denke man sich, daß etwa zehn Tage später eines Morgens das sechzehnjährige Fräulein von Bredow höchst erhitzt hastig in mein Arbeitszimmerchen eintritt, auf ihre Tragtasche zeigt und lautlos ohnmächtig niedersinkt. Ich rufe meine Mutter zur Hülfe, öffne in zitternder Bewegung die Tasche, ergreife die blaue Hülle eines Kabinetschreibens und lese in fast auch mich überwältigendem Eindruck: daß Bredow sofort der Haft entlassen, auch von der Geldstrafe befreit seyn solle. Nachdem des Fräuleins durch überschweng-

liche Freude und den Eilgang zu mir erschöpfte Kraft sich erholt hatte, erfolgte die Einladung, mit der Familie nach der Festung Spandau zu fahren, um dem Gefangenen die gesegnete Botschaft zu bringen. Nachmittags in dritter Stunde waren wir dort, festen Glaubens, den Begnadigten sogleich entführen zu können, aber — der Kommandant hatte noch keine Kunde. Nicht im Geringsten zweifelte er an der königlichen Entscheidung, „müsse aber den Feldjäger erwarten, der ihm die Ordre einhändige." — Es wurde Abend, kein Feldjäger erschien, und Bredow's Unruhe steigerte sich in maßloser Weise, wie dem immer so ist, wenn bei einer unerwartet glücklichen Schicksalswendung sich doch wieder Befürchtungen eindrängen. Wir blieben auf dem Glacis, unablässig nach der „Jungfernhaide" hinschauend, von dorther mußte der Feldjäger kommen: er blieb aus. Die Zeit war vorgerückt bis zu einer wundervoll mondhellen August-Nacht, und der freundliche Kommandant zeigte die gefälligste Theilnahme durch den Antrag: bis zum nächsten Tage, der unfehlbar das Nöthige bringen werde, zu verweilen, that auch das Möglichste zur Ruhe und Bequemlichkeit. So bin auch ich eine Nacht in der Festung Spandau wohl verwahrt gewesen, aber ohne zu schlafen, denn für mich knüpfte sich ein Zwischenereigniß an. Es waren eben noch solche Offiziere Schill's in Haft, die ihn auf seinem letzten Zuge begleitet hatten — auch ein paar von Jenen, die in den Jahren 1806 und 1807 paßlich von mir nach Colberg befördert wurden; sie hörten meinen Namen, und zeigten sich

dankbar für die meinerseits dem Schill'schen Frei-Corps erwiesene Zuthulichkeit. Diesen Gefangenen fehlte nichts von Dem, was zu genußvollem Gelage dient, und die Nacht verging im Freien bei nicht kargem Mahl und oft gefüllten Gläsern. — Sehr früh stand ich dann mit der Bredow'schen Familie wieder auf dem Glacis; in der zehnten Stunde entdeckten wir endlich am Saume des Waldes einen Reiter: es war der Feldjäger. Jubelruf ertönte, und bald fuhren wir zurück, nachdem wir innigen Abschied nahmen von dem liebenswürdigen Kommandanten, dessen Andenken sich noch jetzt gern in mir erneuert.

Meine Bemühungen in den Bredow'schen Gefährlichkeiten erwarben mir bei Mattausch die vollste unwandelbare Freundschaft: er beeiferte sich, sie mir zu bezeugen, wie er nur irgend konnte. Ich wurde zum Günstling seiner Verwandten, und hatte besonders bei ihm im Verein mit dem Ehepaar Böheim sehr erheiternde Stunden der Gemüthlichkeit, die nicht ohne geistiges Einströmen war. Oft sprach ich auch zu dem Befreundeten über die Durchführung seiner Rollen, wobei er mehrmals die Aeußerung wiederholte: „Vetter, Ihr könnt' mir Alles rein heraussagen, doch thut's unter vier Augen, denn ich fühle mich schon bei mir selber manchmal entmuthigt, wenn ich merke, daß hier und dort mir Allerlei mangelt.“ — Was Wissenschaftlichkeit betrifft, so war dies nicht zu leugnen, aber die Macht seiner Natürlichkeit und ihres Erwärmens wirkte so innig zur Gefühlseinstimmung, daß die Wahrheit des beseelten Ausdrucks alles

Makeln verscheuchte; man empfand: er habe den Geist der Natur, das unbewußte Schaffen, oft ansprechend wie höhere Offenbarung. Mußte man sich zuweilen in Betreff gelehrter Bildung einen Verstoß gefallen lassen, es wurde leicht vergessen bei einem Schauspieler, der im Zeitengange vom „Naturburschen" bis zum „Wallenstein" einen so weiten Umfang von eingeborner Begabung erwiesen hatte. Wenn ich seine Gestaltungen in dichterisch aufstrebender Richtung mir in Gedanken wieder nähere, ist darauf hinzudeuten, daß man im Anfang unsres Jahrhunderts die Schlichtheit, die Rede, wie man sie von ernst Gebildeten im Umgangsleben vernimmt, auf der Bühne für das Musterhafte hielt, demnach auch den Vers nicht vorherrschend abtheilte, ihn mehr im Flüssigen des Ungebundenen sprach, was von Fleck und der Bethmann herstammte, auch von Iffland begünstigt wurde. Man schuf die Steigerungen des Gefühls und der Leidenschaft ungespreizt aus der Innerlichkeit, aller Aufschwung hatte nichts von dem gezierten Worthochmuth gehäuft schwerer Betonung, die den Vortrag gleichsam zum Stelzengang zwingt. Während des geistigen Erhebens unserer Bühne machte sich die Ansicht geltend: weil dort doch selbst im höheren Begriff das Leben zu schildern sey, müsse es auch mit der Regsamkeit und Wahrheit des Lebens in geedelter Weise, nicht mit hochtraberischer Unnatur und prunkrednerischer Schminke geschehen, was den Urtheilsfähigen abschreckt, und ihn bei dem dichterisch Erhabensten in Mißstimmung niederdrückt. — Mattausch

gab sich auch im sogenannt höheren Schau- und Trauerspiel herzvoll wahr, und ein Zug von Schwärmerei unterstützte ihn dabei sehr glücklich.

Im Bereich von Lebensverhältnissen der Wirklichkeit benahm er sich in einfach bürgerlichem Sinn und anspruchsloser Art. Er gehörte nicht zu der Mehrheit von Schauspielern, die auch außerhalb des Theaters dem Schein dienen, sich um Gunst der Hochgestellten unterwürfigst bewerben, jede gnädigst flache Schmeichelei eines Durchlauchtigen werther schätzen als das gediegene, nicht unterthänige Urtheil. Sie halten zwar die geläufige Glattheit der Besternten nicht für baare Münze, suchen sie aber zu ihrem Vortheil daraus zu prägen, oder wenigstens ihre Eitelkeit damit zu mästen. Mattausch blieb fern von solchem Treiben, ließ sich hinsichtlich der „Gage“ in seiner Bescheidenheit sogar zuweilen mehr gefallen, als er hätte thun sollen: das ist aber bei Denen, die sich nicht entwürdigen wollen, eine ehrenhafte Genügsamkeit. — In seiner Stetigkeit hielt er ohne Grübelei auch seinen Glauben fest, blieb demnach getreuer Katholik, was bei dem einstigen Kirchensänger als anerzogene Natürlichkeit zu erachten ist. Wie in vielen katholischen Familien eine sogenannte „Weihnachts-Krippe“ gepflegt, alljährlich mit etwas Neuem bereichert wird, so war dies auch sein behagliches Geschäft. Für einen der Weihnachtstage war ich dann eingeladen zur nebenherigen Anschau; die Krippe wurde bestens erleuchtet, Mattausch dann von innerer Kindlichkeit wie in's Himmelsgefilde er-

hoben, indem er Alles erklärte, ausführlichst seinen neuen Zubau. — Daß er in seiner Gläubigkeit aber doch kein starrer Katholik war, bezeugte er mir bei streitigen Begebnissen, denen nicht vorzugreifen ist.

Zum sogenannt vornehmen Kreise habe ich mich nun wieder zu wenden, zum Fürsten von Wittgenstein, von dem schon erwähnt ist, daß ich auf seinen Wunsch für den letzten Geburtstag, den die Königin Luise erlebte, die mitgetheilten Verse schrieb. Vom Jahre 1810 an wurde ich rasch näher mit ihm bekannt, bald auch mindestens monatlich ein Mal sein Gast in Gesellschaften, wo man begreiflich meist Hofleute und niemals Frauen erblickte, weil der Fürst Ober-Kammerherr und unvermählt war. Mich beachtete er anfänglich nur deshalb, weil seine Neigung zu Neckereien mir zutraute, ich könne seine Scherze ausführen helfen, was ich that, ohne zu ahnen, daß ich zehn Jahre nachher ihm sehr ernst gegenüber stehen würde. Fürjetzt gedenke ich, gemäß der Zeitfolge, seiner lustlaunigen Streiche, vorzugsweise gegen die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß, deren peinliche Strenge in hofstaatlichen Erbgebräuchen er bewitzelte. Gern sprach der Fürst von zwei Gelegenheiten, die er zu solchem Zweck benutzt hatte, ehe ich ihm Mitgehülfe war; sie sind bezeichnend für ihn und in Bezug dessen, was man sich bei dem lieben Königspaar, Friedrich Wilhelm III. und Luise, erlauben — aber doch nicht zu sehr die Grenze überschreiten durfte, wie aus der zweiten Begebenheit hervorgehen wird.

Am 22. Februar 1803 hatte sich während eines Ballfestes im Königshause die Königin entfernt, auch die damals vierundsiebzigjährige Gräfin von Voß war nach ihrer Wohnung im Erdgeschoß gegangen. Die Mitternachtstunde hatte den Ball nicht beendet, der Tanz hielt sich noch in der Woge, da tritt hastig die Frau Oberhofmeisterin ein — im Schlafrock über dem Nachtkleide — eilt, so sehr sie es vermochte, auf den König zu. Ihr war gebührend zuerst angezeigt worden, die Königin sey rasch und glücklich von einer Tochter*) entbunden; augenblicklich ließ sie alle Thüren, aus denen sich die Nachricht verbreiten könne, schließen, um mit der Meldung vor dem Könige die Erste zu seyn, und diesmal hatte sie alle Etiquette hinter sich gelassen. Das Gelächter über eine solche Erscheinung in dem glänzend erleuchteten Saal, mitten unter der mit allem Kleiderprunk ausgestatteten Gesellschaft, war ein unüberwindlich unauslöschliches: der fein gebildete Fürst von Wittgenstein wußte es bei der Erzählung noch nicht zu bewältigen, obwohl seit jenem drolligen Abenteuer Jahre, schlimme Jahre entwichen. Damals ließ er diesen Sieg der Diensteifrigen über ihre steife Etiquette malen, und die Frau Oberhofmeisterin empfing das Bild an ihrem Geburtstage, am 11. März 1803, mit einem Spottgedicht, dessen Verfasser mir der Fürst nicht nannte, als er — vom Jahre 1810 an — meine Kunst- und Versübung zu seinem Allerlei-Treiben mithülflich in Anspruch nahm.

*) Prinzessin Alexandrine, als Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin vermählt und verwittwet.

Aus dem zweiten Geschichtchen, das mir der Fürst von Wittgenstein erzählte, wird es sehr einleuchtend, daß er, neben seinem Spaß mit der Oberhofmeisterin, einen eitlen Mann zum ausgelachten machen wollte. — Bei einer Reise des Königspaares vor dem Jahre 1806 befand sich die Gräfin von Voß im Gefolge, während der Fürst in Berlin blieb, und Jener versprochen hatte, zuweilen ihr Hauswesen zu beobachten, womit er schon am ersten Tage nach ihrer Abreise begann. Da klagte ihm die Wirthschafterin: daß sie vergessen habe, die Zuckerdose der Frau Gräfin einzupacken, und „Excellenz" — auch diese Prunkanrede hatte sich die Oberhofmeisterin ermittelt — nehme aus keinem anderen Gefäß Zucker. Der Fürst versprach zu helfen, ließ die Zuckerdose mit einem Dutzend Hüllen umgeben, und in seine Wohnung bringen, in das Haus damals noch dem Geheimen Commerzienrath Faudel gehörend, den der Fürst als einen nach der Gunst der Vornehmen sehr lüsternen Thoren schilderte. Diesem reichen Faudel wurde gesagt: das Päckchen enthalte Kron-Juwelen, welche mitzunehmen vergessen, in Erfurt jedoch, wohin die Majestäten kämen, der Königin nöthig wären; es frage sich nun: ob er sie in Courier-Eile der Oberhofmeisterin überbringen wolle. Der Befragte ging eifrigst darauf ein, und der Fürst beabsichtigte nichts weiter als eine lächerlich täuschende Ueberraschung zwischen der Gräfin von Voß und Faudel. Was aber begab sich? Mit immer frischem Viergespann auf jeder Poststation fuhr der Beauftragte nach Erfurt, kam nun früher an als die könig-

lichen Personen und ihr Hofstaat, die, wegen eines Besuchs in Dresden verweilend, dort sich der Nachtruhe überlassen hatten. Prahlerischer Weise stellte sich Faudel sogleich dem Kommandanten in Erfurt vor, und verlangte zur Sicherheit der ihm anvertrauten Kron-Juwelen, die zu überbringen er die Ehre habe, einen Wachtposten vor seiner Gasthof-Wohnung. Der Kommandant hatte Bedenken, dies zu genehmigen; doch war er bereit, das Päckchen zu verwahren im Kommandanten-Hause, in einem Zimmer, dessen Thür Faudel mit Siegeln belegen, wo dann auch ein Wachtposten angeordnet werden solle. So geschah es, und bei Ankunft der hohen Herrschaften meldete der Kommandant in aller Form: „daß allhier der Geheime Commerzienrath Faudel aus Berlin eingetroffen sey mit Kron-Juwelen, und selbige bei ihm verwahrt lägen." Das Königspaar erstaunte über diese Nachricht und begab sich sammt Gefolge hin zu dem geheimnißvollen Ort, wo auch Faudel zugegen war. Die Siegel an der Thür wurden gelöst, das Päckchen wurde geöffnet — und was nun erfolgte, kann sich Jeder leicht denken. Indeß aber Alle, die Gräfin von Voß und Faudel freilich sehr verlegen, zum Gelächter erregt waren, blieb der König sehr ernst, was Faudel zu empfinden hatte. Der Wachtposten mußte sogleich entfernt werden, und Faudel hatte zur Strafe jedem Soldaten, der dort gestanden hatte, einen Ducaten zu zahlen. Nach der Rückkehr des Königs empfing dann auch der Fürst von Wittgenstein einen Vermerk,

der ihm nachhaltig im Gedächtniß blieb, denn ich habe nach Jahren darauf hinzudeuten.

Solche Schalksthaten, womit die spottbegierige Durchlaucht sich gleichsam selbst als lustigen Rath des Hofes angestellt hatte, erzählte mir der, neben angeerbten Standesvorurtheilen, die er jedoch nicht zur Schau trug, dennoch umgangshülfliche Fürst, um mich zur Freiheit anzumuthigen für kecke Aeußerungen, die ich in seinem Namen gereimt aussprechen sollte. Das Ziel der Wortpfeile war und blieb zumeist die alte Oberhofmeisterin, deren Wesen — mir schon etwas bekannt — er mir möglichst zu schildern suchte, zusammengefaßt in folgender Weise: „Sie ist eine Dame von Erfahrung und Bildung; diese aber steht noch völlig innerhalb der Schranken des früher an den Höfen herrschenden französischen Einflusses, so daß ihr sogar eine gewöhnliche Unterhaltung in deutscher Sprache nicht klar verständlich ist. Wir können also überzeugt seyn, sie begreife das Neckische und Spöttische, was ihr deutsch gesagt wird, eigentlich gar nicht, indem ihre Eitelkeit zugleich immer Schmeicheleien voraussetzt. Der König nennt sie oft Dame d'Etiquette, und in Wahrheit hat sie das Gesetzbuch der Hofgebräuche bis zum Geringfügigsten im Gedächtniß, will es allzeit fest geltend machen. Dabei muß sie sich dann zuweilen eine solche Heiterkeit gefallen lassen, die jedem Andern empfindlich wäre; sie aber unterscheidet dies nicht, was um so komischer wirkt, weil Jeder weiß, wie unpassend ihr Steckenpferd ist unserm „hohen Herrn" gegenüber, der sich am wohlsten fühlt

in einem echt bürgerlichen Familienleben, und lästigen Anordnungen der alten Dame, wenn es irgend geschehen kann, den Eingang versperrt."

Bemerkt sey, der Fürst, wenn er von Friedrich Wilhelm III. sprach, nannte ihn fast immer den „hohen Herrn", und bei jener Schilderung der Oberhofmeisterin beabsichtigte er, daß ich bereit seyn möge, ihrem nächsten Geburtstage, dem 11. März 1810, irgend einen übermüthigen Spaß anzuhängen. — Sie hatte durch Erkältung die laute Sprache verloren, aber ihr heiseres Wispern war zur Verständigung ausreichend. Es wurde nun beschlossen, ihr als zehnte Muse eine Würde mehr zu ertheilen; ich hatte sie in Eile zu zeichnen, und ihr als sinnbildliche Beihülfe das Sprachrohr in die Hand zu geben, den Herrscherstab im Gebiet ihres neuen und gesteigerten Glanzes, was in Reimen zu erläutern war. Denen — damals in sehr bemessener Auflage für den Hofstaat gedruckt — habe ich in meinen Papieren vergeblich nachgespürt, besitze nur noch die Platte des hastig entstandenen Bildchens. Die Verse — „ein Schwank in schönen Knittelreimen" — mögen verschollen bleiben: ein Verlust ist dies gewiß nicht; was sich aber bei dem Zeichnen des Bildes ereignete, dürfte eher Rückerinnerung beanspruchen.

Durch das frühzeitige Beschäftigen mit dem Holzschnitt war meinen Augen das Weitsichtige sehr vermindert, doch habe ich nie eine Brille gebraucht, und in der Nähe ist mir die scharfe Sehkraft dauernd geblieben. Die alte Dame im Fluge für den bezweck-

ten Scherz zu zeichnen, benutzte ich eines Nachmitags in ihrer Parterre-Wohnung des königlichen Palais ein Marmortischchen, brachte es dicht an das Fenster, und verdeckte dies der ganzen Höhe nach zur Hälfte. Dicht an der lichten Hälfte saß nun, mir zur Seitenansicht, mit stattlichem Kopfputz, die Greisin, und ich zeichnete möglichst berührig. Mitteninne vernahm ich ihr heiseres Geflüster: „Ich weiß nicht, was die Leute da draußen wollen!“ Mich hinüberbeugend, gewahrte ich eine Schaar Menschen, begriff sogleich, daß die unregsam starr Hinausblickende auffällig geworden war, konnte es freilich nicht ändern, beeilte mich nun aber noch eifriger. Während dieser Sitzung kamen ein paar Prinzlichkeiten, und auf deren Frage: was hier vorgehe? antwortete die Gräfin, ohne sich zu bewegen: „Ich werde in Holz geschnitten; Durchlaucht Fürst von Wittgenstein sagt, das soll eine große Ehre seyn.„ Endlich, als der Wintertag schon zu dunkeln begann, war ich fertig mit des Bildnisses Umrissen, doch zeigen durfte ich ihr nichts, denn ich hatte das drollig Nebensächliche schon vorher entworfen. — Da kam nun, als ich eben meinen Kram einpackte, der Fürst von Wittgenstein, und gleich nach der Begrüßung wurde er gefragt: „Durchlaucht haben doch nicht vergessen, daß Sie mir zu diesem Abend eine Partie L'Hombre versprochen haben?“ — „Nein, nein, es ist Alles in Ordnung!“ antwortete der Fürst; der Ton dabei schien mir aber zögernd und schwankend. Die Gräfin entfernte sich, der „Abend-Toilette“ wegen; kaum war sie fort, rief der Fürst mir zu: „Spielen Sie L'Hombre?“

und nach meinem Geständniß: „Durchlaucht, ich habe noch niemals Karten gespielt!" entgegnete er: „Schlimm, aber ich bitte Sie — es fehlt jetzt jeder andere Ausweg — thun Sie mir den Gefallen, bleiben Sie hier, denn ich hab' es total vergessen, was ich der Alten versprochen hatte." — Er zog die Klingel, ein Diener kam, der mußte Karten und Erhellung besorgen; dann unterrichtete der Fürst mich, der ich bestürzt ohne klaren Willen war, eine Weile im L'Hombrespiel, wobei begreiflich höchstens die seltsamen Benennungen einzelner Karten in meinem ehedem gepriesenen Gedächtniß hafteten. Solch Belehren endete der Fürst mit der Aeußerung: „Das Spiel ist hoch; es versteht sich von selbst, daß Sie auf den Ruin meiner Börse spielen!" — So gepreßt zum L'Hombre, das später mir als sehr schwierig beschrieben wurde, spielte ich unzweifelhaft gründlich schlecht, obwohl mich der Fürst mit allerlei Winkäußerungen und Flüstern unterstützte. Fast zwei Stunden dauerte diese Marter, wobei mir höllisch heiß wurde, und ich empfand es, daß der Fürst einzig der Verlierende seyn wollte. Aber nicht nur die Gräfin, auch ich hatte gewonnen; es ist, als ob sich ein Reizteufelchen bei solcher ersten Verführung einmischt. Dies wollte mir auch so scheinen, als ich einst während eines Sonntags-Ausfluges, bei dem Regenwetter einbrach, in einem Wirthshause Billard spielen mußte, ebenfalls nur dies eine Mal. Da sollte ich gleich mit dem ersten Stoß so weit im Zählen vorgerückt seyn, daß mein Gegner, der mir wer weiß wie viel vorgegeben hatte, verstimmt die

Queue hinwarf; ich mußte ihn beruhigen, und nachher konnte ich nur in Fehlstößen mich auszeichnen. — Genug, ich hatte in L'Hombre achtundzwanzig Thaler gewonnen, und der Fürst drängte mir fünf Friedrichsd'or auf, indem er sagte: „Ihren Verlust hatte ich zu decken, der Gewinn aber gehört Ihnen von Rechtswegen, und ich habe zu danken; Ihre Karten in der Hand eines geübten Spielers, dann mußt' ich unzweifelhaft ein paar hundert Thaler bezahlen."

Kurz vor dieser Zeit hatte ich mit dem Holzschnitt meine ersten kleinen Versuche im Buntdruck gemacht, und der Fürst von Wittgenstein fragte mich: ob ich das Bildniß der Gräfin von Voß nach einem, damals schon vor etwa dreißig Jahren von Anton Graff gemalten Pastellbilde in gleicher Größe nachahmen könne. Die Aufgabe war lockend, im Erwerb genügend; ich wagte die Arbeit, nicht ohne Angst, und als sie so weit glückte, daß man die Abdrücke für Pastellgemälde halten konnte, freute sich der Fürst sehr, zahlte nicht nur den verheissenen Geldbetrag, er schenkte mir auch eine Achttage-Uhr, ein Meisterstück ihres Verfertigers.

Nun sollten der Gräfin von Voß an ihrem Geburtstage des Jahres 1812 Abdrücke dieses Bildnisses mit einer verwegen übertriebenen Lebensgeschichte gewidmet werden. Die Trauer über den Heimgang der Königin Luise beherrschte aber die Stimmung im Königshause, so daß der Fürst ein Jahr zuvor alle Neckerei unterließ, dann am 11. März 1812 zwar die Abdrücke des Bildnisses vertheilte, aber nur mit dem

Verheissen der Lebensgeschichte in der von mir geschriebenen und wieder nur in geringer Auflage „als Handschrift" gedruckten

„Erinnerung und Vertröstung.

Zum 83ten Geburtstage der Allverehrten.

Hoch glänzt der Tag, auf Freudenthränen schwimmet
Gehüllt in Sonnenduft Dein Genius! —
Doch klüger ist's, daß man herab sich stimmet,
Denn solch Geprasche währt nicht bis zum Schluß;
Dem Fräulein tönte Prunk vom Reimler-Troß,
Doch wer besingt die alte Frau von Voß?

Ich will's, und möcht' ein klassisch Lied Dir singen,
Dir unerhört, so jahrereich Du bist;
Doch kann ich's nicht mit Heidengöttern zwingen,
Obgleich mein Stoff ein echt antiker ist;
Nur sinnig, innig, minnig bin ich heute,
Erseufz' als Siegwart mir Dein Herz zur Beute.

Zwar hab' ich neulichst en passant vernommen,
Es sey so starr wie eis'ger Felsenschlund; —
Das trifft nur, die mit leeren Händen kommen,
Ich weihe Dir Dein Bildniß, groß und bunt;
Nun mürbt mir Amor wohl, der Gluthentzünder,
Dein Kieselherz durch Vierundzwanzigpfünder.

Bei diesem Bilde soll das Weltall lernen,
Wie man vor Olim's Zeiten Dich geseh'n!
Dein Ruf stolzirt zu Fernen und zu Sternen,
Und Jeder, Dich erkennend, muß gesteh'n,
Daß Deiner Züge faltigen Ruinen
Versteckte Grazien noch lieblich dienen.

Oft denk' ich Dich — und ist's auch kaum zu denken! —
Einst jugendschön und weiß wie Büthenschnee,
Dann will das Schicksal mild den Trost mir schenken:
Verwünscht sey'st Du von einer tück'schen Fee; —
Parbleu! — wär's Das, ich wollte Dich erlösen,
Bereit selbst zu Duellen mit dem Bösen!

Doch kann's nicht seyn, so bleibt's ein schlimmer Handel,
Und mein Empfinden leg' ich ruhig brach; —
Auch ein Gedicht von Deinem Lebenswandel,
Was ich Dir, Theure, früher schon versprach,
Giebt's heute nicht, Verhängniß trat zum Kampfe,
Ich muß pariren, ob vor Wuth ich stampfe! —

Wie Ueberschwemmung schnell entflog ein Bote
Mit meiner Schöpfung nach der Druckerei;
Doch widerspenstig ist jetzt auch das Todte,
Verkündet ward mir bald mit Nothgeschrei:
Die kecken Pressen hätten ihre Mucken,
Und wollten so berühmtes Zeug nicht drucken!

Was war zu thun? — Mit hölzernen Juristen
Ist nie zu siegen bei dem kleinsten Streit,
Doch las ich ihnen Deiner Thaten Listen:
Man fand sie wicht'ger noch als uns're Zeit,
Nur druckten — schrie'n die Dinger um die Wette —
Sie nichts als Lügen, Unsinn und Sonette.

Wohl gäb' es Inhalt mystischen Romanzen,
Daß ich die Pressen redend eingeführt;
Fürerst will ich indeß sie so kuranzen,
Daß jede sich nach meinem Willen rührt,
Doch muß ein Jahr ich zur Geduld Dir rathen:
Du nahm'st ja auch Dir Zeit zu Deinen Thaten!

Bis dahin werd' ich gratulirend schließen! —
Man hat ein Lied mit prächt'ger Melodie,
Es heißt: „Ach, schönstes Kind, zu Deinen Füßen" —
Etcetera — das schaff' Dir, Holde! Sieh',
Dann kannst Du schmachtend Dir das Weit're lesen —
Adieu, mon ange, ich bin doch da gewesen!"

Möglichst den Zusammenhang bewahrend, ist nun das Angekündigte hier einzureihen, um dann diese Hetzjagd des Spaßes mit wenigen erläuternden Bemerkungen schließen zu können. — Am 11. März 1813 — als in Berlin bereits das Kriegerische vorwaltete — wurde der alten Dame (mit den nachträglich bezeichneten zwei Aenderungen) überreicht:

Die Voßiade.

Das Wichtigste aus dem Leben der
excellenten Frau
Sophie Wilhelmine Charlotte Marie, Gräfin von Voß,
gebornen von Pannewitz.
Epos in drei Gesängen.
Ihr zur vierundachtzigsten Geburtsfeier überreicht.

Wahrheit und Dichtung.

Erster Gesang.

Auf! — stutzet, ihr Völker! ich will es jetzt wagen,
Sie, eh' in dem Weltstrom Ihr Daseyn verrinnt,
Mit Buchdruckerschwarz in das Ew'ge zu tragen,
Daß hell sich Ihr Ruhm in's Unendliche spinnt! —
Wer Sie ist, wird breit euch der Titel schon sagen,
Jetzt meldet Annalen: was that Sie als Kind?
Sie schrie, doch ihr aller-erbärmlichster Muck
Besiegte die Töne von Lully und Gluck.

Auch habe Sie — sagt eine merkwürd'ge Note —
Mit Puppen wie später mit Männern gehaus't;
Sie lernte fast Alles, und auch die Gebote,
Doch that Sie danach? — Bevor es euch graus't
Erfahrt ihr: Cupido, der lebende Todte,
Hat hier die Annalen gar greulich zerzaus't;
D'rum mangelt in Casu genauer Bericht,
Mit Ihrem Gewissen befaßt er sich nicht!

Das Trübe vermeidend, verfolg' ich das Klare:
Sie wurde vom Vater stets Liebling genannt;
Nun meint ihr, Sie wäre verzogen? — Bewahre!
Stets blieb Sie ein Kindchen, zum Küssen scharmant!
Auch ward Sie ringsum schon im fünfzehnten Jahre
Als mächtigster Brennpunkt der Schönheit erkannt,
Und als sie im sechszehnten Hofdame ward,
Da waren die Kammerherr'n sämmtlich vernarrt.

Es schien, ließ Sie reizend die Aeugelein blinzen,
Als ständen verzehnfacht die Grazien hier,
Denn überall knieten die Kunzen und Hinzen,
Im Sehnen und Seufzen zerschmolzen sie schier;
Die Herrliche spricht auch von schmachtenden Prinzen,
Doch weiß ich's von Niemand als einzig von Ihr:
D'rum hab' ich, begreiflich aus tiefstem Respekt,
Den Grund zu der Mythe mir selbst nicht entdeckt.

Doch mußte Ihr Ruf sich im Erdball verbreiten,
Es buhlte allstündlich ein Heer um den Schatz;
Nicht Mangel an Männchen verspürten die Zeiten:
Ein Männlein galt damals nicht mehr als ein Spatz;
Duelle nur konnte der Zufluß bereiten,
Zweihundert verzierten fast täglich den Platz:
Gab eben der Zufall ein Troja noch her,
Nichts wäre die Ilias, nichts der Homer.

Doch Großes will nimmer im Wirrwarr gedeihen,
D'rum kämpfte kein Ritter bei Ihr sich zum Gott;
Versucht ward es nun, Ihr Gedichte zu weihen,
Der Pegasus diente zu Tritt und zu Trott:
Man quälte sich rasend, Gedanken zu leihen,
Man wühlte und spülte das Reimschiff sich flott,
Man thränte und wähnte und sehnte wie nie,
Gleich Werther war Jeder, die Lotte war Sie.

Ihr Fenster verfinsterte Reimler-Bagage,
Vor Versen war nirgends das Pflaster zu seh'n,
Und täglich ließ, wegen gehemmter Passage,
Der Stadtmagistrat Publikanda ergeh'n;
Mir zeigte ein Stück der poetischen Rage
Ein Alterthumsforscher und großer Mäcen,
Narcissus von Brausedampf hat's Ihr gesandt,
Ich mach' es in treulicher Abschrift bekannt:

„Sonnen-Sonne! Zarter Engel!
Schlanker noch als Lilienstengel,
Schenke mir Dein Augenmerk!
Bringe mit des Blick's Karfunkel
Meines Daseyns Rabendunkel
Schnell das schönste Feuerwerk.

Mit der Liebe Flammensiegel,
In der Gluthgefühle Tiegel
Schmelze Deine Brust von Erz!
Sieh', auf sich'rem Stempelbogen,
Für der Ehe Sturm und Wogen,
Präsentir' ich Dir mein Herz!

Zeig'st Du nicht mir Hoffnungstriften,
Muß ich wahrlich mich vergiften,
Doch erst wird's der Welt entdeckt:
Daß Du, respectiver Kiesel,
Aerger als der schlimmste Friesel,
Jählings mich in's Grab geschreckt!"

Und daß sich nun Alles recht paßlich vereinigt,
Ist oben und unten ein Bild angeklebt:
Zu Anfang Orestes, von Furien gepeinigt,
Zu Ende ein Lamm, das zur Schlachtbank man hebt. —
Narcissus Vergiftung ist nirgends bescheinigt,
Doch hat er zehn Jahre nachher noch gelebt;
Vielleicht ist der Mord dann im elften gescheh'n:
Ich laß' ihm das Leben, um weiter zu geh'n.

In Ihr war ein weiblicher Joseph zu wittern,
Denn marmorkalt blieb Sie trotz Kampf und Geschrei,
Sah Hälse zerbrechen und Verse zerknittern,
Und strickte sich seidene Strümpfe dabei;
Sie dachte Ihr Glühen nicht leicht zu versplittern,
Und zählte der Jahre schon zwanzig und drei,
Als Amor im Blick des Gesandten von Voß
Das steinerne Herzchen zu Trümmern Ihr schoß.

Zweiter Gesang.

Gott Hymen nahm schnell Sie in schwere Verpflichtung,
Und windgeschwind war Sie dem Hofe entführt!
Dem bebenden Höflingsheer drohte Vernichtung,
Den Jammer zu schildern, so wie sich's gebührt,
Ist ganz unerreichbar für menschliche Dichtung:
Wer wenig empfand, schien vom Blitzschlag berührt!
Es ward nur nach Echo's gefragt und gejagt,
Und Klüften und Lüften das Leiden geklagt.

Das Pärchen jedoch schritt auf Stelzen der Liebe,
Und schwamm auf mit Küssen beladenem Kahn
Verstohlen zum Tempel der Venus wie Diebe,
Dort spielend den girrendsten Tauben-Roman;
Zwei Junker entsproßten dem Gluthengetriebe,
Ein Fräulein beschmückte die irdische Bahn,
Auch wurde Sie „Frau Präsidentin", doch bald
War tückisch vom Fatum der Spaß Ihr vergallt!

Urplötzlich hat Jedem das Leben versauert
Der Kriegsgott, des Jammerthals tollster Despot;
In Magdeburg fand sich das Pärchen vermauert,
Die Luft musizirte mit Kugeln und Schroot,
Auch wurde der älteste Junker erlauert
Vom knöchernen Herrscher, dem sensenden Tod,
Und kam nicht der Friede zu Hülfe gekutscht,
So wäre Fortuna der Kugel entrutscht.

Dem Siebenjahrs-Kampf hab' ich rasch mich entschwungen,
Und schaue die Chronik im Friedensornat;
Die Siege noch preis't sie voran, wie gedungen,
Dann folgt mit Vernunft der Bericht: was man that.
Es wurden moderne Tedeums gesungen,
Auch brannten die sämmtlichen Lampen im Staat,
Nicht wegen des Friedens, den längst man entbehrt,
Nein, weil an den Hof Sie zurück nun gekehrt!

Es war der Gemahl zum Hofmarschall erhoben,
Der hohen Begünstigung weihte Sie Dank;
Nur fehlten Brillanten, Bouffanten und Roben,
Des Krieges gewaltsame Pharao-Bank —
Sie hatte das Baare geschwächt und zerstoben,
Die Börse war schlaff und nur Leere im Schrank:
Da schalt Sie mit Eifer den Luxus der Welt,
Dann fuhr Sie zu Freunden und borgte sich Geld.

Jetzt könnt' ich von Liebschaften Wunder erzählen,
Doch da bei Erhab'nen der Tod erst erlaubt
Die Leute mit solchen Memoiren zu quälen,
So schweigt hier die Fama, der Zunge beraubt;
D'rum lass' ich nun eiligst die Tochter vermählen,
Und zwar an ein gräflich reichstragendes Haupt; —
Zuvor ist die Kreuz und die Queer man gereis't,
Um Kenntniß dem Fräulein zu holen und Geist.

Die Chronik verschweigt, ob dies nutzvoll geschehen,
Sie meldet nur: Jedermann blieb wie versteint
Vor Ihr, der unsäglich Bezaubernden stehen,
Verblüfft, als wenn rauschend die Windsbraut erscheint;
Sie hat all' die närrischen Völker gesehen,
Die Deutschland in Grenzen zur Trennung vereint,
Und Sie zu erschau'n, kam das Größte von fern,
Denn Gleiches und Gleiches gesellet sich gern.

Bald strahlte Ihr Name auf Kraftmehl und Pappen,
In Festesglanz schwebten zehn Jahre dahin,
Und konnte ein Wörtchen von Ihr man erschnappen,
So gab man Präsente und sprach von Gewinn;
Auch nahm Sie, das liegt am Familien-Wappen:
Es sind recht begehrliche Thierchen darin! —
Sie aber gab innige Freundschaft nur aus,
Und brachte fünf Wagen voll Stammbuch nach Haus.

Doch leert man einmal mit der Freude den Humpen,
So weiß Herr von Zufall, der wüste Rebell,
Mit Händen und Füßen hinein auch zu plumpen:
Ihr einziger Sohn, ein Gerichtsrath, starb schnell,
Das mußt' Ihr ersparete Thränen entpumpen:
Er war Ihrem Stamme das Hoffnungsgestell,
Auch braver Jurist, doch für Irdisches nicht,
D'rum nahm er sich Dienste bei'm jüngsten Gericht.

Für diesen Verlust gab den tröstlichsten Henkel
Die Zeit und das Allesausgleichende Ihr,
Drei Monden nachher requirirte ein Enkel
Auf Erden mit schreiendem Jubel Quartier;
Gewiegt auf der Großmama zärtlichem Schenkel
Durchschwebte das Knäblein der Jugend Revier,
Ward älter und wird nun den glorwürd'gen Stamm
Mit Liebe verbreiten und mehren wie Schwamm.

Ein langes Stück Zeit ignorirt die Geschichte,
„Das wäre vielleicht vom Merkwürdigsten voll!"
So klage geheim ich mit trübem Gesichte,
Und denke dabei, auf das „voll" reimt sich „toll";
Dies Wort gilt dem Tode, dem lauernden Wichte,
Er zwingt mich von Neuem zum Ton aus E—moll,
Weil keck der Gemahl den Humor mir verdarb,
Und plötzlich auf Guritz in Mecklenburg starb.

Den Musen sey Dank! Der ruht auch in der Erde! —
Recht nothdürftig hat Sie geweint und gebebt;
Sie scheute mit Anstand die Augenbeschwerde,
Doch trug Sie viel Schwarz, weil den Teint dies erhebt!
Als Wittwe nahm rasch Sie sich Extrapost-Pferde,
Und fuhr nach der Hauptstadt, da hat Sie's erlebt,
Daß mannlos Sie blieb, nicht aus Hang, nur aus Zwang,
Doch halt! — dies gehört für den letzten Gesang!

Dritter Gesang.

Sie kam nach Berlin, bei dem Lärm von Trompeten
Stand Alles in Galla vom Hut bis zum Schuh,
Rings jubelten Vivats von Hänsen und Grethen,
Und häuserhoch wirbelten Mützen im Nu;
Acht Theile der Erde und neunzig Planeten,
Die sahen im tiefsten Incognito zu;
Was lahm nicht war stürmte zum Glückwunsche hin,
Und nannte Sie: „Oberste Hofmeisterin."

Sie war von dem zeitigen Herrscher erkoren,
Ein Leuchtthurm zu seyn in des Anstandes Bucht,
Reliquie Dem, der mit Ahnen geboren,
Ein lebendes Landrecht für Sitte und Zucht;
Ihr Wort ist Orakel bei Weißen und Mohren,
Ihr Beispiel in Form hat gebietendste Wucht;
Sie stützt sich auf „Ehmals“, Madam Etikett
Eröffnet Ihr Auge und führt Sie zu Bett.

Die Hofluft durch alle ersinnlichen Grade
Erträgt Sie mit erzener Physiognomie,
Bleibt still bei der Launen oft ätzendem Bade,
Und los wird Sie König und Vaterland nie!
Sie stieg mit Verdientem und höherer Gnade
Gar bald auch zur Gräfin, man wußte nicht wie!
Sie fühlt Ihre Würde, doch thut Sie nicht stolz,
Ihr Anblick erwärmet gleich flämmendem Holz.

Stets hilft Sie Sich selbst und den theu'ren Verwandten,
Auch Andern, vorzüglich — mit wortreichem Rath;
Herablassung rühmen die — Hoflieferanten,
D'rum sind sie devotest zu Allem parat;
Sie giebt, wenn sich Arme zum Betteln ermannten,
Mit Andacht Chausseegeld auf himmlischem Pfad;
D'rum dank' Ihr, Jahrhundert, daß jetzt Sie just lebt,
Sie ist es, die Dich dem Vergessen enthebt! —

Nicht Zeit ist es, daß ich die Schwärze noch schone! —
Als donnernd uns traf des Verhängnisses Acht,
Hing klettenhaft Sie an dem heimischen Throne,
Dem Winde hat nimmer die Cour Sie gemacht;
Ihr Ton hielt sich fest, trotz dem Schall der Kanone,
Ihr Lebensschiff hatte Vertrauen als Fracht:
Nur wenn Sie allein war, da lös'te der Schmerz
Vermuthlich sich auf, wie der Schneemann im März.

Jetzt lauschet! — ich bin zur Begeist'rung geritten,
Daß Schöpfungsdrang heiß von der Stirne mir troff —
Beneidet mich, Dichter der Franzen und Britten,
Euch wurde noch nie so erschütternder Stoff! —
Sie reis'te nach Rußland, da fiel Sie vom Schlitten,
Doch war dort aus Ehrfurcht die Straße nicht schroff:
D'rum blieb Sie complett und lag da wie gemalt,
Auch ward Sie zum Trost mit dem Orden umstrahlt.

So ungewiß wie das Entstehen der Drusen
Scheint nun mir die Chronik, bei vielem Gebläh';
Doch weh' mir, was les' ich? Ihr keuschen neun Musen,
Vergebt mir und macht nicht zu arges Gekräh'! —
Ein König liegt stets Ihr am classischen Busen —
Von selber versteht es sich: nur im Portrait!
Auch wurde Sie „Oberintendante" und sieht
Gemächlich zu, wie man Prinzessinnen zieht.

In Spiritus setzet, was Ihr widerfahren,
Der kommenden Welt bis zum letzten Geschlecht
Dies Epos! Es miethet durch Schriftsteller-Schaaren
Das künftige Urtheil als folgsamen Knecht! —
Ja, quält sich die Schöpfung in endlosen Jahren,
Ein Wesen, gleich Ihr, bringt sie nimmer zurecht;
D'rum muß Sie, ich folt're der Nachwelt es ein,
Zum wenigsten Ninon Germaniens seyn!

Wohl Mancher noch knüpfte mit seligem Hoffen
Am Altar mit Ihr den bereichernden Bund,
Doch Jeder denkt, steht das Fünfsinnen-Thor offen:
Alt ist Sie genug, doch auch pöbelgesund;
Gewiß macht die Zukunft, getäuscht und betroffen,
Die Jahre annoch mit zwei Nullen Ihr rund,
Vielleicht, daß Freund Hein Sie auch gänzlich vergißt,
Dann wird Sie unsterblich, so wie Sie da ist!

Und nennt man das Grabmal oft Grenzstein der Leiden,
So sieht man mit Angst auf unsterbliche Frau'n,
Und wahret bei Ihr sich vor ehlichen Eiden;
Doch Sie, um auf Männer noch fühlend zu schau'n,
Sponsiret mit Kön'gen von Juden und Heiden,
Auch Christen, in merklichem Feuer und Grau'n,
Und handhabt allabends mit heft'ger Manier
Die innig Geliebten — auf Kartenpapier. —

Getreu ist der Chronik nun Alles entzogen,
Doch, daß Sie den Platz in den Sternen erwischt,
Behaupt' ich, das Schlimme ist völlig erlogen,
Und Wahrheit mit Dichtung echt Goethisch vermischt;
Das heißt: ist der Dampf vom Reellen verflogen,
So hat der Chronist wohl in Träumen gefischt! —
Solch Treiben verwehrt sich ja kein Biograph,
Denn brächt' er nur Wahrheit, citirt er den Schlaf.

Zum Schluß mag die Feder schnell Wünsche noch kritzeln,
Sonst grüßt mich die Gnäd'ge im Buff und im Bah! —
Erfrische, Apoll, mich mit geistigen Blitzen,
Minerven auch sende, der Künste Mama;
Ihr reizenden Musen, laßt jetzt mich nicht sitzen,
Vergeßt es, daß stets euch ein Gleiches geschah! —
Nichts regt sich, der Qual ist selbst Pegasus statt?
So gebe der Himmel Ihr — was Sie nicht hat!

Von diesen mitunter bedenklich scharfen Reimen — zu denen für mich eine geschriebene, mir bewahrte Vergangenheits-Geschichte der Bezüglichen vorlag — hatte der Fürst von Wittgenstein zur Selbstbehütung dem „hohen Herrn" schon im Februar die Handschrift mitgetheilt, ehe die geringe Auflage gedruckt wurde. Der Fürst brachte mir das — noch vorhandene — Heftchen zurück, und wieß besorglich auf zwei Stellen hin, wo der König Roth- und Bleistiftstriche gezogen und Milderung verlangt hatte. Dies betraf im zweiten Gesange die Zeilen:

„Da schalt Sie mit Eifer den Luxus der Welt,
Dann fuhr Sie zu Freunden und borgte sich Geld."

Die letzte Zeile wurde nun gemäßigt in:

„Dann hat Sie sich willigst dem Luxus gesellt."

Im dritten Gesange sind angestrichen die Zeilen:

„Sie stieg mit Verdientem und höherer Gnade
Gar bald auch zur Gräfin, man wußte nicht wie!"

und es erfolgte die Aenderung:

„Gar bald auch zur Gräfin durch Glücks-Lotterie!"

Bin ich über dies nebensächliche Hofwesen in solchen Zuläßen umständlich gewesen: es geschah, um die Unbefangenheit im Königshause noch näher zu bezeichnen, und dazu gehört, daß auch über den Eindruck jenes Schwankes, dessen Inhalt nebenher Aufschlüsse

genug giebt zu den Berührungen der Oberhofmeisterin mit der Geschäftswelt, eine kurze Andeutung nachfolge.

Auch bei mir hatte sich wegen der schrankenlos arg zu nennenden Possenreime Zagen eingefunden, der Fürst beschwichtigte es aber mit den Worten: „An diesem Geburtstage der Alten sollen Sie sich selber überzeugen, daß die Gräfin bei deutscher Sprache ohne klares Verständniß ist, gar nicht zweifelt, daß man ihr im Ernst oder Scherz nur Angenehmes sagt."

Nicht dies allein bestätigte sich, überhaupt wurde auch bemerklich, daß manche Spitzrede Grund hatte. — Das Zimmer war mit Glückwünschenden dicht gefüllt: neben vornehmen Staatspersonen sah man die Hoflieferanten, und auf zwei Tischen reichlichste Geschenke. Die Gefeierte empfing die gedruckte „Voßiade" in glänzendem Einband; ein Herr von Bülow benutzte als Vorleser die Erhöhung am Fenster, und richtig verbeugte sich die Frau Oberhofmeisterin öfters sehr zierlich, wahrscheinlich doch in der Meinung, sie vernehme nur Schmeichelhaftes. An Gelächter mangelte es auch nicht, eben so wenig an betroffen langgedehnten Gesichtern; ich aber muß bekennen, dabei nicht in die beste Stimmung gekommen zu seyn, obwohl mir der muthwillige Fürst zuflüsterte: er habe und wisse Alles zu vertheidigen. — Jedenfalls war es sein letztes Geburtstags-Angebinde der Art für die Geneckte, denn die Kriegsereignisse drangen im Jahr 1813 rasch ein, und die Gräfin von Voß erlebte den 11. März nur noch ein Mal.

Ehe ich in Erlebnissen mit dem Fürsten von Wittgenstein weiter noch abweiche von der Zeitfolge, fordern in meinen Angelegenheiten Erinnerungen an Iffland Raum, und dabei ist mit einem Anderen zu beginnen. — Der Musikdirektor Seidel erbat sich von mir ein Gedicht, das er mit Musik begleiten könne; ich schrieb ihm die sagengeschichtliche Erzählung: „Der graue Thurm am See", er begabte sie tonkünstlerisch zum Vortrage in seinem alljährigen Concert, und hatte gewünscht, der Sprecher möge Iffland seyn. Dieser jedoch entschuldigte sich, und Seidel glaubte, wenn ich selber an Iffland schriebe, würde er zusagen. Nun war kurz zuvor in einer auswärtigen Zeitschrift ein Aufsatz, der die Berliner Bühnen-Verwaltung sehr scharf beurtheilte, verbreitet worden, und das Gerücht log mich zum Verfasser. Indem ich also Seidel's Anliegen erfüllte, schien es mir rathsam, jenes Gerücht zu verneinen, ohne den von mir entdeckten Verfasser zu nennen, wozu ich mich weder berufen noch verpflichtet fühlte. Ich erhielt eine Antwort, die neben der Aeußerung über den bezüglichen Vortrag die damalige Stimmung Iffland's bezeichnet und eine merkwürdige Ansicht seines Verhältnisses zu den Berliner Theaterbesuchern kund giebt. Er schrieb mir das Folgende:

„Wohlgeborner Herr,

Hochgeehrter Herr Professor!

Herr Musikdirektor Seidel hat vor einigen Tagen mir eine Ballade von Ihnen übergeben, welche ich mit Vergnügen und Achtung für Ihr Talent gelesen

habe. Er hat gewünscht, daß ich diese Ballade, deren Komposition von ihm angefangen sey, in seinem Conzerte vortragen möge.

Gestern Vormittag habe ich Herrn Musikdirektor Seidel erklärt, daß ich aus mehreren Gründen, welche ich ihm auseinandergesetzt, Ihn ersuche, mich freundschaftlich davon zu entbinden, und Demoiselle Beck oder Herrn Beschort zu ersuchen.

Gestern Abend erhalte ich Ihre Zuschrift über diesen Gegenstand, und nehme heute den ersten freien Augenblick, mich mit freundschaftlicher Aufrichtigkeit über diesen Gegenstand an Sie zu erklären.

Herr Seidel ist ein so fleißiger, rechtlicher, grader Mann, und ich liebe und achte ihn so wahrhaft, daß ich in sich schon keine wirksamere Aufforderung kenne, als sein eigenes Verlangen, Ihm nützlich zu seyn. Schließen Sie von da her, wie dringend es seyn und wie schwer, aber auch wie nothwendig es mir fallen muß, Ihm etwas zu versagen.

Es haben Vier Individuen das Nämliche von mir begehrt, und Sie sehen gewiß ohne mein Zuthun sehr klar, daß ich das nicht vermag, und daß ich es nicht darf.

Die Beneficen sind aufgehoben zu betrachten, mehrere Interessenten verfallen auf solche Gegenstände, und ich kann mich Allen nur dadurch entziehen, daß ich Keinem diesen, in mehr Rücksichten für mich beschwerlichen Wunsch gewähre. — Gehen Sie mit sich die Reihe Derer durch, welchen ich zu versagen haben

muß: so kann es nicht fehlen, Sie übersehen das Gewicht und die Nothwendigkeit meiner Gründe.

Außerdem ist es Ihnen nicht unbekannt, daß eine sehr namhafte Partei im Publikum — denn ungern möchte ich sagen: das Publikum selbst — dahin gebracht worden ist, sein früher gegebenes Vertrauen wenn nicht zu entziehen, doch zu vermindern. Ich weiß noch nicht, zu welcher Entschließung diese Lage mich leiten muß.

Ich thue dabei meine Pflicht sorgsamer und zarter als je, wenn's möglich ist. Aber Ihrem Zartgefühl wird es nicht entgehen, daß ich in dieser Spannung, welche ohne mein Verschulden entstanden — außer meinen Dienst-Angelegenheiten — dem Publikum mich nicht zeigen, entgegenstellen und den Vorwurf des Aufdringens auf mich laden wollen kann.

Was ich in solchem Betracht vor drei Monaten auf mich nehmen konnte — oder allenfalls konnte — kann ich nicht in dem gegenwärtigen Augenblicke. Herr Seidel und Sie, als Künstler, werden diesen Umstand fein und rücksichtlich fassen.

So hoffe ich, daß Herr Kapellmeister Weber das alte Versprechen des freilich schon früher vorgetragenen Eisenhammers aus derselben Rücksicht mir erlassen werde.

Uebrigens stehe ich, der ich bis jetzt zu Allem, was gegen mich unternommen wird, schweige, mit keiner Redaction, keiner Zeitung oder Zeitschrift, wie sie Namen haben mag, hier, noch in, noch außer Deutschland — weder in mittelbarer, unmittelbarer,

noch aufträglicher Korrespondenz, Beziehung, Nachfrage, Spürung, Leitung oder Einwirkung, kann also bei meiner allergänzlichsten Unthätigkeit in solcher Hinsicht nicht fassen, welche Aeußerung über meinen inneren Glauben, oder Meinung, eine auswärtige Redaction sich gestatten kann.

Ich darf annehmen, daß Sie von meinem rechtlichen Sinne und Willen für das Gute und Nichtbeschwerende Ueberzeugung haben: somit verdiene ich Glauben, wenn ich von einer Sache, wie von dieser, erkläre, daß ich sie unter den vorliegenden Umständen jetzt nicht vermag.

Mit wahrer Achtung

Ew. Wohlgeboren

Berlin, Ergebenster Diener

den 3. Januar 1811. Iffland."

Gewiß ist die Scheu vor dem Publikum auffallend bei einem Mann, berühmt als darstellender Künstler, dem man sogar auch noch heut und weiterhin sein anderes Verdienst als Bühnendichter nicht ableugnen kann, obschon das um sich greifende Parteitreiben der jüngsten Weisheiten ihn verurtheilte aus denselben für Grundsätze gehaltenen Einbildungen und Ansichten, die nicht nur das Theaterwesen, sondern auch die Volkszustände überhaupt verschlimmerten, verwilderten, und sie vom Deutschthümlichen in allerlei Zerfahrenheit trieben. Jene Scheu ist um so auffallender, wenn man bedenkt, daß Iffland selbst von Denen, die seine Schauspiele mißachten, noch immer für Theater-Verwaltung als Muster anerkannt wird,

keinesweges mit Unrecht, wenn wir auch diese oder jene, an solcher Stelle unvermeidlichen Irrthümer zugeben müßten.

Bald nach Empfang des mitgetheilten Schreibens war ich mit Iffland in einer Gesellschaft, und da er sich auch im Gespräch mißmüthig zeigte über seine Stellung, verhehlte ich ihm nicht, ich sey überhaupt der Meinung, es wandle selten Jemand, der mit dem Theater in Berührung komme, auf den angenehmsten Wegen. Er lachte, als ich ihm erzählte, daß ich schon vom funfzehnten Jahr an wiederholt ausgesprochen habe: auch wenn sich Befähigung dazu bei mir einfände, das Amt eines Theater- oder Polizeidirektors würde ich niemals übernehmen; eine Selbstbescheidung, die sich in mir sehr befestigte. Dennoch war ich durch Gefühlseinfluß nach vielem Zureden schon einmal bereit, einen Vertrag zu unterzeichnen, der mich zum Mitdirektor des Königsstädtischen Theaters gemacht hätte, wenn nicht vor dem verhängnißvollen Federzug ein glücklicher und begründeter Umstand mich bestimmen mußte, die Unterschrift zu verweigern.

An jenem Abend, da mir Iffland unter zahlreicher Gesellschaft begegnete, wurde ein von mir geschriebener Gelegenheits-Scherz aufgeführt; er gefiel ihm, und im Ausdruck dessen empfahl er mir: ich möge auch der öffentlichen Bühne mich zuwenden, für die ich aus Gefälligkeit schon Einzelnes in sogenannte „Schubladenstücke" besorgt hatte. Ich erwiederte, daß ich in Mußestunden neben den künstlerischen Arbeiten und dem fortgesetzten Lernbetrieb mit Dichtung für

die Bühne mich schon beschäftigte, und dabei Uebung in den verschiedenen Versarten beabsichtigt habe. — Er ließ ermunternde Worte nicht fehlen, um zu veranlassen, daß ich ihm meine Anfangsversuche einsenden möge. Das fünfaktige Trauerspiel: „Ein Tag des Schicksals“ hatte ich vor meinem vierundzwanzigsten Jahr zu Ende gebracht, und es trägt, wie ich längst weiß, alle Spuren jugendlicher Schwärmerei, gepaart mit sehr mangelhafter, überhaupt nicht leicht zu gewinnender Erfahrenheit in der Scheinwelt zwischen den Bühnenwänden. Ich zagte und zögerte, ehe ich hinsichtlich des Einreichens zur Darstellung mich entschließen konnte, fand es endlich rathsam, mit kleinen Gaben zu beginnen, und Iffland erhielt von mir im März 1813 handschriftlich: „Die selige Frau“, dann „Lieb' und Friede“. Das eine wie das andere Stück ist einaktig, jenes Lustspiel oder eigentlich jener Schwank in Alexandrinern, dieses Schauspiel in Jamben und Trochäen, da es sich zu spanischem Boden hinwendet. Beide nahm Iffland mit freundlichem Urtheil zur Aufführung für den Herbst des benannten Jahres an, was mich ermuthigte, ihm auch das Trauerspiel zu senden. Schon damals war er sehr krank, doch glaubten die Aerzte an baldige Wiederherstellung, und da sie ihn nach dem Bade Reinerz geschickt hatten, wurde die Handschrift meines Jugendwerks dorthin befördert. In meinem Briefe dazu verhehlte ich nicht, daß die mir schon frühzeitig auferlegte Pflicht, für meinen vom Erblinden bedrohten Vater Ernährer der Familie zu werden, mich verhindern müsse, ohngeachtet

meiner Neigung und des inneren Triebes an dramatische Arbeiten zu denken, wenn ich dabei nicht Aussicht hätte zu einer Mithülfe für meine oft bedrängten Verhältnisse. Die empfangene Antwort ist ein achtungswerther Beweis, mit wie wohlwollend bemühter Theilnahme Iffland den Anfänger leitete; sie ist zugleich eine Hindeutung auf derzeitige Theaterzustände in Berlin, und ich schließe sein Schreiben hier an:

„Wohlgeborner Herr,
Hochgeehrter Herr Professor!

Eine Tragödie muß hintereinander weg, ohne alle Unterbrechung gelesen werden, wenn man nicht dem Verfasser, der auf die steigende Wirkung zu rechnen hat, ein Unrecht thun will, das nicht auszugleichen ist. Ihr Trauerspiel, welches Sie mir anzuvertrauen die Geneigtheit gehabt, ist den 18ten Junius hier angekommen, und ich war nicht früher als gestern im Stande, eine so anhaltende Lectüre zu machen. Völlig aufgerieben kam ich hier an und meine Besserung des Befindens geht langsam, doch ist sie, wie man es glaubt, gründlich.

Ich habe nicht weniger von Ihnen erwartet, als Sie mir gesendet, und habe mit vielem Genuß gelesen, wofür ich Ihnen herzlich danke. Sie sind ungemein sorgfältig in Anlegung und Haltung der Charaktere gewesen. Ein Verdienst, das mir sehr achtbar ist, wie gleichgültig man auch jetzt darüber weg geht.

Der Geschichtsinhalt ist mannigfach und reich. Ich will nicht hoffen, daß die Schwierigkeit, welche

Manche haben, aus der erhöhten Verssprache den verwickelten Inhalt zu fassen, der Sache nachtheilig werden könnte.

Auf Eins muß ich Sie aufmerksam machen, nämlich, das Stück ist für die Aufführung durchaus um Vieles zu lang. Ich habe still und nicht unterbrochen Drei und ¾tel Stunden gelesen. Die Erfahrung bestätigt, daß eine Tragödie, welche so viel Zeit zum Still-Lesen fordert, wegen des langsamen Gehens, Kommens, der gehaltenen Reden, der Märsche, Musikstücke, der — sey es verkürzten Zwischenacte, für die Aufführung Vier und ¾ tel Stunden wegnimmt. Wenn Sie erwägen, daß außer der Rolle des Alwin fast alle Rollen entweder Reflexion, oder doch mehr ein tiefes als schnelles Gefühl äußern — so wird Ihnen die angegebene Zeit, welche also von 6 bis ¾ auf Elf Uhr ausmacht, nicht übertrieben angesetzt scheinen. Es würde daher überall weggenommen werden müssen, wo es Ihnen thunlich ist. Nur der Autor, der den Plan, die Geschichte, Charaktere, Augenblicke, die Ihm besonders geltend sind, stets im Blicke hat, vermag dies auszuführen. Was über ein 4tel auf 10 hinausdauert, spannt die Empfänglichkeit der Zuschauer ab, und die würdigsten Werke haben dann mit der Uebersättigung und dem Humor der Einzelnen zu kämpfen. Es würde fast so viel hinweggenommen werden müssen als der fünfte Act Blätter enthält. Fast.

Ich weiß, daß man nie einem Verfasser angenehm erscheint, dem man das sagt. Allein ich muß entweder Ihnen eine falsche Höflichkeit, oder die Wahrheit

sagen, wie mir die Ueberzeugung sie eingiebt. — Fern sey es von mir, Ihnen meine Ansicht aufdringen zu wollen. Sie sind Herr des Stückes, und sollen auch Ihre Ueberzeugung nicht der meinigen opfern.

Die Scene zwischen Adalbert und Pfullendorf entwickelt Charakter — hält aber auf. Die Stelle des Pfullendorf: „Ich scheine hier nicht an dem rechten Orte" kann Lachen erregen. Sie ist kritisch.

Vom ersten, lange vorbereiteten Zusammentreffen des Alwin mit Landenberg erwartet man mehr Erfolg. Ueberhaupt, da Alle so viel von Landenberg zu tragen haben — scheint es mir — als fühle man lange, ehe Alwin die Stelle ausspricht, die Sache auf eine nicht befriedigende Weise—:

„Gebettelt bei der Bosheit hat das Recht,
Nicht um Gerechtigkeit, nein, nur um Gnade,
Die Tücke siegt — doch ruht der Donnerstrahl!"

Der Frühherbst ist die glücklichste Zeit für die Darstellung, und wie gern ich eine oder die andere Rolle spielen würde, kann ich doch jetzt nicht vorher sagen, was um jene Zeit meine Kräfte für Neuheit, vereint mit Proben, Vorstellung und Wiederholung, werden ausdauern können und dürfen. Ich bin daher genöthigt, Sie zu erinnern, auf mich als Schauspieler nicht Rücksicht zu nehmen.

Die übrige Besetzung wollen Sie mir vorher mittheilen. Ihre Gegenwart bei den Proben hat keinen Anstand.

Ich würde es Ihnen verargen, wenn Sie nicht über das Honorar sich erklärt hätten, selbst wenn Sie

nicht den edlen Grund, vereint mit dem Verdienst der Sache hätten, den Sie mir vertrauen, und den ich zu achten weiß.

Umstände und Anmahnungen haben die Direction genöthigt, alle Honorare herabzusetzen; ich kann also für jetzt auf fünfzehn Friedrichsd'or eingehen, und es wird von dem Glücke, was die Tragödie macht, abhängen, ob alsdann noch fünf Friedrichsd'or nachgezahlt werden können. Es wird Ihnen nicht unbekannt seyn, daß die Umstände die Theaterkasse dahin gedrängt haben, die Gehaltszahlungen jeden Monat nur halb unternehmen zu wollen. Bei Erfolg wird alsdann der Rest nachbezahlt. So, das heißt auf partielle Zahlungen nach den jedesmaligen Umständen, sind wir mit allen Zahlungen, also auch mit dieser, angewiesen. Sie werden gestatten, daß um die Zeit der Aufführung der Herr Rendant Jacobi Ihnen alsdann die Vorschläge deshalb mache, welche die Kräfte in Ansehung der Termine, vereinbar mit der Verantwortlichkeit gegen die besoldeten Mitglieder und das Verdienst des Dichters, nur irgend gestatten.

Wollen Sie indeß die Geneigtheit haben, wegen des Honorars für das kleine Lustspiel in 1 Akt dem Herrn Sekretair Esperstedt eine Zeile zukommen zu lassen, so wird er dieses sogleich besorgen. — Die möglichste Offenheit beider Theile über diesen Gegenstand des Handels, den ich auch, als ich noch schrieb, gegen andere Directionen niemals anders behandelt und gestellt haben wollte, scheint mir gleichsam von selbst vorauszusetzende Bedingung zu seyn.

Man nimmt an, man versagt, wie die Umstände das Eine oder das Andere fordern, und die Erklärung über die Bedingungen folgt von beiden Theilen mit Gradheit.

Bei der Vorstellung des Stücks werde ich mit Vergnügen alle die Sorgfalt verwenden, welche ich dem Talente, der Sache und mir selbst schuldig bin.

Daß Sie die Musik vom Herrn Kapellmeister Weber wünschen, hat meinen Beifall, ich werde ihm sogleich deshalb schreiben. Da in den letzten Scenen Schlachtgetöse, die Erzählung des Arno und auch der Gesang der Igna theils zusammen, theils nahe aufeinander eintreten, so hat sein erprobtes Genie ein reiches Feld, um die Eigenthümlichkeit dieser Gegenstände in dem geltendsten Moment mit der Faßlichkeit zugleich aufrecht zu erhalten.

So heiße ich Sie denn willkommen! als tragischer Autor!

Die dramatische Kunst ist Treibhausgewächs. Ein warmer Hauch kann sie nur im Leben erhalten. Abschößlinge weggenommen, nicht herabgerissen, befördern den stolzen Wuchs im Gedeihen. Sonne und Schatten gerecht vertheilt, erhalten den Schmelz der Farben, denen der Rauhfrost ein Gift ist. Wir haben Beide nur ein Interesse, daß Ihr Baum wohlgestellt und gesehen sey. Gesehen, genossen und empfunden —, dann mögen die Vorübergehenden, einzeln, es mit ihrer Lorgnette halten wie sie wollen.

Leben Sie wohl in den Stürmen der Zeit!

Mit der vollkommensten Werthschätzung

Ew. Wohlgeboren

Reinerz
den 23. Juli 1813.

Ergebenster Diener
Iffland."

Mein überfüllt versreiches Trauerspiel hat Iffland wahrscheinlich unter einer Linde gelesen. Als es wegen der mir überlassenen Kürzungen an mich zurückkam, sah ich, daß er überall, wo ihm entweder Längen aufgefallen oder Bedenklichkeiten angeregt worden waren, Lindenblüthen als Zeichen zwischen die Blätter gelegt hat; ich habe dauernde Freude daran, daß ich gleich den Entschluß faßte, diese Abschrift ganz so aufzubewahren und eine andere zu gebrauchen für das widerwärtige, aber nach aller Erfahrung der Bereitwilligkeit sämmtlicher Bühnendichter dringend zu empfehlende Geschäft des Kürzens. In den immer bewegter kreisenden Lebenswirren schwindet der Mehrheit die sinnige, die aufmerksame Ruhe, deren vorzugsweise das Sprech-Schauspiel zu begründeter Entwickelung auf den „die Welt bedeutenden Brettern" bedarf — um so nöthiger, je tüchtiger das Werk! — Die aus jener Ruhelosigkeit entstehende, durch Söldlings-Beifall gesteigerte Wechselwirkung, eingedrungen zwischen den Zuschauern, den Dichtern und Schauspielern, und nun kaum noch abzuleiten, half die Theaterzustände verflachen.

Bevor eines der genannten Schauspiele zur Darstellung kam, ereignete sich ein Zwischenfall, der hier einzuschalten ist. Der König Friedrich Wilhelm III. hatte in Töplitz ein Verkleidungsstück gesehen: „Der Beruf"; es war davon die Rede gewesen, und man sollte es auf die Berliner Bühne bringen. Bei dem Lesen fand sich aber, daß der Spaß verjährt sey, wonach ich von der Inhaberin der Hauptrolle — Luise

Schröck—und der Direction ersucht wurde, ihn möglichst zu verjüngen, was beinah zu gänzlicher Umarbeitung führte. Von den sechs Verwandlungen in dem alten Machwerk blieb nur eine, und als die Aufführung erfolgte (25. März 1813), gefiel diese eine nicht, so daß ich auf Bitten dafür ebenfalls eine andere einzuschieben hatte. Zur ersten Darstellung war der alte Titel mit dem Namen des ehemaligen Verfassers auf meinen Wunsch beibehalten worden, schon bei der zweiten (30. März 1813) ließ die Direction ihn weg, doch den meinigen verweigerte ich zu dieser flüchtigen Arbeit auf Bestellung, ließ mir auch kein Honorar zahlen. Das Gerücht nannte mich aber allmälig immer lauter als Verfasser, und mein Verdruß darüber bestimmte mich gegen Ende des nächsten Jahres zu einer Umbildung, die unter dem Titel: „Die Talentprobe" bekannt, und dem „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1847" (in zweiter Auflage) angefügt ist. Ich hatte versucht, in das leichte Wesen wenigstens ein Etwas von Gedanken zu bringen, und die im „Beruf" beschäftigten drei Personen waren nicht nur geneigt zu neuem Einlernen, sie freuten sich des unzweifelhaft verbesserten Stücks. Da Iffland am 22. September 1814 gestorben war, wandte ich mich an die ihm einstweilig folgende Theater-Verwaltung mit dem Ersuchen, das anspruchslose Stück so, wie es nun geworden, einstudiren zu lassen. Dies wurde abgelehnt, „weil der „Beruf" noch immer das Haus fülle, mithin ein solches Einstudiren als erläßlich erscheine." Den von mir so anspruchslos erzeigten Gefälligkeiten

gegenüber (ich schrieb, zum Beispiel, auch fünf neue Scenen zu Kotzebue's „Schauspieler wider Willen" für die verschiedenen Darsteller) war meiner jugendlichen Heftigkeit eine solche verneinende Antwort die Verletzung eines erworbenen Anspruchs. Jetzt würde ich mit jener freilich nicht zu billigenden Entgegnung diese unbedeutende Sache lächelnd und ruhig vorüber lassen, damals entgegnete ich aber schriftlich: „Wohl denn! — es möge mir Genugthuung seyn, daß auf der Berliner Bühne das kleine Stück nie so aufgeführt werden darf, wie es nun ist." — Es versteht sich von selbst, daß man über diese Aeußerung sehr gleichgültig hinwegging, sie als nichtig betrachtete; im Weiteren meiner Aufzeichnungen wird sich darlegen, daß dies ein Irrthum war. Einstweilen wende ich mich wieder zum Jahre 1813.

Iffland wußte, daß es mir unangenehm sey, durch das Gerücht und dann auch in Zeitschriften als Verfasser des „Beruf" genannt zu seyn; das mochte ihn mit veranlassen, die drei ihm übersandten Stücke rasch nach einander auf die Bühne zu bringen. „Die selige Frau" wurde am 10. September 1813, „Lieb' und Friede" am 22. October zum Erstenmale gegeben, auch in den Wiederholungen und im öffentlichen Urtheil günstig aufgenommen. Es fehlte mitunter nicht treffender oder bösgemeinter Tadel, andrerseits nicht Lob über Gebühr, wie Dem oft bei vielen Bühnenwerken noch heut so ist, was den Verfassern recht seyn kann: denn aus Rede und Gegenrede entwickelt sich immer etwas mehr Wärme für die Sache. —

Schon am 5. Januar 1814 folgte die erste Darstellung des Trauerspiels, so daß in viertehalb Monaten drei Stücke von mir auf die Bühne kamen. — Ueber „Ein Tag des Schicksals" empfing ich von Iffland aus Breslau, auf dessen Theater er gleich nach seinem Aufenthalt im Badeort Reinerz gastspielte, noch ein Schreiben; es finde hier ebenfalls seine Stelle:

„Wohlgeborner Herr!

Die Besetzung der Rollen in Ihrem Trauerspiel, die Auswahl zwischen der Einen oder der Anderen Künstlerin will ich für diesmal Ihnen ganz anheimstellen.

Sollten Sie auf den Proben erst Ihre Meinung über diese oder jene Haltung sagen und dort berichtigen wollen, so könnten Sie Gefahr laufen, den Total-Effekt zu hemmen und sich Selbst zu schaden. Schauspieler der gewöhnlichen Weise fassen sich von da an zu rechnen nicht wohl mehr. Die Anderen werden leicht in dem Zulaufe gehindert, den sie vorher kräftig genommen. Es ist nicht mehr Zeit genug, um eine andere Richtung, welche der Autor verlangt, alsdann noch in sich so aufzunehmen, daß sie mit dem Eigenthümlichen sich gehörig verschmelzen könnte.

Sicherer gehen Sie, wenn Sie vor dem Einlernen mit den Personen, worauf es ankommt, die Rollen und Stellen besprechen.

Meine Gesundheit ist auf bestem Wege. — Ich fand es nöthig, hier, im engeren Raume, einige Vorübungen anzustellen, woraus ich entnehmen kann, was

ich in größerem Raume zu Berlin mir werde gestatten dürfen, oder versagen müssen.

Die Aerzte verlangen, daß ich den Winter hindurch mich als einen der Genesenden halte, die weit zurück waren.

Bedeutende neue Rollen werde ich sobald nicht übernehmen. Erhält sich mein Befinden, und sollte ich leidlichen Befindens durch das Gewirre verdrüßlicher Dinge, die in einem so verwickelten Geschäftsleben unvermeidlich sind, hindurchkommen, so kann ich dann nach und nach weitergehen.

Die Rolle des Landenberg wird Herr Lemm gewiß mit Erfolg leisten, da sein erhöhter Vortrag, gleich fern vom Dehnen oder Predigen, ein inneres Leben behält. Vor Gesticulationshäufung muß man ihn zu warnen suchen, da dies nicht seine vortheilhafte Seite ist.

Glückwünschend zu dem Erfolge Ihres Lustspiels, bin ich mit vollkommenster Hochachtung

Ihr

Breslau, den 26. September 1813.

Ergebenster Dr. Iffland."

Mit dem Lustspiel ist „Die selige Frau" gemeint, zum Erstenmal aufgeführt, ehe Iffland nach Berlin zurückkehrte. Er hatte für die Rolle des Liebhabers (Kammerherr) den von ihm sehr begünstigten Rebenstein gewünscht, sie gehörte aber eigentlich dem sogenannten „Bonvivant", derzeit Stich. Dieser fühlte sich verletzt, und als er mir eines Abends zu Pferde

bei der sonstigen Fasanerie im Thiergarten begegnete, stellte er mich vom Sattel herab zur Rede. Seinen Anspruch verkannte ich in meiner Antwort nicht, bemerkte jedoch, daß die kleine Rolle für ihn kein nennenswerther Verlust seyn könne, was ihn keineswegs beruhigte. Dies habe ich anzudeuten, weil es elf Jahre später unter der General-Intendanz des Grafen Brühl noch von Einfluß war in seltsamer Verwickelung, und ich diesen Umstand wieder berühren muß. Jetzt bin ich bei dem Trauerspiel, und habe von einer damit in Zusammenhang kommenden Fehde zu erzählen.

Wie schon erwähnt, war ich auf den Antrag Spener's, dem meine Mittheilungen im „Morgenblatt" gefallen hatten, für seine Zeitung Berichterstatter über das Theater geworden, besprach nun auch mit Namens-Unterzeichnung meine eigenen ersten Versuche, wobei ich jedoch erklärte, daß ich es nicht mit dem etwaigen Guten, nur mit den Mängeln zu thun habe, die mir vermöge der Bühnenbelebung deutlicher geworden. Das war unbefangen gemeint, aber doch mehr anmaßlich als gescheidt, obgleich gründliches Zurechtfinden für Bühnenwerke allerdings nur zu erlangen ist durch Darstellungen, die ich jedem Schauspieldichter jetzt und künftig wünsche. — Nun ging im Juni 1813, also bevor mein Name auf Theaterzetteln erschien, ein Lustspiel in Scene, betitelt: „Besser spät gefreit als niemals". Der Verfasser hatte sich nicht genannt und mir selbst blieb er noch lange verschwiegen. Meine veröffentlichte Ansicht über sein Werk war, da das Ganze sich im Unsittlichen, obenein ohne

Bühnenwirkung bewegte, eine abfällige, und der Verfasser forderte mich — wieder ungenannt — mit den derbsten Aeußerungen in der Spener'schen Zeitung zu einem Lustspiel-Zweikampfe heraus, bestimmte die Frist auf sechs Monate, und für beide Erzeugnisse den Titel: „Der Egoist". Obwohl einsehend, daß nichts damit gethan sey, wenn wir — was sehr wahrscheinlich ist bei Allem, was man in festgesetzter Zeit für die Bühne liefern soll — zwei schlechte Stücke mehr hatten, würde mich doch eine Weigerung bei einer Mehrheit alles Vertrauens beraubt haben, ich nahm also den wunderlichen Kampf an in folgenden Zeilen („Spenersche Zeitung" 1813. Nr. 76):

„Wer ein solches Lustspiel („Besser spät gefreit als niemals") schrieb, kann meine Freimüthigkeit allerdings unter seiner Würde halten, die ihm gewiß nicht beneidet wird. Wenn der Verfasser verkennt, daß ich sein Werk nur so beurtheilte, wie es Jeder thut, der Vernunft und Sitte nicht unterjochte, so ist mir das seinetwegen leid, und ich versichere ihm nur: daß ich Witz- und Schimpfgefecht nicht für gleichbedeutend halte, wie er es that. Den gebotenen Zweikampf nehme ich ohne weitere Worte an, ich will indessen die Idee des Lustspiels mir selbst andeuten und dem Herausforderer auch seinen Titel: „Der Egoist" lassen. F. W. Gubitz."

Um mit dieser Angelegenheit gleich zu enden, bemerke ich, daß später der Schriftsteller T. H. Friedrich als Herausforderer bekannt wurde. Er hielt in den Jahren 1813 und 1814 in Berlin „satirische

Vorlesungen", die mancherlei Zustände angriffen und einem zahlreichen, ähnlich gestimmten Kreise zusagten. Dies trieb ihn an zu der Verirrung, sein vor Nahrungssorgen ihn schützendes Amt — er war Kammergerichts-Rath — zu verlassen, um von der in Deutschland meist mit Kümmerniß verbundenen Schriftstellerei zu leben, was dann so mißglückte, daß die bedauernswerthe Haltlosigkeit seines Wesens ihn vier oder fünf Jahre nachher zum Selbstmorde verleitete. — Zu dem von Friedrich veranlaßten Lustspiel-Zweikampfe kam seinerseits „Der Glückspilz und die Glücksritter", ich brachte „Die Prinzessin", beide fünfaktig, und sie erschienen alsbald im Buchhandel. Mein Lustspiel wurde in Hamburg, Prag, Posen, auch noch auf anderen Provinzial-Theatern aufgeführt. Die Hofbühnen blieben ihm seines Stoffes wegen unzugänglich, und in Berlin meinte man gar, ich hätte mit einer „Gräfin Milana" an die Gräfin von Lichtenau erinnert, was mir niemals einleuchtete, während es mir nicht lange verborgen blieb, daß ein schwaches Machwerk entstanden war. In einer Vorrede zur zweiten Auflage äußerte ich (1815) über den Ursprung:

„Es ist geschrieben auf die Herausforderung eines andern Schriftstellers zu einem Lustspiel-Kampfe; dies sey Denen Beantwortung, welche sich zuweilen an mich wandten, um Kunde von dem sonderbaren, aber nicht eben wichtigen Scherze. Ich lasse jene Angelegenheit ruhen und wünsche überhaupt, wenn nicht Wahrheit und Ehre dagegen sind, gern Frieden um mich her; denn es schmeichelt der Eitelkeit, eine Lanze zu

brechen, es aber nicht zu thun ist der Sieg der Vernunft. Ich gestehe nebenher frei, daß ich meine literarischen Erzeugnisse, Gedankenspiele meiner Mußestunden, weder mit großer Hoffnung noch Furcht der Oeffentlichkeit sende; für den Weltstrom ist zuletzt Beides Ballast, von dem sich in allen Verhältnissen nur wenig zurückbehalten läßt, wenn wir sicher zum Ziele kommen wollen."

Jene Feindschaft Friedrich's — von dem ich in den Jahren 1817 und 1818 die freundlichsten Briefe empfing, der mich aber vorher noch in aller Weise verfolgte mit gedruckten Anfechtungen, die ich nicht erwiederte — war im loderndsten Gange, ehe mein erstes Stück auf die Bühne kam, und vermöge seiner Vorlesungen hatte er auch willigen Anhang. „Lieb' und Friede" wurde beifällig aufgenommen, wie zuvor „Die selige Frau", und daß innerhalb weniger Monate als Drittes mein fünfaktiges Stück die Darstellung erreichte, fachte die Zornesgluth der Widersacher noch mehr an. Wenn ich jetzt überschaue, wie schwer oder gar unmöglich es Diesem und Jenem wird, nur eines seiner Stücke auf die Bühne zu bringen, und welche Hindernisse auch nach der Annahme dem Aufführen entgegenstehen, dann muß ich freilich offen bekennen, daß mir selber jenes Ergebniß auffällig geworden ist, ich also Aehnliches meinen Gegnern nicht verargen, jedenfalls aber versichern darf, niemals Gunst oder Vorrecht in Anspruch genommen zu haben.

Am 5. Januar 1814 ging also „Ein Tag des Schicksals" zum Erstenmale in Scene, und obwohl

ich wähnte, Iffland's Rath, zu kürzen, sey hinlänglich befolgt, dauerte die Darstellung doch von Sechs bis ein Viertel auf Elf. Welch ein Ungeheuer von Länge das Gedicht in der Urschrift ist, mag man daraus entnehmen, daß ich bereits mehr als tausend Verszeilen der Vergessenheit geopfert hatte, und ich bin den damaligen Zuschauern für die Geduld, bei meiner Ueberschwenglichkeit so beharrlich ausgehalten zu haben, über mein Erdenleben hinaus Dank schuldig. Im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1845" — dreißig Jahre nach der Darstellung — ist mit dem Titel „Schicksals-Kämpfe, historisch-romantisches Schauspiel in fünf Akten", diese Jugendarbeit nach der für die Wiederholung abermals sehr gekürzten Handschrift gedruckt; wie geübter ich nun schon zu streichen wußte, erhellt daraus, daß die zweite Darstellung eine Stunde früher endete. Bei der ersten erwarben sich die beiden Anfangs-Akte lebhaften, die Schlußwendungen des zweiten Aktes stürmischen Beifall. Mir fürerst Theilnahme zu erobern, hatte ich einen wesentlichen Theil dessen, was eigentlich vor der Entwickelung erhellt seyn mußte, dem Einleiten des dritten Aktes überlassen. Die Steigerung wurde dadurch zu sehr unterbrochen, die Anregung abgekühlt; doch glückten ein paar Scenen in diesem und dem vierten Akt, sie erhielten mäßigen Beifall, der sich im fünften Akt, unterstützt von der trefflichen Musik Bernhard Anselm Weber's, verstärkte, und bis zu letztem Sinken des Vorhangs aushielt. — Meiner Gegnerschaft war der nicht ungünstige Erfolg dieser ersten Darstellung

sehr zuwider, und was sich nun begeben sollte, aber nicht begab, das mögen meine eigenen derzeitigen, ganz und gar die von eitlem Uebermuth nicht freie Jugendlichkeit bezeichnenden Berichte hier erläutern.

I.

„Morgenblatt.“ 1814. Nr. 52.

— „Eine Neuigkeit will ich heut erzählen, eh' sie da ist, daß mein Trauerspiel, „Ein Tag des Schicksals“, morgen bei der zweiten Vorstellung ausgepocht wird. Wie ich das heute weiß? — Seit mehreren Tagen bekam ich Anzeigen, daß an öffentlichen Orten Werbungen geschehen. Schon bei der ersten Vorstellung, sagt man mir, habe sich eine Gegenpartei gebildet, sich aber nicht stark genug gefühlt, und werde nun mit allen Reserven gegen mich anrücken. Immerhin, wenn's nicht anders seyn kann! Es soll ein Dichter alle Situationen durchempfinden; da ich nun nicht alle Tage Gelegenheit habe, ausgepocht zu werden, will ich diese benutzen, und, wenn der Gegenpartei das Unternehmen glückt, meine Empfindungen dabei nicht vorenthalten. Ich habe die mir bis jetzt klar gewordenen Fehler des Stücks durch schnelle Verkürzungen bedeckt, und kann, nachdem die erste Vorstellung — die (den Lesern des Morgenblatts unter uns gesagt) im dritten und vierten Akt selbst mir etwas langweilig war! — nicht ohne Beifall vorüberging, es dem Hasse erlauben, daß er sich ausspricht. Ich hab' ihn durch manches Keckwahre lange wider mich gereizt, obwohl ich wußte, daß ich ihm nicht nur in die Hände, sondern in die Füße fallen würde. Das war

nicht lebensklug, aber ehrlich; darauf will ich pochen, ja sogar meinen Gegnern gleich durch ein paar Epigramme behülflich seyn. Wird mein Stück ausgepocht, schlag' ich dies vor:

Er zeigt, daß wider alles Schlechte
Das Schicksal ewig siegend focht;
Hier glänzt es in dem vollsten Rechte,
Denn wißt: sein Werk ward ausgepocht!

Wird nur gezischt, wäre folgende Aenderung nicht übel:

Viel sich'rer hat, als jeder Alte,
Sein Trauerspiel uns aufgefrischt,
Wie hochgerecht das Schicksal walte,
Denn wißt: sein Werk ward ausgezischt!

Uebrigens werden mich die Darstellungen und der spätere Druck überall bei Denen rechtfertigen, die mit der äußeren Handlung auch die der inneren Welt wünschen; so ein Kurzhalten der Eitelkeit hat aber bei beginnenden Dichtern auch sein Gutes. Ein Zurücknehmen nach diesen Pochgerüchten wäre eine unverzeihliche Feigheit gewesen, und so werde mir denn der morgende Tag ein Tag des Schicksals. Amen!"

II.

„Morgenblatt". 1814. Nr. 60.

„Niemand erröthe beschämt oder zitternd, daß er von oder über sich selbst schreibt; als ein vernünftiger Mensch ist er Rechenschaft über sich schuldig!" — sagt Herder, und ob ich auch weiß, daß meine Vernunft nicht unbestritten ist, will ich doch, auf jenen Satz gestützt, über mein Empfinden bei der zweiten Vorstellung meines Trauerspiels ein wenig Tinte verlie-

ren, wie ich schon, obwohl für andere Umstände, versprach. — Die erste Vorstellung dieses Versuchs, der dahin strebt, die lösend eintretende Macht des Schicksals treffend und auch in seiner Unbegreiflichkeit beruhigend zu zeichnen, war überstanden. Gab sich der Erfolg nicht so, wie ihn Eitelkeit sich dachte, es hatte doch nicht an Beifall gefehlt. Ich konnte zufrieden seyn, besonders auch deshalb, weil ich mehrere Fehler entdeckte, die sich, wenn nicht gleich, doch später bessern ließen, und da, nach Horaz, die Weisheit mit Erkennen und Wegthun der Fehler beginnt, sah ich mich mindestens auf gutem Wege, wenn auch nicht gleich an gutem Ziel. Mit ausgezeichneter Güte waren von den darstellenden Künstlern die Aenderungen für einige Scenen aufgenommen, mehrere gewaltige Dehnungen in leidliches Maaß gebracht für das Wiederaufführen. Indessen hatte ich Widersacher, die Keinem fehlen, der eben irgendwo beginnt, und früher gegen das Uebereinkommen handelte: Schone Du mich, so schon' ich Dich wieder! Man warf mit der kleinen Kritik: erbärmlich, langweilig, und so weiter, erschöpfend um sich, fand, daß dem Dinge bei der ersten Vorstellung zu viel Heil widerfahren sey, und beschloß, wie mir schriftliche und mündliche, freundliche und feindliche Warnungen anzeigten, eine vollkommene Hinrichtung bei dem zweiten Erscheinen. Möglich ist's! dacht' ich; ich hatte nach einiger Tiefe gestrebt, manchen Theatercoup verworfen, wenn er mir gar zu sehr nur als solcher da zu stehen schien, und giebt man Vielen nicht grade was sie wollen, werden sie böse.

So prügeln die Kanadier sogar ihre Götter, wenn sie nicht schnell Alles thun, was man will. Ein beginnender Theaterdichter wird in der Rangordnung auch nicht viel mehr seyn als ein kanadischer Gott; daß Pocher unter den Theatervölkern die Wilden sind, kann Niemand streiten. Ich mußte mich also auf ein energisches Accompagnement gefaßt halten, und das that ich, denn der Rath von Freunden: das Werk fürjetzt zurück zu nehmen, war mir zuwider. Ich hatte mehr Furcht vor der Feigheit als vor Dem, was geschehen sollte, tröstete mich mit manchem besseren Dichter, dem es anfangs nicht besser ging, gedachte einiger neueren Theaterprodukte, die wieder viel zu gut durchkamen, und ohne Entscheidung über die Frage: ist es eine Ehre oder Schande, ausgepocht zu werden? — brach der Schicksalstag herein. Wenn ich sagte, er sey mir ein angenehmer gewesen, wäre der ganze kleine Aufsatz gewiß nichts werth. Im Gegentheil, ich hoffte mich still, zagte und plagte mich stumpf und dumpf, wettete mit Hrn. v. U—r schönes Geld, daß mein Stück bestimmt ausgepocht würde, hörte aber die Rapports: nicht ausgespielt würd' es, und es wären schon „Die beiden Grenadiere" erwählt, ohne weiteren Schreck über die beiden Kerls an, denn ich selbst hatte die geehrte Direktion gebeten, auf den Fall oder Unfall alle möglichen Anstalten zu treffen. Um sechs Uhr hielt mich eine überraschende Korrespondenz noch am Arbeitstische, und ich trat erst eine halbe Stunde nach dem Beginn in das Haus, ziemlich überzeugt, ganz andere Gestalten als die mei-

nes Drama's auf der Bühne zu sehen. Ein Blick dorthin belehrte mich vom Gegentheil. Da ich recht gut wußte, wer besonders nur der Hinrichtung wegen gekommen war, gab ich eine Aussicht auf mich, um nicht über Mangel an Ruhe von meiner Seite schreien zu lassen. Ich war kaum einige Minuten da, ward applaudirt; der erste, zweite, dritte Akt entschwand bei öfterem Applaudiren ohne Mißtöne. Mir war gewaltig unklar zu Muthe; da ich aber wußte, daß bei der ersten Vorstellung der dritte und vierte Akt am wenigsten gefallen hatten, lief ich im Zwischenakt nach dem Gange, um mich zu stärken für Das, was nun kommen würde, obwohl mich meine ändernden Verkürzungen wieder stützen wollten. — Ein ältlicher Mann sprach zu mir: „Man hat mir das Stück als ein so schlechtes verrufen, ich kann es nicht finden!“ — „Warten Sie nur“, erwiederte ich, „es wird schon noch kommen!“ — „Haben Sie auch Urtheile gehört?“ — „Genug!“ sagt' ich. „Meine Freunde finden's sehr gut, meine Feinde finden's sehr schlecht, wenn nicht beide Theile unrecht haben, weiß der Teufel, wer recht hat!“ Der Alte stierte mich an, und das Ende der Zwischenmusik rief uns zum Betrachten. — Auch der vierte Akt ging mit Theilnahme vorbei, und weil mir außerordentlich besser zu Sinne wurde, merkt' ich erst, daß mir vorher — nicht wohl gewesen war, was ich nach dem beifälligen Schluß des Ganzen völlig vergessen hatte. Ja, ich würde durchaus mehrere Tage lang mich vom Traume geneckt gewähnt haben, hätt' ich nicht bei dem Hinausgehen selbst die Worte ver-

nommen: „Wär' es nur im Parterre voller gewesen, ich hätte gewiß gepocht!" — Diesmal wär' ich also den Füßen entgangen, und ich darf sagen, daß mein Versuch bei der zweiten Vorstellung ausdauernder gefiel. Mit dem vollsten Recht hab' ich Dank für die Darstellenden auszusprechen, die wahrhafte Liebe zu ihren Charakteren hervorleuchten ließen durch eine ausgezeichnete Sorgfalt überall. Selten wird auf ein Stück solche Mühe verwandt, wie hier bei dem meinigen geschah; ich denke künftig durch bessere Arbeiten zu danken, und so eigene Ungeschicklichkeit und Anderer Haß zu besiegen. Ich weiß, wie ich zu diesem Haß komme, denn wer mich nicht kennt, sucht in meinen Urtheilen nur Persönlichkeit, nicht Liebe zum Besseren. Zeit und Gelegenheit werden das lehren; ich bedauere nur, daß es Menschen giebt, die keine Verstellung für die höchste halten, die auf Alles eher rathen, als darauf, daß Jemand ehrlich seyn will! Frei will ich auch ferner Meinungen und Empfindungen walten lassen über Andere und mich, doch ohne Leidenschaft, damit nicht das Blut über die Ufer der Vernunft brause, und mit Archilochus denken: „Alles ist möglich, nichts ist ohne Hoffnung, aber auch nichts der Bewunderung werth." Gtz."

Aus diesen Berichten, geschrieben in aufregender Ungewißheit zwischen Hoffen und Zweifel über meine geistige Befähigung, spricht das innere Gähren sich in erfahrungsarmer Freimüthigkeit aus, zugleich der Entschluß, weiter thätig zu seyn für Bühnenwerke. Da sie jedoch zum nährenden Bedarf wenig beisteuerten,

die Aufträge zu künstlerischen Arbeiten sich aber wieder gemehrt hatten, trieb ich mir den Drang zur Schauspieldichtung möglichst aus dem Sinn. Nächstdem machte mir im Jahre 1814 meine Häuslichkeit noch umfänglicher zu schaffen. Ich verheirathete mich (am 3. Januar 1815) mit der herzvoll sinnigen und sorgsamen Tochter Fleck's, die in „Liebe und Friede", dann auch in „Ein Tag des Schicksals" mitbeschäftigt war, auf meinen Wunsch aber schon vor unsrer Ehe dem Theater entsagte, wonach ich um meine drei bühnendichtlichen Versuche mich gar nicht mehr bekümmerte; ein Entschluß, der sich auch dadurch befestigte, daß der mir wohlwollende Iffland langwierig krank und schon im September 1814 gestorben war.

Wenn ich von seinem Hinscheiden an die Berliner Theaterverhältnisse in der Zeitfolge überblicke, findet sich in mir der Glaube gerechtfertigt, daß Iffland's Werth bedeutsamer wurde. Unzweifelhaft war es ihm um die Innerlichkeit, um die Seele der Schauspielwirkung zu thun; dies ist der Kern seiner Eigenthümlichkeit, bei deren Schilderung man ihm das Gemüthliche mehr beschränkte, als es sich mit der Wahrheit verträgt. — Mag er als Dichter verlästert seyn von den Verfechtern der „romantischen Schule" und „poetischen Poesie" — eine an sich überspannte Benennung! — sie trieben durch ihr Liebäugeln mit dem Fremden die deutschen Grundlagen in Zerfahrenheit, während auf dem Wege, der sich volksgemäß angebahnt hatte, die „Idealität", die geistige Erhebung für unsre Bühne

heimischer zu erreichen wäre. Sagt Goethe von Iffland's Schauspielen: „sie sind zu einem bürgerlich rechtlichen Behagen hingewendet", wird wohl Niemand behaupten, daß diese Worte irgend etwas vom geistigen Aufschwung ausschließen.

Betrachte ich in Iffland den Darsteller, dann ist er meinen Erinnerungen da, wo seine Persönlichkeit nicht einigermaßen hinderlich wurde, unübertroffen, vorzugsweise in Gestaltungen aus dem ruhsamen Gemüthsbereich, so wie in denen der Wirklichkeit angehörenden des feinen und derben Lustspiels. Sein Streben erhob den sittlichen Zug selbst in der Posse, die ehemals — ob auch nicht ohne Ausnahme — kein solch leichtfertiges Erzeugniß war, als sie es geworden ist in verderblichster Weise für achtbare Zwecke der Bühne, und mit Goethe, der zuschauend stets völlig befriedigt war durch Iffland, bezeichne ich in ihm, zufolge des Gesammteindrucks, den „großen Schauspieler." — Beifall hielt er dem Bühnenkünstler für nothwendig; denn weil sein Schaffen dem vorübergehenden Augenblick angehört, hat ihn auch, wenn er es verdient, der Augenblick dankbar zu belohnen, um die Innerlichkeit des zu belebenden Gebildes vor Ermattung zu schützen. Doch war, bei dem Erzielen von Rührung und Erschütterung, die lautlose und doch fühlbare Ergriffenheit für Iffland der an Dank reichste Beifall.

Iffland's würdiges Bezwecken erwies sich auch im Umfange seines Verwaltens; überall stand der Werke Inhalt dem Aeußeren voran, so daß seine

durchdringende Umsicht mit geringer staatlichen Unterstützung — auch bei den schwierigen Allgemeinzuständen von 1806 an — in geistiger Hinsicht mehr verwerthete als es jetzt geschieht mit höchst namhafter Staatsbeihülfe. Nächstdem war er in vielfachster Weise ein Vorbild des unermüdlichsten Fleißes bis zum kaum Begreiflichen in der Zeiteintheilung, und in Betreff der Pflichtübung strenge gegen sich selbst, war er es auch, wo er sie von Andern zu fordern hatte. — Empfindlichkeit überfiel ihn allerdings nicht selten; die immer mit einwirkende Gereiztheit der Schauspieler herrschte auch in ihm, in seinen letzten Jahren durch Kränklichkeit mißtrauischer, doch hat er jedenfalls mit dieser Gereiztheit neben seiner Friedensliebe mehr sich geschadet als Andern.

Noch umfassender als hinsichtlich seiner eigenen Dichtungen für die Bühne wurde Iffland von dem Vorwurf verfolgt: er habe bei den zur Darstellung erwählten Schauspielen die „Poesie“ und „Phantasie“ nicht begünstigt. Das ist ein Vorwurf, bei dem man sich vor Allem über den Standpunkt zu einigen hätte, der weder mit dem Schulmaaßstabe noch mit der Ueberschwenglichkeit allein so leicht zu begründen ist als manche Wissenschaftler oder Heißgehirne sich einbilden. Wenn man die Bemühung nicht scheut, sich ein Verzeichniß zu verschaffen von den Werken, die während der Iffland'schen Verwaltungsjahre zum Erstenmale auf das Berliner Theater kamen, dann erfährt man, erstaunend über die Anzahl, daß Goethe's und Schiller's Werke vollständig heranzogen, von

den Dichtern nach ihnen Iffland fast Jedem, der mehr oder minder Beruf einleuchten ließ, die Bahn zur Bühne eröffnete, auch wenn ihm die Richtung nicht zusagte, wie — zum Beispiel — an A. W. Schlegel's „Jon.“ Wäre die Rede von Denen, die hauptvorzüglich der deutschen Bühne alle Herrlichkeit gesichert glauben mit Shakspeare, dann ist zu antworten: Iffland brachte ihn zuerst in den Uebertragungen von J. H. Voß und A. W. Schlegel. — In Bezug auf Natur und Unnatur, heimisch und unheimisch, hatte allerdings Iffland schlichte Ansichten; lag ihm dadurch die Leitung des Gegenwärtigen näher als eine bevorzugte Bekanntschaft mit dem uns absonderlich fern oder seltsam Gewordenen, den Zweck der Allseitigkeit hat er sich dennoch bewahrt, und steht selbst bei solcher Prüfung der Zeit nach ihm voran, wie er überhaupt ihr als Muster voransteht im Fördern des Heilsamen der Bühnenwirkung. — Einen überwiegenden Vorwurf wollte und will man auch noch jetzt daraus erwachsen lassen, daß er die Dichtungen des Heinrich v. Kleist nicht zur Darstellung brachte; man darf dies aber nicht vom späteren Standpunkt der Ansichten beurtheilen. Gewiß wird Jeder durch das Schicksal und irdische Schreckensende des Unglücklichen sich erschüttert fühlen, um so mehr Einer, dem seine Gestalt herbeischwebt im Zurückschauen. Nicht glänzend angethan, düster vor sich hinblickend, sah ich ihn zuweilen in einer oder andern Straße Berlin's — es wird 1810 oder 1811 gewesen seyn — ein Wort von ihm selber habe ich nie

vernommen, und seine Schriften wurden mir auch erst nach seinem Tode bekannt. Erzählt hat man mir damals, Heinrich v. Kleist beschäftige sich mit einem Tagesblättchen, zu dessen Inhalt er das Nöthige meist in einem Gasthause für Weintrinker schreibe. Der gewaltsame Schluß seines Lebens, der Selbstmord, mit dem er und seine Geliebte, eine verheirathete Frau, sich im Tode vereinigten, erweckte aus lebhaftem Streit öffentlicher Stimmen für Heinrich v. Kleist eingänglichere Beachtung, und nun auch Aeußerungen gegen Iffland. Man hat aber zu bedenken, daß Kleist's Dichtungen in ihrer Ursprünglichkeit überhaupt nirgends die Bühne erreicht hatten, ausgenommen das Lustspiel: „Der zerbrochene Krug", das — nach Goethe's Zeugniß — 1807 in Weimar „eine sehr ungünstige Aufnahme fand." Nächstdem mag man lesen, wie im Gesammten über Heinrich v. Kleist das Urtheil Goethe's lautet. Er sagt:

„Mir erregte dieser Dichter, bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche, was von dem Natürlichen noch übrig blieb, die Entstellung läßt er bei Seite, entschuldigt mehr, als daß er tadelte; denn eigentlich ist jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern, und darin kommen wir denn Beide zuletzt überein."

Bearbeitungen der Kleist'schen Dichtungen fehlten noch zur Zeit Iffland's, und daß er, in seiner

Weise bemüht, von der Bühne aus für Gesundheit des Familienwesens zu wirken, bei dem Visionsnebel und allerlei wunderlichen Einmischungen der Kleist'schen Ueberspanntheit auch etwas „Schauder" spürte, ist natürlich. Wie sehr es dem Leidensträger wäre zu gönnen gewesen, seinem unzweifelhaften Dichterberuf während seines Lebens Läuterung und Geltung, seinen Kräften Frieden mit sich selber zu erringen, nach damaligen sehr erklärbaren Auffassungen ist jedenfalls die wegen Kleist für Iffland beschwerende Schuld sehr zu erleichtern. — Ehre also seinem Andenken über jeden Mißton aus eingeschulter Enge hinweg, und Achtung auch seinen dichterischen Gaben, mit denen er in bester Meinung für das sittliche Volkswohl that, was er vermochte, auch mehr als dies nie thun wollte, weil er eben als Dichter sich der Schranke seiner Strebsamkeit bewußt war.

Minder zu gutem Andenken stellte sich mir noch vor dem Ableben Iffland's ein anderer Zeitgenosse, der gallig streitsüchtige Müllner, dessen Haderlust mich Jahre hindurch zeitraubend zwang, ihm Gegner zu seyn. — Als am 14. Februar 1814 sein Trauerspiel: „Die Schuld" zur Darstellung kam, hatte ich darüber zu berichten in Folge meiner Mitarbeit bei der „Spener'schen Zeitung", und fand mich angeregt, vom christlichen Standpunkt aus den in jener Dichtung waltenden Schicksalsglauben des griechischen Alterthums zu bekämpfen. — Es ist um so rathsamer, hier nicht in Breite die Entwickelung solcher Ansicht zu wiederholen, da jeder Denkende mit ihr vertraut

seyn wird; hier sey nur bemerkt, daß Müllner's Vorrede zur zweiten Auflage der „Schuld" meist gegen meine Aeußerungen eiferte, obwohl ihnen anderseits die Zustimmung nicht fehlte.

Etwa inmitten des Jahres 1816 war nun Müllner in Berlin, wegen Berathens mit dem Theater-Verwalter — nun Graf Brühl — hinsichtlich der Darstellung des Trauerspiels: „König Yngurd." Mir unerwartet besuchte mich der „Weißenfelser Aristarch", wie Müllner schon damals genannt wurde, und ich empfing ihn so zuthulich, wie es meine beschränkten Verhältnisse gestatteten. Da ich zur Erholung bei schriftstellerischer Beschäftigung ein Zimmer nah am Thiergarten für Nachmittags- und Abendstunden gemiethet, auch nahe Gelegenheit hatte zu einfachem Mahl, bat ich ihn, dort mein Gast zu seyn. Er sagte zu, fand sich ein, und wir saßen zu Dreien beisammen, denn nur noch meine junge Frau war zugegen. Er leitete bald absichtlich das Gespräch auf jenen Bericht, und je deutlicher ich davon mich abwenden wollte, je mehr hofmeisterte er mich mit übermüthigem Behagen. Endlich war doch bei aller Nachgiebigkeit nicht weiter auszuweichen, er schlug um sich mit immer schärfer verletzender Rede; ich sah mich gezwungen, meine Ueberzeugung zu vertheidigen, und that es möglichst besonnen, doch so entschieden kräftig, wie seine Angriffe es mir geboten. Jetzt wurde mir klar, daß Müllner mich eigentlich nur besucht hatte, um mich einzuschüchtern, und dadurch mein öffentliches Aussprechen für seine Zwecke zu bevormunden. Als er

nun begreifen mußte, dies werde ihm nicht gelingen, steigerte er seinen Zorn, während sich dessen Ausdruck erniedrigte; dann, nachdem ich ihm nicht mehr antwortete, stand er hastig, so sehr es seine Wohlbeleibtheit erlaubte, vom Polstersitz auf, und verließ mit dem barschbös tönenden Ausruf: „Gute Nacht!" plötzlich das Zimmer. — Meiner Frau, von Angst und Schreck erfüllt, waren Thränen entpreßt, und die Brust erleichternd sagte sie aufathmend: „Gott sey Dank, daß er fort ist; Der kommt im Leben nicht wieder zu Dir!"

So dachte auch ich; Müllner überraschte mich jedoch schon am nächsten Tage, und trat in mein Arbeitsstübchen der Stadtwohnung mit der Anrede: „Entschuldigen Sie, ich habe Rühmens gehört von einer Predigt, die von Ihnen in Art des Abraham a Santa Clara geschrieben ist, möchte sie gern lesen." Ich hatte einzelne Bogen des Bandes, worin dieses Spiel heiterer Laune im Jahr 1816 zum ersten Mal gedruckt erschien, und gab sie ihm, dabei äußernd: er könne sie behalten. Was er dann noch sagte und entgegnete, klang immer wie nur halb verhüllte Drohung, doch ging daraus zugleich hervor, so ganz wolle er es nicht verderben mit Einem, der eine öffentliche Stimme in der „Spener'schen Zeitung" und im „Morgenblatt" hatte: an jener Predigt war ihm gewiß wenig oder nichts gelegen. Da er sich schließlich sogar erbot, mich bei einer bezweckten Mitsorge zum Vortheil des „Vaterländischen Vereins für hülfsbedürftige Krieger" zu unterstützen, sandte ich auch ihm die

gedruckte Einladung zu Beiträgen in Bezug auf die für jenes Unternehmen entstandenen vier Bändchen „Gaben der Milde“, empfing aber keinen Beitrag, und später, als keiner mehr nöthig, und Ende Novembers 1816 meine Zeitschrift: „Der Gesellschafter“ angekündigt war, folgende Antwort:

„Weißenfels am 1. Dezember 1816.

An Aufsätzen schönwissenschaftlichen Inhalts, die für Ihren wohlthätigen Zweck sich eigneten, bin ich gänzlich arm. Aus Verdruß über die Berliner Bühnenverwaltung bin ich der Kunst fast abhold geworden, und habe aus Desperation eine Menge rückständiger Kritiken im Fache der Jurisprudenz und Staatswissenschaft aufgearbeitet. Diese gelehrte Wuth wird aber vorübergehn und für ihre Zeitschrift wird sich in Zukunft Manches finden, wenn ich erst mit der Tendenz derselben bekannt werde. Wollen Sie zum Anfange und zum Beweis der Aufrichtigkeit meines guten Willens einige Scenen aus Yngurd, so schreiben Sie mir deshalb.

Mit ungeheuchelter Hochachtung

Ew. Wohlgeboren ergebener

Müllner.“

Einstweilen zu begrenzen ist die Rückschau nach jenen Wirrigkeiten, bei denen ich durch mannigfach erregte Umtriebe Müllner's entweder offenbar persönlich angefochten, oder aus schlausüchtiger Verdreherei in seine Händel mit Andern verwickelt wurde. Auf allerlei Wegen und Umwegen hat er mich mindestens acht Jahre mit seiner Verbissenheit geplagt, und da

die Anfechtungen hauptsächlich mit meinem zeitschriftlichen „Gesellschafter" verknüpft sind, habe ich voran über dessen Entstehen und die durch Garlieb Merkel's arglistiges Einschreiten erweckte Veranlassung zu berichten, dann auch zeitgemäß von dem erwähnten „Verein zur Verpflegung der in den Feldzügen von 1813 und 1815 hülflos gewordenen Berliner Kriegern und deren Wittwen und Waisen" zu sprechen.

Seit Merkel's Flucht aus Berlin im Jahre 1806 erfuhr ich durch Gerüchte von seinen Verhältnissen weiter nichts, als daß er in Riga eine Zeitung herausgebe, sich Reichthum und ein Landgut erheirathet habe, und „Skizzen" aus seinem „Erinnerungsbuch" drucken ließ. Nach etwas über neun Jahren sah ich seine Handschrift wieder in einem Schreiben, womit mein kurzes aber sehr widerliches Abenteuer mit ihm begann. Ich hatte zu lesen:

„Depkinshof bei Riga am 8/20 Oktober 1815.

Mein alter, sehr geehrter Freund!

Mit der herzlichsten Theilnahme und Freude bin ich dem genialischen Gange gefolgt, den Sie genommen haben, um dem Publikum auf so vielfache Weise hochachtungswerth und wichtig zu werden. Hätte ich es mir nicht zum Gesetz machen müssen, meinen Freunden wie meinen Feinden aus meiner Ferne schweigend zuzusehn, längst und oft hätte ich Ihnen fröhlich Glückauf! zugerufen. Endlich läuft meine Quarantaine ab, und Sie sind Einer der Ersten, denen ich schreibe.

Die nähere Veranlassung dazu ist eine Aeußerung des Dr. Kosegarten (der vorgestern hier ankam), aus der ich manche, nicht unerwartete, aber mir wichtige Schlüsse über die Lage des „Freimüthigen" und seines jetzigen Herausgebers gezogen habe. Sie würden mich, mein hochgeehrter Freund, unendlich verpflichten, wenn Sie mir mit umgehender Post meldeten, wie sie eigentlich ist, und ob das Blatt im künftigen Jahr wird fortgesetzt werden können? Ich wünsche indeß, daß meine Erkundigung geheim bleibe.

Melden Sie mir zugleich, ob das Berliner Publikum noch zuweilen an mich denkt, und ob freundlich? Oder ob noch der alte Aerger darüber herrscht, daß ich nicht, wenn ich sagen wollte, „Hans Christoph, Du bist ein Pfeffersack!" statt dessen sprach: „Hochedler Herr, Sie sind stets gewürzreich!"

Mit Ungeduld seh' ich Ihrer Antwort entgegen, mehr noch, weil sie mir ein Beweis Ihrer freundschaftlichen Gesinnung seyn wird, als wegen des Gegenstandes.

Mit aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft Ihr
Merkel."

Was ich auf seine Fragen zu antworten wußte, schrieb ich ihm. Kotzebue hatte den „Freimüthigen" als sein unbeschränktes Eigenthum betrachtet, demnach das Recht einer erneuerten Herausgabe und des Verlags verkauft an den Dr. August Kuhn, der behauptete: Jenem 30,000 Thlr. gezahlt zu haben, was muthmaßlich für Uebertreibung zu halten ist. Auf Beurtheilen des Sachlichen ließ ich mich nicht ein,

denn aus Dem, was von benannter Zeitschrift vorlag, konnte ja Merkel selbst sich eine Meinung oder ein Urtheil verschaffen. Auch war es mir keine Nothwendigkeit, „über die Lage des „Freimüthigen" und seines jetzigen Herausgebers" zu berichten. In den nächsten Monaten vernahm ich nichts von Merkel, bis ich brieflich folgende Mittheilung empfing:

„Memel, am 17. März 1816.

Mein theurer, verehrtester Freund!

Endlich, endlich sind alle Hindernisse theils besiegt, theils gradezu weggeworfen, und in fünf oder sechs Tagen bin ich so glücklich, Sie in Berlin zu umarmen. Mit großer Freude begrüßte ich an der ersten Preußischen Stadt, die ich nach zehntehalb Jahren wieder sah, die tausendmal tausend Erinnerungen meiner vorigen Tage in Deutschland und vorzüglich in Berlin. — Was verging, blüht nicht wieder, vielleicht etwas Besseres und Schöneres statt seiner.

Die erste Bitte, die ich nach Berlin sende, trifft Sie, mein hochverehrter Freund! der Sie überhaupt bei meinen Erwartungen und meinen Plänen für dort im bedeutendsten Vordergrunde stehen. — Ich hoffe, wir schlagen für manches Bedeutende Hand in Hand. Voritzt habe ich indeß nur ein ganz prosaisches Anliegen, nähmlich, daß Sie mir, wo möglich in Ihrer Nachbarschaft oder der Friedrichsstraße, eine Chambre garnie, etwa zwei hübsche Zimmerchen, besorgen, und einen monatlich bedungenen Diener. — Gern schriebe ich Ihnen noch viel; aber der Schokner Schiffer, mit

dem mein Reisegefährte accordirt, lärmt so viel Versprechungen heraus, daß das Zimmer wiederhallt. Also Alles, was in meiner Seele sich bewegt, aufgeschoben, bis ich auf Ihrem Sopha sitze.

Herzlich umarme ich Sie! Mit aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft Ihr

Merkel."

Was dieser Brief nöthig machte, war geschehen, was Merkel weiter von mir wollte, hatte ich zu erwarten. Am 25. Mai 1816 kam er an; wir sprachen lange über Vergangenheit und Gegenwart, nichts diente zum Klarwerden jenes Schreibens, und nach seiner Aeußerung: er wisse nicht, wo er den heutigen Abend zubringen solle, erging meinerseits die Einladung: er möge mich in dem Stübchen vor dem Thore besuchen, wo nur noch meine Frau seyn würde, die aus früheren Tagen von der Bühne her bekannte Henriette Fleck. Wir waren am Abend beisammen; ein schlichtes Mahl, dazu Cardinal-Getränk, wurde uns von der Hauswirthin besorgt. Die Unterhaltung mußte meist ich übernehmen, denn Merkel rauchte aus langer Thonpfeife — bei mir, dem Nicht-Raucher, wurde diese sammt dem Taback auch erst ermittelt — und blieb mehr schweigend als sprechend.

Am nächsten Vormittage wurde ich überstürzt durch eine Zusendung von ihm. Er schrieb mir:

„Hochverehrter Freund!

Ihre Unterhaltung und Ihr Cardinal haben mich zu einem Plane begeistert, der mich die halbe Nacht beschäftigt hat. Lesen Sie die Beilage, und billigen

Sie, wie ich sehr wünsche, den Inhalt, so senden Sie mir sie mit dem Namen ausgefüllt zurück. Dann schicke ich sie noch heute nach Petersburg und Riga, und mit nächster Post nach Wien und Prag. In Berlin selbst muß diese Anzeige erst in der Mitte des Junius erscheinen.

Gewagt wird bei dem Unternehmen nichts. Und würde es nur ein Vierteljahr lang fortgesetzt, immer wird es eine heilsame Bewegung veranlassen, und muß, außer baarem Vortheil, viel Spaß machen. Ueber den eigentlichen Zweck und Karakter sind wir wohl ohne Erörterung einverstanden; was sonst noch zu bereden ist, wird keine Schwierigkeit machen.

Mit ganzem Herzen Ihr Ml."

Die Beilage war eine Ankündigung der Zeitschrift: „Ernst und Scherz oder der alte Freimüthige", und auf der ersten Seite stand:

„Herausgegeben von und ."

Ich sollte nun meinen Namen an der einen oder anderen leeren Stelle einfügen, und der Bote sagte: er hätte auf den Bescheid zu warten, dann mit dem Rückweg zu eilen. — Ich packte die Ankündigung wieder ein, und beigelegt waren nur die Zeilen:

„Verehrter Herr und Freund!

Sie werden gütigst entschuldigen, daß ich auf Ihren Vorschlag nicht eingehe. Meine Verhältnisse sind nicht der Art, um augenblicklich mit Herausgabe einer Zeitschrift mich beschäftigen zu dürfen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Berlin, 26. Mai 1816. F. W. Gubitz."

Kaum eine Stunde später war Merkel wieder bei mir, überströmte mich mit Zureden, setzte mir auseinander: er habe, fast zehn Jahre von Deutschland entfernt, Jemand nöthig, der mit dessen Zuständen in stetem Zusammenhang geblieben sey, und endlich machte er es geltend, daß einst, da ich in meinem Kunststreben angegriffen war, er mir beihülflich zu meinen Gegenreden im „Freimüthigen" Raum bewilligt habe, jetzt aber auf meine Beihülfe rechne, die ich ihm, des Vergangenen gedenkend, hoffentlich nicht versagen würde.

Merkel hatte, wie sich glauben läßt, die Erregung meines Gemüths beabsichtigt, und darf man wohl voraussetzen, seine Theilnahme an jenem Streit habe er für sich selbst als zweckdienlich erachtet, auch der Schein von Undankbarkeit war mir empfindlich. Ich gab der Bedrängniß nach, und schrieb auf die Handschrift der Ankündigung meinen Namen in die zweite Lücke. Vollen Vertrauens fiel mir Schriftlichkeit des Vertrags gar nicht ein, hinlänglich schien mir das gegenseitige Versprechen: gleiches Recht, gleiche Theilung bei Gewinn und Verlust.

Die Ankündigung wurde gedruckt und verbreitet, anfangs mit so günstigem Erfolg, daß man die Ergiebigkeit der Zeitschrift, deren Druck Gottfried Hayn, deren Versendung die Spener'sche Buchhandlung übernahm, nicht bezweifelte. Nach Merkel's Vorschlag hatte er die Blätter der ungraden, ich die der graden Zahlen in Macht und Sorge, Einer dem Andern die für sein Bereich geeigneten Beiträge einzu-

händigen. Eifrigst bemühte ich mich von der Stunde an, in der ich durch Einfügung meines Namens mich dem Bündniß verpflichtet hatte, mußte aber bald einsehen, daß mit der steigenden Mehrung der Bezahler auch die Anmaßung Merkel's in Steigerung war. Kaum verbreitet hatten sich die ersten Blätter, da sagte mir der alte Hayn: „Ich glaube als vieljähriger Freund Ihrer Familie Ihnen nicht verhehlen zu dürfen, daß mir Herr Merkel äußerte, er sey Eigenthümer des Titels, also auch der Zeitschrift überhaupt, könne Sie von der Redaction entfernen, sobald er wolle, und demnach wären seine Anordnungen die gebietenden, wie er sich ausdrückte!“ — Das machte mich aufmerksam, und obschon ich ungern in dies Verhältniß gewilligt hatte, mein Recht und Ehrgefühl waren jetzt mitsprechend. Ich ahnte, weshalb Merkel die Titel der von ihm vor seiner Flucht herausgegebenen beiden Zeitschriften vereint habe und welche Absicht darin ihre Grundlage gewinnen könne, erkundigte mich auch hier und dort. Es bestätigte sich: mir drohte die Gefahr, wie ein unterthäniger Diener entlassen zu werden, und ich schrieb nun an Merkel:

„Verehrter Herr und Freund!

Indem ich mich in meiner Geschäftigkeit für unsere Zeitschrift sehe, überschaue ich: sie wird mir so viel Zeit kosten, daß ich dabei manche, mir nicht einmal als solche angerechnete Verluste haben muß. Fest entschlossen, mit der höchsten Thätigkeit selbst für die Zeitschrift zu wirken, nächstdem noch ihr Eingreifen mit allen zahlreichen Bekanntschaften und Mitteln zu

fördern — wie Sie es bisher bemerkt haben — werden Sie nicht unwillig seyn, wenn ich manches geldbringende Geschäft nicht gern entbehren mag, ohne eine Sicherheit zu erkennen, wie sie bei Unternehmungen gewöhnlich ist. Gern und willig beginne ich das Werk mit Ihnen auf gleiche Gefahr, und da wir, wie es denn nicht anders seyn kann, mündlich für ganz gleiche Rechte übereinkamen, so lassen Sie, nach dem regelmäßigen Gange, uns dies gegenseitig auch schriftlich geben.

Offen, wie stets, sage ich Ihnen darüber meinen, schon oben angedeuteten Grund. — Mein Plan ist, mich als Künstler allen geringfügigen Arbeiten zu entziehen, und künftig nur an Werke zu gehen, die meines Namens Dauer mir sichern; deshalb habe ich Stunden der Erholung benutzt, mir schriftstellerische Quellen zu eröffnen, und es ist mir bisher geglückt; ich habe noch keine Unternehmung gemacht, wobei die Verleger nicht zufrieden gewesen wären. Jetzt, wo ich mit einem Male in der Nothwendigkeit bin, meine Kunst auf meine Wünsche beschränken, oder — wie ich freudig empfinde — ausdehnen zu müssen — eben weil es meine W ü n s c h e sind! — jetzt, wo ich in der ersten Zeit bei unserm Werke ohnfehlbar manches Opfer bringen werde, will ich mindestens mit derselben Hoffnung auf die Zukunft mich vertrösten können, als Sie es vermögen. Ich bin dann nicht so getheilt, nicht halb bei einer Angelegenheit, die alle Kraft in Anspruch nimmt.

Haben Sie denn nicht gleiche Rechte, gleiche Hoffnungen? — werden Sie fragen, und ich muß darauf erwiedern: Nein! — Meine Unbefangenheit hat nicht daran gedacht, daß, wie ich gestern in einem zufälligen Gespräch mit einem Rechtsfreunde erfuhr, Sie — im Falle es Ihnen einmal wollenswerth erschiene — mich sogleich von der Redaction entfernen könnten, weil — wie ich gefragt mit Ja zu beantworten hatte — der Titel mit jenem Anhange von Ihnen vorgeschrieben wurde. Obwohl dies an sich eine Geringfügigkeit ist, doch hat sie mich bedenklich gemacht, und da es Ihnen durchaus gleichgültig seyn kann, daß unser Uebereinkommen — Wort gegen Wort! — auch schriftlich werde, so bitte ich Sie darum, und zugleich auch: daß Sie gütigst die Punkte entwerfen und mir vorlegen. Ich habe dabei unsere Bestimmung im Sinn: Gleiche Gefahr, gleiche Lasten, gleichen Vortheil — gebe ihn uns der Himmel! — Dann noch einen Punkt, der eine Entschädigung betrifft, im Falle Umstände Sie oder mich zum Abtreten bewegen sollten; — so ist die Sache in aller Kürze richtig und in der Form.

Sehen Sie dieses Begehren nicht als Mißtrauen an — Sie werden es leicht bemerklich finden, daß mir nicht viel davon zu Theil geworden ist! — sondern als einen Beweis des redlichsten Willens, mich unserm Vorhaben mit der angestrengtesten Thätigkeit widmen zu können.

Um baldige Anordnung des Gewünschten Sie bittend grüßt herzlich Ihr

Berlin, den 28. Juni 1816. F. W. Gubitz."

Jetzt entstand ein rascher, seinerseits mit Drehen, Wenden und Schwenkungslist geführter Briefwechsel, ansichtlich dessen Merkel sich offenbar vor dem schriftlichen Uebereinkommen hüten wollte, bis er dann mir den Entwurf des Vertrags zuschob. Er empfing ihn nach Anleitung jenes Briefes am 3. Juli, zögerte nun mit der Antwort, erbot sich endlich für den 10. Juli zu einer persönlichen, vermeintlich ausgleichenden Besprechung, und auch dies wurde mir schon als gnädige Nachgiebigkeit angerechnet, was hervorleuchtet aus folgenden Zeilen, die er mir zwei Tage vor der Zusammenkunft sandte, wie man bemerkt ohne Ueberschrift:

„Die Erfüllung Ihres Wunsches wird Ihnen einen Beweis geben, welchen Werth ich auf Ihre Wünsche lege. Aber ich habe nun auch ein Paar. Erstlich, da es doch möglich ist, daß wir uns am Mittwochen nicht vereinigen, bitte ich Sie, im 6. Blatt keinen Artikel anfangen zu lassen, es sey denn, daß Sie mir ihn ganz überlassen. Ferner bitte ich Sie um Zusendung der eingegangenen Beiträge, da sie doch ohnehin, bis ein neuer Vertrag zwischen uns geschlossen ist, mir gehören.

Mit aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft

Ihr

Am 8. Juli 1816. Merkel.“

Diese Bitten sammt Anhang verrathen den bösen Willen der „aufrichtigen Freundschaft“ deutlich genug. Was war zu thun? Da die Spener'sche Buchhandlung mit der Zeitschrift in Verbindung, der alte Spener mir wohlgesinnt war, sandte ich diesem alle Briefe,

sprach das Vorhaben aus, mich sogleich von Merkel trennen zu wollen, ersuchte aber um die Meinung und den Rath des umfänglich erfahrenen, wackern, auch wissenschaftlich bedeutsamen Mannes. Am Morgen des 10. Juli erhielt ich die Antwort:

„Ich danke Ihnen, verehrter Herr und Freund, für die Mittheilung der anbey zurückgehenden Erklärungen und bin überzeugt, daß Sie nie Ursach haben werden, Ihren Entschluß zu bereuen. Auch wenn Sie in dieser Sache einen Proceß gewinnen könnten, würde es möglich seyn, mit einem Manne in Frieden zu leben, dem die Umwege geläufig sind? Noch besser werden Sie sich befinden, wenn Sie nun auch keinen Groll im Herzen behalten. Daß man für sich selbst und für Andere unendlich dabei gewinnt, wenn man ähnliche Ereignisse für bloße Mißverständnisse erklärt, sich auch bestrebt, sie wirklich dafür zu halten, das hat mir nun 67 Jahre lang die Erfahrung bestätigt. Ihr ergebenster

Den 10. Juli 1816. Johann Carl Spener."

Gleich nach Empfang dieses Schreibens ging ich zu Merkel, und nachdem ich in meiner Aufregung ihm sehr freimüthig mein Urtheil über sein hinterhaltiges Treiben beigebracht hatte, legte ich ihm ein hastig an seinem Pult geschriebenes Abschiedsblatt vor zur Unterschrift, die er verweigerte. Als ich aber mit Entschiedenheit beharrlich blieb in meinem Verlangen, und hinzufügte: wenn er nicht von seiner Weigerung abließe, müßte ich unser Begegniß nebst allen Briefen gedruckt in die Oeffentlichkeit senden,

kam das Folgende mit seiner Bestätigung in meine Hand:

„Gründe, die nicht für das größere Publikum sind, bestimmen mich, von der Herausgabe, der Redaction und jeder Mitarbeit bei der Zeitschrift: „Ernst und Scherz oder der alte Freimüthige" abzutreten, wie ich dies am heutigen Tage Herrn Dr. Merkel anzeigte.

Berlin, den 10. Juli 1816. F. W. Gubitz.

Obige Erklärung übergebe ich Herrn Dr. Merkel, damit höchst zufrieden, daß ein Verhältniß ende, welches mir keinen Frieden erzeugt hätte; — es war also für mich, den die Gewinnlust nicht zu dem Unternehmen führte, ein schnelles Scheiden das wünschenswertheste. Herr Dr. Merkel erstattet mir alle gehabten Kosten, übernimmt die Zahlung aller Kosten, die noch vorfallen, ich habe gar keine Verbindlichkeit mehr, zu zahlen. Gtz."

„Meine Zufriedenheit mit dem Vorstehenden bezeuge und erkläre ich hierdurch. Dr. G. Merkel."

Dies ist das im „Conversations-Lexicon" erwähnte Schriftstück, von dem gesagt ist: „Nach der Befreiung Deutschlands kehrte auch er (Merkel) dahin zurück, in der Meinung, sein Aristarchenamt fortzusetzen. Nachdem er sich zu diesem Zweck mit Gubitz verbunden, aber eben so schnell seiner Unverträglichkeit wegen (wie er dies in einem eignen Document, das er diesem auszustellen genöthigt wurde, bekennen mußte) wieder entzweit hatte, ließ er allein eine Zeitung artistisch-literarischen Inhalts unter dem Namen: „Der alte Freimüthige" erscheinen. Allein er

mußte bald wahrnehmen, daß seinen seichten und abgeschmackten Unterhaltungen die Leser fehlten."

Empfindbar ist es, daß jenes Abschiedsblatt in heftig innerer Bewegung entstand; für die Veröffentlichung habe ich damals nur die ersten Zeilen benutzt.

Als Merkel unterzeichnet hatte, schritt ich der Stubenthür zu bei den Worten: „Geh' es Ihnen nach Gebühr!" Jetzt rief er aus: „Ich bin für drei Blätter Honorar schuldig!" Ich antwortete: „Lassen wir Das, ich begehre nichts!" und er entgegnete: „Das darf ich nicht dulden! was zahlt Ihnen Cotta für die Beiträge zum Morgenblatt?" — Erheitert durch den gewünschten Erfolg gab ich lachend den Bescheid: „Eine unglückliche Frage für Sie; er honorirt mir den Bogen mit Dreißig Thalern Gold." Ein paar Augenblicke vergingen im Schweigen, bevor er, mir die Hand bietend, die ihm leer blieb, erwiederte: „Nun, ich nehme Ihre Freundschaft an!" — Nochmals lachend verließ ich ihn in bester Laune, denn der letzte Auftritt hatte mich belustigt, und meiner Befreiung war ich herzlich froh.

Den Rath Spener's habe ich befolgt. Merkel bewies mehrmals Tücke gegen mich, ich that, als wüßt' ich's nicht, und kann behaupten, daß ich — mit Ausnahme der Abwehr einer schnöden Lüge, wobei Merkel die Widerlegung gar nicht versuchte — erst jetzt wieder seinen Namen geschrieben habe. — Um gleich über ihn zu enden, berichte ich nur: Nach der Trennung von ihm wurde ich von Gräff und Vetter, die Besitzer der Maurer'schen Buchhandlung geworden

waren, mit dem Anliegen bedrängt, selbst und allein die Herausgabe einer Zeitschrift zu unternehmen. Ich widerstand, bis auch Gräff, dessen Verhältnisse sich für ihn sehr nachtheilig verändert hatten, auf eine vergangene Zeit hinwies; nun unterschrieb ich die Anzeige im December 1816. Mit dem 1. Januar 1817 begann der „Gesellschafter", der „alte Freimüthige" aber verlor schnell so an Theilnahme, daß Merkel sich im März 1817 von Berlin entfernte, nachdem er Julius v. Voß überredet hatte, einstweilen Redacteur zu seyn, was eine schlimme Stellung wurde, und mit dem Juni verschwand der „alte Freimüthige". — Daß sich der „Freund" nun in den galligsten Feind verwandelt hatte, ist ersichtlich aus der Schrift von Merkel: „Deutschland, wie ich es nach zehnjähriger Entfernung wiederfand". Die „Allgemeine Literaturzeitung" hat ihn aber in Bezug meiner Persönlichkeit damals gleich dermaßen abgefertigt, daß ich es gar nicht für nöthig hielt, Merkel'sche Schmähungen zu beachten; dies ist auch jetzt zu unterlassen, weil ich schon von der mir öffentlich ausgesprochenen Genugthuung in jener bis auf alle Zeit befriedigt wurde, mich nächstdem stets gern wieder hinwende zu Schilderungen, die mir angenehmer und erfrischender sind.

Berichtigend ist zu lesen:

Seite 30. Zeile 1. statt eigene — eigenen.
— — — 6 von unten, statt eine — einen.
— 39 — 6 von oben, statt mir — mich.
— 48 — 7 von oben, nach und — dem.
— 95 — 10 von unten — Grävenitz.
— 121 — 23 von unten, statt welcher — welchen.
— 149 — 11 von oben — Freimüthigkeit.
— 172 — 7 von unten — Verfasser.
— 272 — 11 von oben, statt war — wer.

* * * * *

Der Kaiser und die Müllerin. Historisches Lustspiel in einem Akt.
Verschiedene Wege. Lustspiel in fünf Akten.
Der lustige Rath. Historisch-romantisches Lustspiel in fünf Akten.
Gewagt und verzagt. Idyll-Schauspiel in einem Akt.
Keck und verwegen. Lustspiel in einem Akt.
Winkelränke. Lustspiel in einem Akt.
Karl der Große daheim. Vorzeit-Bild in drei Akten.
Kräftige Mittel. Lustspiel in einem Akt.
Gustav Adolph an der Oder. Geschichtlich Schauspiel in fünf Akten.
Sophie Detzloff. Geschichtlich Lustspiel in drei Akten.
Bei Leipzig. Schauspiel in einem Akt.
Sappho. Melodrama in einem Akt.
Die Abgeordneten auf der Bühne. Zeitbildlich Vorspiel.
Der Brautkranz. Dramatisirte Romanze.
(Sämmtlich im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele".)

Zusammengetragen:

Goethe in Briefen und Gesprächen. Supplement zu den Werken des Dichters. (Nicht in seinen Werken enthalten.) 1 Thlr. 10 Sgr.
Schiller in Briefen und Gesprächen. Sammlung brieflicher und mündlicher Bemerkungen. Supplement zu den Werken des Dichters. (Nicht in seinen Werken enthalten.) 1 Thlr.

Für seine Enkel als Weihnachtsgeschenk ist neulich gedruckt:

Festesgabe für Kindesjahre.

In Liedern
von

F. W. Gubitz.

Zufolge der Anforderung jetzt in zweiter Auflage für Jeden zu haben. 5 Sgr.

Die Zeitschriften „**Gesellschafter**" (zweiunddreißig Jahrgänge) und „**Volks-Gesellschafter**" (fünf Jahrgänge) sind vergriffen, die vierunddreißig Jahrgänge des „**Volks-Kalender**" nicht mehr vollständig, und das damit verbundene „**Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden**" nur noch in geringer Anzahl vollständig zu haben.

Mehreres, was F. W. **Gubitz** unter erwählten Namen erscheinen ließ, wird er in der Schilderung seiner „**Erlebnisse**" zu besprechen haben.

Jahrbuch

des

Nützlichen und Unterhaltenden.

Lebenslehre. Die Wahrheit und die Gelenkmännchen. Ich, Du, Ihr. Das Erforderliche. Uebergelehrt. Erkenntniß. Mancher berühmte Staatsmann. Nicht Allen angenehm. Anklänge. Von Innen. (Gtz.) Stilles Glück. (F. Brunold.) Erziehung. (Gtz.) Weihnachts-Mährchen. (R. Graf Rehbinder.) Johann Friedrich von Flemming. (Adolph Ziemann.) Gemüthszug aus der Vergangenheit. (Therese.) Der Apfelblüthenstecher. Naturbild. **(Karl Ruß.) Schrind und Pech.** Erzählung aus dem Weichselwerder. **(Marie Roskowska.) Gleichheit bei aller Ungleichheit. (Gtz.) Seit vierhundert Jahren. (Gtz.) Liebesgemälde aus Ehedem. (Gtz.) Drei geschichtliche Züge. (Gtz.) Verschiedene Ansicht. Guter Abschluß. (H. Rino.) Publikum. (Gtz.) Die Kalender-Tagesnamen. Deutsch. (Gtz.) Das weissagende Gespenst. (Gtz.) Fortgesetzte Versteigerung von Gegenständen aus dem Tagesbesitz. Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitschwindels. (Gtz.) Lebenslenkungen. (A. v. Michalowska.) Randstreifen. (Gtz.) Anregungen aus dem Gebet des Heilands. (Gtz.) — Auffassungen: „Etiquette." Genie. Tugend. Einseitig und Mehrseitig. Niedriges und Höheres. „Gefährlicher Mensch." Absicht. „Civilisation" — „Humanität" — ob Menschenthum. (Gtz.) Adler. (K. Tenner.) Blumen und Bäume. (Ed. Hillmar.) Umstände bilden Gegensätze. (R. Dobin.) Vom Bier. (F. L. Körner.) Bildliches. (Gtz.) Des alten Murrkopfs Zeit-Anschau. (R. Herrmann.) Anreden zum Gruß. (Gtz.) Die Schöpfung und Bahn des Weibes. (Wilhelmine.) Der Engel des Herbstes. (B. Fahrtner.) Schluß-Gabe. In Dir ist Hülfe. Zungen-Gelenk. Objectiv und subjectiv — Sach- und Sichgemäß, Liebe. Die Selbstlauter A. E. I. O. U. Beinah ein Wunsch. Empfinden. In die Seele zu schreiben. Heilschutz. (Gtz.)**

12½ Sgr.



E. Schlesinger's Buchdruckerei in Berlin.





